

Land und Leute

in der

alten und neuen Welt.

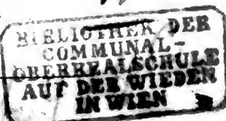
Reiseskizzen

von

Franz Löher.

Dritter Band.

Zweite Ausgabe.



Göttingen.
Georg H. Wigand.
1860.



Inhalt.

I.

Handelsvölker der Gegenwart.

Fourier sagte einmal: „Der Handel ist die Kunst, für sechs Franken zu verkaufen was drei kostet, und zu kaufen für drei Franken was sechs werth ist.“ Diese scharfsinnige Erklärung könnte zur Noth jeder Schulknabe geben; freilich wüßte er noch nicht, wie sie praktisch und im Großen wahr zu machen, welche Waaren je nach Zeit- und Völkerverhältnissen sich am besten dafür eignen, wo die bestgelegenen Anschaffungs- und Absatzplätze zu finden, und wie die Beförderung der Waaren von einem Orte zum andern am vortheilhaftesten zu bewerkstelligen. Um dies alles im Großen durchzuführen, bedarf es nicht minder schöpferischer Geisteskraft, als um Schlachten zu gewinnen und auf dem wissenschaftlichen Gebiete neue Eroberungen zu machen.

Allerdings hängt die Frage, ob ein Volk im Handel emporkommen wird, zunächst von mancherlei äußern Umständen ab, von seiner Lage, von günstigen Zeitverhältnissen, von der Neigung seiner Regierung die Industrie zu heben und eine nationale Handelspolitik zu befolgen. Zu gewinnreichem Verkehr nach innen und außen sich aufzuschwingen, wird besonders einem Lande schwer, dessen Kaufleute keine Kapitalkraft und keine stehenden Verbindungen mit andern Ländern haben.

Der Kredit geht nur so weit, als man gekannt ist oder baares Geld vorzeigt; daher halten die Kaufleute, welche bereits feste Verbindungen im Auslande haben und über bedeutende Kapitalien gebieten, Handel und Gewerbe in ärmeren Ländern in Abhängigkeit. Allein es ist nicht minder durch die Geschichte bewiesen, einerseits — daß mit der Zeit auch ein armes Land sich Kapitalien und Kredit erarbeiten kann, andererseits — daß die günstige Lage allein den Handel nicht festhält. Es sind vielmehr die Bedingungen für Handelsblüthe auch im Volkscharakter zu suchen. Denn gleichwie nicht Jedermann ein kaufmännisches Genie ist, so zeigt sich auch das Handelstalent verschieden den Völkern zugemessen; weil aber keines ohne Handel bestehen kann, so versucht sich jedes darin auf seine Weise, so viel es kann und versteht. Es kommen dabei nicht nur seine besseren Fähigkeiten an den Tag, seine Kühnheit und Klugheit, sein organisatorisches Geschick, seine Kraft und Ausdauer, sondern der Handel ist auch wie der Krieg, er ruft alles hervor, was von Raubsucht und Ränken in einem Volke vorhanden ist. Die Bedeutung eines Volkes im Welthandel und die Mittel wodurch es sie sich erringt, sind daher auch eine Probe seiner guten und schlechten Eigenschaften.

Orientalen.

Ruhig und stätig bewegt sich der Handel der Orientalen in den alten Geleisen. Denselben Weg durch die Wüste, den seit Jahrtausenden die bleichenden Knochen der Kameele und Rosse bezeichneten, wandelt alljährlich zur selben Zeit die Karavane. Keine Verbesserung wird auf ihren Haltplätzen angebracht, keine junge Industrie befrachtet sie mit neuen Erzeugnissen; die Lastthiere tragen noch dieselben Waaren wie vor Alters, kostbare Waffen, feine Tücher und Pelze, Gold,

Perlen und edle Steine, Gewürze, wohlriechende Oele, Opium, Tabak, Thee und dergleichen. Der Orientale empfängt dafür das Geld und die Fabrikwaaren der Europäer. Nur in köstlichen Stoffen macht er große Geschäfte; andere Landeserzeugnisse und Lebensmittel, welche zum täglichen Gebrauche dienen, füllen bei ihm blos die Kleinhändler-Buden.

Der orientalische Kaufmann läßt sich ungern ein auf weite und gewagte Spekulationen, bei denen er viel rechnen und seinen Blick auf die Zukunft gerichtet halten müßte, das ganze Geschäft will er gleichsam anschaulich haben. Er erfindet für den Handel weder neue Waaren noch neue Gebiete, mit Anregung und Weisung dazu muß ihn erst der Europäer versehen. Langsam und umständlich, hüllt er seine Rede wie seinen Leib in weite wallende Gewänder.

Ein großer Künstler ist aber der Kaufmann des Orients darin, seinen Waaren einen bestechenden Glanz zu geben, er ist ein Betrüger von Grund seiner Seele. Mit einem Gesichte, so ruhig wie Marmor, bei feinem Lächeln und wohltönenden Worten verfolgt er festen klaren Blickes einen tückischen Plan; die frühzeitige Gewöhnung an vollständigste Selbstbeherrschung kommt ihm dabei trefflich zu statten. Lust und Kunst im Betrügen sind ein Erbtheil der orientalischen Völker; der Schacher in allen Dingen wandert bei Vornehm und Gering unaufhörlich von Hand zu Hand. Was durch Trägheit und Feigheit verloren geht, soll durch Betrug gewonnen werden. Der Betrug ist im Orient nur eine andere Art von Raub. Beide, heimlicher und offenbarer Raub, sind dort Mittel, sein Leben zu erhalten. Wer eben Macht hat, plündert und unterdrückt. Im ganzen Orient befindet sich eigentlich der Lump am besten, der immer lustig von der Hand in den Mund lebt und keine Sorgen und keine Feinde hat.

Seit langer langer Zeit schon verharrt der Orient in seiner hergebrachten starren Gewöhnung und geistigen Dumpfheit.

Die fruchtbaren Keime scheinen dort in den Geistern vertrocknet. Staat und Gesellschaft sind in ihren einfachen Formen stehen geblieben. Die öffentliche Macht arbeitet fast nur, damit ihre Träger sich selbst Reichthümer und Wohlleben bereiten. Die Wohlthat der Regierung ist im Orient hauptsächlich negativer Art. Sie preßt und mißhandelt die Unterworfenen so sehr, daß diese weder Muth noch Zeit noch Mittel haben, sich selbst unter einander ärgere Uebel anzuthun. Anstalten und Gesetze, welche das Gedeihen des Volkes fördern sollen, treten nur zufällig und nebenbei in's Leben. Wie der Schmutz sich im Orient über die Wohnungen und Trachten der Menschen lagert, so scheint er auch ihre Seelen anzufressen. Wie des Orientalen Schönheitssinn noch immer so niedriger Art ist, daß ihm das Weib nicht in schöner schlanker Gestalt, sondern nur als weiches Polster seiner Sinnlichkeit gefällt, so liegt auch sein sittlicher Sinn noch immer gefangen unter den ersten rohen Forderungen der menschlichen Natur. Nur wenige Völker im Orient empfinden noch in sich selbst einen Antrieb, zu höherer Kultur aufzustreben. Wer sich lange mit den Staaten, Religionen, Sitten und Ansichten der jetzigen orientalischen Völker beschäftigt, entsetzt sich zuletzt vor dieser geistigen Sahara, welche sich über so viele Millionen Menschen ausdehnt, vor dieser Leere an jungen Triebkräften in so ungeheuren Ländermassen. Und je länger Jemand mit jenen Völkern selbst verkehrt, desto stärker erwächst in ihm die Ueberzeugung, daß sie unter europäische Zucht und Schule zu nehmen sind, wenn sie nicht noch mehr verkommen sollen. Wie einst im Alterthum die Erkenntniß des einen Gottes nur unter dem kleinen Volke der Juden, so wohnt jetzt in der weiten Welt die schöpferische geistige Kraft nur auf kleinen Erdflecken.

Die europäische Zucht und Schule hat im Orient längst begonnen. Wie entfernt, wie weit ab lagen uns die persischen und indischen Länder, als der Verkehr mit ihnen nur noch auf

jenen Handelsstraßen geschah, welche aus dem tiefen Innern Asiens heranzogen. Soviel Waaren, soviel Fabeln und wunderbare Vorstellungen vom Leben im Orient wurden dadurch vermittelt. Kaum aber war der Seeweg nach Ostindien entdeckt, als auch bald tausend Schiffe europäische Kaufleute Soldaten und Missionäre an die Gestade des indischen Meeres brachten, welche sich festsetzten, kleine Niederlassungen gründeten und schließlich zu großen Ländereroberungen übergingen.

Die Holländer und Engländer besetzten die weite Inselwelt des indischen Ozeans, und dann drang die englische Macht erobernd in die alte geheimnißvolle Kulturmitte Asiens ein. Ganz Vorderindien mußte sich der englischen Herrschaft beugen, welche von da aus ihre Arme nach Persien, nach Tibet und Mittelasien, und nach Hinterindien ausstreckt.

Der zweite große Schritt Europas in den Orient hinein war, als es ihm ganz Rußland abrang. Dies ungeheure Mittelland zwischen Orient und Occident wurde nicht getheilt zwischen beiden, es wurde ganz und gar in Beschlag genommen von der Kultur des Abendlandes, das asiatische Wesen mußte immer weiter zurückweichen. Die Türkei und ganz Vorderasien befinden sich jetzt im gleichen Falle, als vor etwa zweihundert Jahren das russische Reich, — nur mit dem Unterschiede, daß die Kultur heut zu Tage viel rascher vorschreitet; sie hat sich ganz andere Reisemittel geschaffen.

Insbesondere seit den letzten fünfzig Jahren hat im Orient die europäische Macht und Kultur außerordentliche Forlschritte gemacht. Napoleons Stoß auf Aegypten und Syrien erschütterte den ganzen vorderen Orient. Reformen in der Türkei, Aegypten, Persien waren seitdem unausweichlich, Männer aus allen europäischen Staaten betheiligten sich daran. Die Orientalen selbst konnten blos als Schüler nachahmen, sie brauchten europäische Organisatoren und Exercitienmeister, weil sie es nicht vermochten, aus ihrer eigenen Mitte heraus neue

Schöpfungen zu Stande zu bringen. Noch viel weitgreifendere Folgen hat der letzte russisch-europäische Krieg. Der Strom der europäischen Kultur stieß in diesem Kriege die letzte starre Schranke weg, welche ihr auf ihrem Wege nach dem Osten noch entgegenstand. Das türkische Reich wurde bis auf seine letzten Wurzeln erschüttert und gelockert. Jetzt dringt dieser Strom breit und unaufhaltsam über die Levante nach Mittelasien, nach Aegypten und Persien vor.

Jedoch nicht blos vom Westen und vom Süden her bohrt die europäische Herrschaft und Kultur in den asiatischen Welttheil hinein: auch vom Osten her geschieht der Angriff. China und Japan, so lange und so starr verschlossen, empfinden bereits die Zuckungen des europäischen Anstoßes in ihrem Innern. In jenen Ländern uralt fester Sitte, deren weite Küsten das stille Weltmeer umfluthet, begegnen sich jetzt Amerikaner vom Osten und Europäer vom Westen.

Endlich legt sich die russische Macht vom Norden her vordringend durch die ganze Breite Asiens hin, am einen Ende umgreift sie die Türkei und Persien, am andern Ende China. Wenn die aus der Levante und von Indien heimgekehrten Karavanenhändler in den Städten Mittelasiens von dem wunderbaren Volke der Europäer, von ihren Dampfrossen und beflügelten Schiffen erzählen, so spricht man in jenen Gegenden an den Abendfeuern der Nomaden bereits mit Furcht und Spannung von dem großen Sultan in Petersburg.

Es greifen aber nicht blos die Siege und Eroberungen der Europäer im Orient, nicht blos ihre offiziellen Agenten, Expeditionen und Verträge in das Staatsleben und in die Industrie der dortigen Völker ein, viel wirksamer entfaltet sich dort das geistige Uebergewicht der Europäer durch die stille unausgesetzte Thätigkeit der Privaten. Zunächst ist es der Kaufmann und Händler, der sich an wohlgelegenen Plätzen niederläßt, die Naturerzeugnisse des Landes erkundet und her-

beizieht, die Industrie des Volkes durch sein Geld und durch seine Anweisungen ermuntert, zugleich aber es an den Gebrauch der europäischen Waaren, als Waffen Kleidungsstücke Geräthschaften Arzneien, gewöhnt, neue Bedürfnisse im Volke hervorruft und es der europäischen Industrie zinsbar macht. Bald nach dem Kaufmann folgt der Missionär, der das fremde Volksleben studirt, neue Ideen darin in Umlauf bringt, allmälig den Glauben an die alten Götter oder an die religiösen Institutionen der Vorväter untergräbt und das Volk mit mancherlei neuen Kenntnissen und kleinen Künsten bereichert. Tiefer in's Innere des Landes, als der Missionär, dringt der europäische Abenteurer, der Goldjäger, dem die Wagelust keine Ruhe läßt. So Mancher seine Kühnheit auch mit dem Leben bezahlt, immer bleibt zuletzt solch ein Abenteurer an dem Hofe eines orientalischen Großen hängen, gewinnt Macht und Einfluß und tritt reformirend auf. Auch der Naturforscher wagt sich, getrieben durch unbezwingliche Liebe für seine Wissenschaft, in das Innere des Landes und verbreitet durch seine ärztlichen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse dort die Achtung vor dem Kennen und Können der Europäer. Zuletzt findet es ein einheimischer Fürst gerathen, europäische Agenten und Lehrmeister in sein Land zu berufen, um Reformen im Großen zu bewerkstelligen.

Jedoch nicht so gutwillig, nicht so gleichgültig und an sich selbst verzweifelnd unterwirft sich der Orientale überall dem Willen der Europäer. Es geht vielmehr eine tiefe Gährung durch die orientalische Welt. In allen ihren Handels- und Küstenplätzen kocht und flammt es vor Zorn und Haß gegen die frechen Fremdlinge, welche die uralt heiligen Sitten und Gebräuche nicht achten, und spielend und lachend zerfetzen, was der Orientale von Jugend auf so unantastbar angesehen hat, wie die Sonne am Himmel. Daß diese Bewegung gegen die Europäer zu gleicher Zeit ganz Asien durchzieht, ist der beste

Beweis, wie tief europäische Herrschaft und Ideen bereits in diesen Welttheil eingedrungen sind und wie heftig sie in seinem weiten Schooße treiben und arbeiten. Im Innern Nordafrikas wurden Reisende mit den Worten zurückgehalten: die Europäer sollten es dort nicht auch so machen wie in Indien, wo sie erst als einfache Reisende und Kaufleute erschienen, und bald darauf als Eroberer und Herrscher gekommen wären.

Im Westen und Süden Asiens ist es vor allen der Muhamedaner, welcher sich grimmig widersetzt. In seinem bornirten Hochmuth betrachtete er die reichsten Länder Asiens als seine unentreißbare Beute, und jetzt fühlt er sich an den Hauptsitzen seiner Macht und seines Glaubens in's Leben getroffen. Die Hunderttausende, welche alljährlich mit der großen Karavane durch weite Länderstrecken nach Mekka ziehen, sehen und hören überall von der Thätigkeit und Unternehmungslust der Europäer. Ihr Instinkt sagt ihnen, daß diese „Ungläubigen" tausendmal mehr wissen und können als die Söhne Allahs, und ihr ganzer Stolz und Grimm empört sich über diese Erkenntniß. Sie erschüttert ja, was mit ihrem Leben und Blute verwachsen ist, ihren religiösen Glauben, dieses letzte und stärkste Bollwerk des orientalischen Denkens und Seins. Ohne diesen Glauben ist der Orientale ein Schwert ohne Griff, eine Schelle ohne Klang. Wie, wenn ein Mollah sich denkt: diese Franken, sie sind so frech und übermüthig, könnten sie nicht eines Tages auch Mekka besetzen? — Muß dieser Gedanke nicht jeden Nerv in seiner Seele rasend machen? Constantinopel ist bereits halb in den Händen der Franken, die Besetzung Mekka's wäre der zweite, noch tiefere Stoß in das Herz der muhamedanischen Welt.

Im Osten Asiens empört sich der starrköpfige Chinese, der sich vermehrt wie Sand am Meere. Das Chinesenvolk bildet eine so ungeheure Masse, im Ganzen so beharrend, im Einzelnen so hin und her wimmelnd, daß ein Schlag darauf nicht mehr

hilft als ein Degenstich in einen stehenden ungeheuren Bienenschwarm. Und dennoch, nach einigen Zusammenstößen mit den Europäern, fahren bereits in diesem kolossalen Volkskörper europäische Ideen zündend treibend ätzend hin und her. Der in seinen Aeußerungen oft so lächerliche, in seinen Wurzeln aber nicht auszurottende Haß der Chinesen, schimpft und kämpft gegen „die Barbaren" zuletzt ebenso vergebens, als der Fanatismus der Muselmänner jemals das fressende Feuer wieder auslöschen kann, welches die europäische Kultur auf tausend Punkten in die Welt Mahomeds hineingeworfen hat.

In Indien hat der mahomedanische Grimm bereits einen entsetzlichen Krieg angefacht, und wir wissen nicht, zu welchen furchtbaren Ausbrüchen er die Volkswuth in der Türkei, Vorderasien und Persien aufstacheln wird, oder zu welchen blutigen oder ekelhaften Gräueln die Chinesen im indischen Archipel wie in den von ihnen besetzten Theilen des Kontinents ihre Zuflucht nehmen. Der Kampf der europäischen Kultur mit dem Starrsinn, der Dumpfheit und der Trägheit der Orientalen nimmt mit jedem Jahrzehnt riesenhaftere Umrisse an, dieser Kampf erfüllt vielleicht noch viele Menschenalter, erfordert vielleicht noch die ungeheuersten Anstrengungen von der gebildeten Welt, — sein Ausgang aber kann kein anderer sein, als der Sieg der christlichen Kultur, als die Zersetzung der orientalischen Gesittung durch die europäische.

Man stelle sich zum Beispiel nur von dem einen Ereignisse, — der Durchstechung der Landenge von Suez, — die Folgen vor für den Orient. In kürzester Zeit muß dadurch der Welthandel außerordentlich an Raschheit des Verkehrs wie an Waarenfülle gewinnen. Die Mitbewerbung mit den Engländern ist dann den übrigen europäischen Völkern erleichtert, weil die Mittel, den Welthandel zu führen, leichter werden. Die Folge ist, daß eine unberechenbar größere Anzahl Menschen, als jetzt, sich am Handel nach dem Oriente betheiligt

und sich dorthin begiebt. Zunächst werden Aegypten und Syrien, Nubien und Abyssinien mit ihren Hinterländern, das östliche Süd- und Mittel-Afrika, ferner Arabien, Persien, ganz Ostindien, Tibet, China mit wohlfeilen europäischen Manufakturwaaren reichlichst versehen, ihre eigenen Produkte aber werden eifriger aufgesucht und nach Anleitung der Europäer rascher und besser erzeugt und nach den Hafenplätzen verführt werden. Der Europäer bringt Industrie und belebt die vorhandene. Die orientalischen Völker müssen sich mehr und mehr an europäische Kultur gewöhnen, und immer mehr Europäer werden sich unter ihnen niederlassen, um ihre Lehrmeister Anreger und Führer zu werden.

Natürlich geschieht das alles nicht in der Frist weniger Jahrzehnte, indessen läßt sich auch schon für diese auf mächtige Erfolge schließen, wenn man überblickt, welche tief eingreifende Wirksamkeit in einem orientalischen Lande oft eine Hand voll Europäer in kurzer Zeit gehabt hat. Auch hat deren Wirksamkeit, wenn sie noch so groß wird, ihre gesetzten Grenzen an Landesart und Volksart. Wenn der Europäer auch überall sich heimisch machen kann, wenn er auch alles ertragen kann, die endlichen Folgen des Klimas kann er doch niemals von sich abwehren. Versetze man einige Millionen Europäer, ausgerüstet mit allen Kenntnissen und allem Comfort, in den Orient, die zweite oder dritte Generation würde ebenso viel orientalische Sinnes- und Lebensart angenommen, als europäische bewahrt haben.

Japaner.

Unter allen Orientalen verharrten diese bisher in der strengsten und hartnäckigsten Absperrung gegen den Welthandel. Kein Volk der Welt bildet so für sich allein einen geschlossenen

Handelsstaat. Die Japaner erzeugen fast alles selbst, was sie brauchen, und das will viel sagen, da ihre Kultur längst schon bei verfeinertem Luxus angelangt ist. Sie sind ein befähigtes Volk, das sich weit über ihre beiden Stammrassen, die Mongolen und Malayen, erhebt, welche ihre besten Eigenschaften in Japan mit einander vermischt haben. Die japanische Literatur erhebt sich in Geschichte und Poesie zu originalen Ideen. Von der Sternkunde und den ärztlichen Wissenschaften sind die Japaner besondere Liebhaber. In mechanischen Künsten sind sie ebenso erfinderisch als fleißig; wie früher japanisches Porzellan, so gehören noch jetzt Seide und Schwertklingen aus Japan zu dem besten in diesem Fache. Der Binnenhandel hat im japanischen Inselreich eine rasche und sichere Bewegung, Straßen Brücken und Kanäle überraschen den Europäer, selbst Wechsel und Papiergeld sind seit langer Zeit in Japan gebräuchlich.

Kein Zweifel, daß dieses Volk, wenn seine strenge Absperrung einmal gebrochen ist, seine Stelle im Welthandel ausfüllen wird. Dieser sprengt jetzt die Thore Japans durch amerikanische und russische Fregatten, bald werden Züge von Handelsschiffen aus allen Völkern die Häfen des japanischen Reiches umschwärmen und die Chinesen und Holländer verdrängen. Denn chinesischen und holländischen Kaufleuten allein gestatteten die Japaner bisher beschränkten Zutritt, und mit beiden kamen sie ziemlich gut aus, vielleicht weil sie in beiden eine Charakter-Aehnlichkeit mit ihren eigenen Landsleuten erblickten. Der dumme Hochmuth, mit welchen die gelehrten japanischen Beamten auf den Handel als auf ein verächtliches Gewerbe herabsahen, ist jetzt erschüttert, sie fangen an zu begreifen, welche Macht auf allen Weltmeeren den gebildeten Völkern gegeben ist. Trotz aller Schlauheit und Hartnäckigkeit, mit welcher die japanische Regierung die Absperrung ihres Volkes fortsetzen will, bemerkt man unter diesem bereits

ein gewisses Aufmerken und Aufhorchen auf alles das, was sich außer seinen Gränzen begiebt. Das deutet auf eine Empfänglichkeit hin, mit welcher nach der ruhigen Einförmigkeit von Jahrhunderten dieses Volk sich vielleicht auf einmal der großen Kulturströmung öffnet. Bedeutsam genug ist es, daß das Christenthum, als es vor jetzt drei Jahrhunderten an diesen Küsten anlandete, seine Bekenner bald nach mehreren Millionen zählen durfte. Nur durch eine Kette von blutigen Kriegen, welche mit gräßlichem Grimme wütheten, besiegte die Partei, welche es mit den alten Göttern hielt, ihre politischen Gegner, die Christen. Nach erhaltenem Siege wurde das Christenthum bis zur Wurzel ausgerottet und dann das ganze Reich gegen die übrige Welt abgesperrt.

In welcher Art und Weise aber die Japaner, wenn sie einmal am großen Handel Theil nehmen, ihn betreiben werden, läßt sich schon jetzt an den Chinesen sehen. Denn die Japaner stehen zwar an Geist wie an sittlicher Kraft entschieden mehrere Noten höher als die Chinesen, sind jedoch in Charakter und Handlungsweise verschwistert mit diesen ihren Stammesverwandten.

Chinesen.

Der Chinese ist vortrefflicher Kleinhändler, zum Großhandel nach fernen Ländern reichen seine Geister nicht aus. Weder sein Schiff noch sein Muth ist gerüstet, Monate lang die hohe See zu halten, jedoch im Küstenfahren sucht er seines Gleichen an Kühnheit und Geschick. Höchst gescheidt und unverdrossen als Handarbeiter hilft er sich durch zahllose Mittelchen, auf die kein anderer verfiele; aber kunstreiche Maschinen auszudenken nach mathematischen Gesetzen, das geht über seinen Horizont. Im Kleinen ist er erstaunlich erfinderisch, mit unsäglicher Geduld hat er ausgedehnte Werke zu Stande gebracht,

allein nur indem er die Handarbeit im Kleinen auf größern Räumen zusammensetzte. Der Chinese würde sich nicht scheuen, das Austrocknen eines Sees zu übernehmen; sicher aber würde er eher daran denken, ihn mit Eimern auszuschöpfen, als durch künstliche Werke das Wasser abzulassen. Der Blick auf's Große und die Kraft, die tieferen Naturgesetze zu erkennen und zu bemeistern, geht ihm ab.

In seiner Familie giebt der Chinese fort und fort rührende Beispiele von Kindespflicht Treue Fürsorge und Sparsamkeit: in Handel und Wandel ist er der ärgste Spitzbube unter allen Asiaten. Der Europäer kann erst dann hoffen durch Handel mit Chinesen zu gewinnen, wenn er ein paarmal von ihnen überlistet und dadurch mit den Schlangenwindungen ihres Gedankenganges bekannt geworden ist. Der Chinese hat Anlagen zu einem geschickten Kaufmann, er ist scharfsinnig, thätig und ausdauernd, erträgt Mühseligkeiten, als wären sie nur leichtes Unwetter, spürt den guten Markt aus auf hundert Meilen weit, und kommt gleich her, sich dort niederzulassen. Die Ansiedelungen der Chinesen vermehren sich mit jedem Jahr an allen Küsten des indischen und stillen Ozeans, wo Geld zu gewinnen. Im ganzen indischen Archipel ist der Chinese eigentlich Alles: Kaufmann, Mäkler, Handwerker, Landbauer, und in jedem Geschäft erfinderisch und arbeitsam vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Der Europäer ist dort der Herr, der Chinese aber der eigentliche Anbauer und Ausbeuter des Landes. Denkt der Europäer irgendwo ein Geschäft allein zu haben, gleich ist der unermüdliche, umsichtige, glattzüngige Chinese da und bemächtigt sich tausend kleiner Vortheile. Namentlich ist er Meister darin, ein schwächeres Volk auszubeuten, und schreckt dabei vor keinem Mittel zurück; denn tiefinnerlich ist der Chinese ein kalter, hochmüthiger Egoist. Vor jedem mächtigern Volk weicht er mit ungeheurer Feigheit und behält gleichwohl seinen Hochmuth gegen dasselbe, wie etwa

Jemand vor einem Wüthenden wegläuft und ihn dennoch verachtet. Nichts ist lächerlicher, als das aus eben so viel Haß und Abscheu als aus Furcht gemischte Gefühl, das den Chinesen in Bezug auf die „fremden Teufel" erfüllt. In seinen Hafenstädten sind sie eingepfercht in einige abgesperrte Stadttheile, gerade so wie man in Europa im Mittelalter die Juden behandelte, und der Chinese drückt jeder Art von Verkehr mit Fremden den Stempel eines ehrenrührigen Geschäfts auf. Da ihm andere Waffen versagen, greift er zu den Waffen des Verraths und der Arglist.

Doch vielleicht ist das chinesische Volk erst in späten Tagen in so tiefe Entsittlichung versunken, seine Religion und Familiensitte weisen auf bessere Zeiten zurück. Die zwei Jahrhunderte der Fremdherrschaft haben das Gute im chinesischen Charakter zurückgedrängt und alles Schlechte hervorgehoben. Das ganze chinesische Staatswesen ist jetzt ein raffinirtes System der Ausbeutung des einen durch den andern, vom Obersten bis zum Niedrigsten, gezügelt nur durch Furcht, Schlauheit und Trägheit. Ganz erstorben sind die bessern Keime in diesem Volke noch nicht, es wäre möglich, daß eine Zeit der Wiedergeburt für dasselbe neu begänne. Im Zusammenstoße mit den Europäern ist die Jahrtausende alte Starrheit gebrochen, es dringt neues Leben ein in dies unermeßliche Reich, das bisher nichts war als ein ungeheurer wimmelnder Ameisenhaufen. Es ist im hohen Grade auffallend, wie rasch nach dem Kriege mit den Engländern, der die Schwäche der Herrscher in China zum Entsetzen der Unterthanen enthüllte, aus dem Innern des Reiches der Anstoß zur Wiedererwerbung der Herrschaft für das alteinheimische Volk, und zur Reinigung von den Lastern seiner Beherrscher erfolgte, unter dem dunkeln Antrieb von Ideen, welche doch nicht ganz eines sittlichen Grundzugs entbehren. Gelingt es jetzt den Chinesen ihre nationale Starrheit und Befangenheit von sich

abzuwerfen, so kann dieses Volk noch eine eigenthümliche Bedeutung in der Weltgeschichte erlangen. Es wird ihm immer unmöglich fallen, des Kleinlichen und Fratzenhaften, das so tief in seinem Charakter steckt, sich ganz zu entledigen; das hindert jedoch nicht, daß die Chinesen mit ihrer zahllosen Volksmenge, mit ihrer Thätigkeit und Industrie die weiten üppigen Tropenländer bevölkern, in welchen der Europäer als Selbstanbauer des Bodens einmal nicht ausdauern kann. Die Sklavenherren in den Vereinigten Staaten denken zwar daran, in die Tropenländer eine Negerbevölkerung zu werfen, welche dem weißen Pflanzer die fruchtbare Natur ergiebig machen soll; vielleicht ziehen ihnen die Chinesen noch einen Strich durch die Rechnung. Denn beginnt einmal ihre Auswanderung dorthin wie jetzt nach Californien, so läßt sich ihr wachsendes Gewimmel nicht mehr zurückdrängen.

Hindus.

Ein tiefbegabtes Volk, um welches seit vielen Jahrtausenden die Geheimnisse der Weltgeschichte zu weben scheinen. Seine Industrie ist so uralt, so reich und glanzvoll wie die wunderbaren Erzeugnisse seiner Poesie und seines Schauens nach dem göttlichen Grund und Wesen aller Dinge. So lange die Menschheit zurückdenkt, hat Indien vor den Gedanken der Völker gestanden wie ein Hochberg voll unendlicher Schätze, und ebenso lange haben sie von den Hindus Ideen geholt für ihre Religionen und ihr Staatswesen.

Die Indier selbst aber haben seit Jahrtausenden sich abgeschlossen verhalten gegen die übrigen Menschen. Sie haben immer nur verkaufen und lehren wollen, nicht selbst kaufen und lernen. Dadurch haben sie sich die Rache der Geschichte zugezogen. Denn ein Volk, das gegen die Produkte seines Bodens und seines Fleißes immer nur Gold und Silber, nicht Waaren

eintauscht, das immer nur bei seinen alten Industriezweigen verbleibt und keine neuen lernen will, ein solches Volk zieht sich allmählig zurück aus dem anregenden und befruchtenden Leben des Welthandels. Es wird geldreich, allein es erstarrt in seinem Wissen und seinen Gewohnheiten und verliert unvermerkt seine innere Energie. Die Indier haben seit vielen vielen Jahrhunderten die Völker der Erde zu sich kommen lassen, damit sie ihnen Edelmetalle brachten und dafür Waaren abholten. Die Indier selbst ließen sich höchstens als vereinzelte Kaufleute in den persischen und arabischen Küstenstädten nieder, sie gingen nicht als Handelsvolk auf's Meer oder mit den Karavanenzügen in die Länder hinaus. So wurden sie unermeßlich reich an todtem glänzenden Metall, ihre Tempel und die Höfe ihrer Fürsten und Vornehmen wurden Vorrathshäuser, in welchen sich das Gold und Silber von der ganzen Erde aufspeicherte. Aber das Volk selbst versank in Weichlichkeit und Wohlleben, es wurde matt und unfruchtbar im Geiste. Endlich kamen die fremden Völker und holten die Schätze wieder, denn ihre Raubheere fanden leichtes Spiel. Was während eines vollen Jahrhunderts durch fleißige Arbeit und guten Verkauf gesammelt war, das nahm in einem einzigen Jahre ein Sultan oder Chan mit sich fort, und unter den Tritten ihrer grimmigen Horden sanken die indischen Städte in Asche. Zuletzt ließen sich die Fremden im eigenen Lande der Indier nieder, um sie dauernd zu beherrschen und auszubeuten. Unter dem entsetzlichen Druck und Elend, das der Hindu sieben Jahrhunderte von seinen fremden Beherrschern ertrug, wurde auch seine bessere Natur verderbt, er behielt nur noch die Waffen der Schwachen, er wurde aalglatt und ränkesüchtig, und wenn er einen Augenblick Luft bekam, badete sich sein Haß gegen seine Unterdrücker sinnlos in Blut und Gräueln.

Die Engländer haben auch die Reste der indischen Industrie matt gelegt, selbst die Baumwollengewebe liefern die englischen

Maschinen billiger und besser, als der bienenfleißige Hindu sie mit seiner Händearbeit herstellen kann. Freilich pflanzen die Engländer dem Boden Hindostans ihre eigene Industrie ein, sie beleben den Handel mit Eisenbahnen, Dampfschiffen und Telegraphen, sie erweitern den Landbau durch Einbürgerung neuer Erzeugnisse, sie haben das ganze Volk in die Lehre genommen, um es allmählig in die europäische Kultur einzuführen. Allein, ist bis jetzt nur irgend ein Resultat gewonnen, das einer sittlichen Kräftigung, einer Belebung der nationalen Industrie ähnlich sieht? Angefressen ist das Volk von europäischer Kultur, merkwürdig rasch, aber auch nur angefressen. Der Hindu der unteren Klassen gehorcht und lernt nur mechanisch, er bietet seinen Beherrschern nichts als seine leeren Hände, jener muß sie erst in Bewegung setzen. Der vornehme Hindu aber verliert, sobald er den Glauben seiner Väter aufgiebt, auch sofort allen sittlichen Halt, alles religiöse Gewissen und Glauben, und wird entsetzlich gemein.

Das dunkle Räthsel der orientalischen Frage erstreckt sich auch bis hierher, von den Gränzen des Orients bis in seinen uralten Mittelpunkt. Kann die europäische Kultur nur zersetzend und auflösend auf diese Völker wirken? Findet sie keinen homogenen Stoff mehr vor, den sie neu beleben und ausbilden könnte? Jedenfalls liegen hier noch Arbeiten vor, welche nur durch gemeinsame Anstrengungen aller gebildeten Völker gelöst werden können.

Malaien.

Auch das malaiische Volk hatte eine Vergangenheit, gegen welche seine Gegenwart nur ärmlich ist. Es drang als Eroberer und Seeräuber, als Händler und Anbauer des Landes an zahlreichen Punkten des indischen Archipels und Küstenlandes ein und gründete blühende Städte und Reiche. Noch jetzt sind Reste einer Art von See- und Handelsrecht übrig, welches von

den Malaien herstammt, noch jetzt ist die malaiische Sprache im indischen Inselmeer der Handelsdollmetsch. Auch heutzutage sind die Malaien noch die Beduinen des Meeres, ihre kleinen Kaper trotzten Jahrhunderte lang den europäischen Kriegsschiffen, und die malaiischen Matrosen sind die besten unter allen Asiaten.

Der Malaie ist im Handel geschickt, kühn und verschmitzt. Er liegt auf der Lauer wie eine Katze und springt zu, wo etwas zu erhaschen ist. Die Produkte des Landes hervorzurufen, für den Handel vorzubereiten, Pläne auf Jahre oder Monate zu machen, ist nicht seine Sache: durch einen tückischen Griff aber andern den Gewinn zu entreißen, das versteht er meisterlich. Seeräubervolk wird leicht tüchtiges Handelsvolk: auch der Malaie ist ein Beleg dazu.

Bucharen.

Was die Handelsflotten auf dem Meere, das sind in den unermeßlichen Wüsten und Steppen des innern Asiens die Karavanenzüge. Keiner aber weiß sie dort besser zu veranstalten und zu führen, klüger Waaren auszusuchen und gewinnreicher abzusetzen, als der Buchare. Er ist seiner Abstammung nach Tatar, es hat ihm aber der Mongole etwas nomadisches Blut zugesetzt. Die Bucharen sind zerstreut durch die große und kleine Bucharei und bis in Afghanistan hinein, ihre Hauptplätze Buchara, Kokand, Samarkand, Khiwa, Yarkand, Kaschgur, Aksu sind altberühmte Stapelplätze des Handels, in welchen die zahlreichen Karavanserais erfüllt sind von Gedränge und Geschrei vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Die Bucharen werden auch Tadschiks genannt, weil die Sage geht, sie hätten es verstanden, Mahomet seinen schönsten Schmuck, den Tadsch, vom Haupte zu stehlen; sie verstehen es auch jetzt noch, mit orientalischer Geschicklichkeit und Gemüthsruhe ihre guten Freunde auszuplündern.

Die Bucharen sind aber nicht bloß Zwischenhändler und Karavanenführer, sondern in ihren gewerbfleißigen Städten erzeugen sie auch selbst eine große Menge Waaren, mit denen sie den Handelsverkehr bereichern.

Perser.

Auch die Perser heißen Tadschiks, und wenn dieser Name nicht hauptsächlich ein Mischlingsvolk von alten Parsen Arabern und Turkmanen, sondern einen frechen geschickten Dieb bezeichnete, so wäre er für die Perser wie gemacht. Man thäte ihnen Unrecht, sie die sittlich schlechtesten unter den Orientalen zu nennen, aber es giebt wenige Menschen auf der Erde, welche in Schändlichkeiten so offen und hartgesotten sind als sie. Der Perser ist schlau, gewandt, fingerfertig, greift frisch zu und macht seinen Gewinn auf eine gewisse hartherzige und grausame Art, dabei ist er ein Lügner durch und durch, und was ihn am verächtlichsten macht, er ist fast so feige wie der Chinese.

Weil er aber unter den Asiaten nicht blos der flinkeste und rührigste Bursch ist, und in allem Geschmack und Talent hat, was das Leben schmückt und verschönert, so hat sich der Perser im Orient, gleich wie der Franzose in Europa, einen Einfluß verschafft, der weit über die Gränzen seines Landes hinausgeht. In vielen Theilen Indiens und des innern Asiens ist das Persische Hof- und Geschäftssprache geworden. Die vortreffliche Lage seines Landes und seine natürliche Fähigkeit müßte dem Perser einen Hauptttheil des Zwischenhandels zwischen dem Orient und Occident in die Hände geben: allein man weiß nicht, was ihn mehr daran hindert, seine innere Unruhe und Unbeständigkeit oder die Politik seiner Regierung, welche den Wohlstand und die Handelsblüthe des Landes nicht gründlicher zerrütten könnte als sie es wirklich thut. Daher

haben die armenischen, hindostanischen und europäischen Kaufleute in Persien einen freien Markt, soweit dieser bei der ewigen Unsicherheit und Zerrüttung im Innern des Landes möglich ist.

In ganz anderem Zuschnitt als die heutigen Perser zeigen sich die ächten Nachkommen der Parsen oder Guebern. Diese sind in den Hauptplätzen an der persischen und indischen Küste bekannt als redliche, geschickte und ruhig fleißige Leute, welche als Kunsthandwerker wie als Kaufleute reich werden.

Araber.

Die arabische Sprache wird noch jetzt in einem außerordentlich weiten Handelsgebiet verstanden, — die Araber selbst sind im Welthandel fast nur noch Handlanger, nicht mehr Anreger Führer und Beherrscher desselben. Im achten Jahrhundert segelten arabische Schiffe rings um Asien bis nach Kanton und an der ostafrikanischen Küste hinunter bis über Madagaskar hinaus, arabische Karavanen zogen nach Indien und China, tief in Afrika und längs der ganzen Küstenstrecke bis in Spanien hinein belebten arabische Kauf- und Gewerbsleute die Städte. In der Kunst der Schifffahrtmeister, der Astronomen, Mathematiker, Geographen, Chemiker, Baumeister, Handwerker, Anbauer des Bodens mit neuen Kulturpflanzen, — in allen diesen Fächern wurde unter den Arabern Vorzügliches geleistet. Auf dem ungeheuren Gebiete von Spanien bis nach Indien und China waren sie die Vermittler des europäisch-asiatischen Handels, und mit den Waarenschätzen brachten sie aus Indien uralte blinkende Märchen und Sagen, welche ihre feurige Phantasie noch anmuthiger und farbenreicher gestaltete. Allein so wunderbar rasch, als ihre Weltmacht und Handelsblüthe entstand, zerging sie wieder.

Wenn man die heutigen Araber in der Wüste betrachtet, wo sie aufgeweckt geradsinnig einfach, jedoch ohne geistige

Fruchtbarkeit und Ausdauer hin und herziehen, — oder wenn man die arabischen Handelsleute in den Küsten- und Handelsstädten sieht, wo sie sich keineswegs vor den übrigen Orientalen hervorthun, — so fragt man sich erstaunt: gingen denn aus diesem Volke die Dichter des Korans, die Weltstürmer, die Großhändler und Gelehrten hervor? Wenn das, was wir die Blüthe der arabischen Kultur nennen, in den Reichen der Araber auch nicht ihr eigenes nationales Werk war, die energische Anregung, daß sich diese Blüthe so rasch entwickelte, ging doch von ihnen aus. In der Geschichte der Araber ist noch manches Räthsel zu enthüllen.

Türken.

Bei weitem der ehrlichste unter den Orientalen bleibt stets der Türke, er verachtet aber in seinem Dummstolze den Welthandel und ist auch viel zu träge, ihn lebhaft zu betreiben. Die Türkei beherrscht Länder, welche reiche Produkte haben und welche der Waarenstrom selbst aus dem Süden Asiens her durchzieht: der Osmane nimmt den Gewinn mit, der ihm in den Weg kommt, er ist Kaufmann aus Zufall und nicht aus Neigung oder Anlage. Die orientalische Ausbeutungssitte ist im türkischen Reiche in das vollendetste System gebracht, und die Folge war, daß der Türke Völker und Länder unfruchtbar machte, auf welche er seine harte Faust legte.

Seine großen Regenten im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert wußten nur die militärische Kraft ihres Reiches zu organisiren und in Bewegung zu setzen: in Ackerbau, Handel und Gewerben pflanzten sie keine fruchttragenden Saaten. Als die kriegerische Energie nachließ, welche Güter von allen Seiten zusammen raubte, brach unaufhaltsam der Verfall herein. Der Kleine wie der Große suchte Schätze aufzuhäufen, die er geizig bewahrte, um im Nothfalle die Angriffe der Gewalt abkaufen

zu können, denn keine gesunde Rechtspflege sicherte ihm das Eigenthum. Immer nur Produkte verkaufen gegen baares Geld und das todte Kapital anzusammeln, das war, wie in Indien, auch in der Türkei die Politik der Großen. Das Land leerte sich aus und erhielt keinen belebenden Zufluß von außen wieder. Ohne die Griechen, Franken, Armenier und Juden wäre auch die Art von Handel, welche sich noch fortsetzte, nach und nach ins Stocken gerathen. Der Boden verarmte, der Handel zog sich aus dem Innern des Landes immer weiter an die Küstenränder zurück, und mit jedem neuen Jahrzehnt konnte man wieder einige verfallene Städte und untergegangene Industrieen mehr rechnen.

Das ist die Geschichte des türkischen Reiches in den letzten zwei Jahrhunderten. Mitten in Europa hineingeschoben, hat sich der harte trockne Sinn der Türken dennoch der europäischen Geistesströmung nicht geöffnet. Militärische Kraft und Abhärtung ist unleugbar bei ihnen noch vorhanden, — giebt das allein aber in unserer Zeit noch Stoff und Form für einen soliden Staat ab? —

Russen.

Mit den Russen beginnt der Uebergang vom Orient zu den gebildeten Handelsvölkern. Der russische Handel nimmt allerdings an Ausdehnung des Gebiets, welches er beherrscht, und an Masse der Waaren, die er befördert, nach dem englischen den zweiten Rang in Europa, und nach dem englischen und amerikanischen den dritten Rang in der Welt überhaupt ein. Das ist aber nichts als die natürliche Folge der Lage und Größe des russischen Reichs, das, zwischen drei Meeren gelegen, Nord- und Südfrüchte hat und neben großen schiffbaren Strömen den Vortheil rascher Waarenbeförderung auf der Schneebahn der langen Winter. In das russische Gebiet fällt vollständig die eine der drei großen Straßen des Welthandels.

Der Seeweg um Afrika nach Indien steht unter englischer Herrschaft; von der zweiten Handelsstraße, den Wegen um und durch den amerikanischen Kontinent, haben sich die Nordamerikaner das meiste zu eigen gemacht; die dritte Straße führt zu Lande von Europa ins Innere von Nord- und Mittelasien. Dieser Handel nach Persien, nach der Tatarei, nach China hat von jeher in den russischen Ebenen stattgehabt; er ist den Russen gegeben, ohne daß sie eine Hand darum gerührt, und sie haben ihn in alter Karawanenweise fortgesetzt; zu Zeiten bevölkerten ihre kleinen Schiffe auch die Häfen des schwarzen Meeres. Es blieb der russische Handel immer nur ein Zwischenhandel auf die einfachste und roheste Weise.

In neuerer Zeit hat die russische Regierung sich der natürlichen Handelsvortheile ihres Landes bemächtigt, und mit jener Energie des Handelns, mit welcher sie Rußland beherrscht und dessen riesige Naturkraft gleichsam in ihrer Hand zusammenballt, sind durch Maßregeln im großen Styl die russischen Handelswege zu Lande, so wie die Strom- und Küstenschifffahrt, die Häfen, Markt- und Handelsplätze gesichert und geregelt und bis tief in all die Völkergebiete hineingeführt, welche im Osten und Süden die Gränzen des russischen Weltreiches umgeben. Zahllose Agenten sind geschäftig unter den entlegensten Völkern Asiens, um sie dem russischen Handel dienstbar zu machen. Dieser ist dadurch zu einer Macht und Bedeutung im Weltverkehr gehoben, wie niemals zuvor. Zu gleicher Zeit sind im Innern des Reichs industrielle Anlagen in Menge entstanden, hervorgerufen und befördert durch Fürsorge und Arbeit der Regierung Die Russen können bereits einen großen Theil der Waaren, welche sie von den orientalischen Völkern empfangen, mit ihren eigenen Manufakturerzeugnissen bezahlen.

Wenn gleich nun Handel und Industrie der russischen Politik unberechenbare Vortheile gewähren und Millionen Hände beschäftigt und bereichert haben, so ist dies dennoch eher eine Frucht

europäischer als nationaler russischer Arbeit. Gleichwie das russische Herrscherhaus nicht aus dem Lande selbst hervorgegangen, gleichwie die innere Organisation des weiten Reiches nach fremdem Muster angelegt und zum großen Theil durch Fremde, namentlich Deutsche, bewirkt worden ist, so wird auch Handel und Industrie Rußlands durch Nichtrussen geschaffen und gelenkt. Die Russen selbst ließen Jahrtausende lang die Quellen des Nationalreichthums brach liegen, bis fremde Hände sie ihnen eröffneten. Würde Rußland mit einemmal all der Deutschen, Engländer, Griechen, Armenier, Juden, Franzosen und Italiener beraubt, die in den russischen Fabriken Häfen und Handelsplätzen zum Besten des Landes arbeiten, so würden Handel und Gewerbe plötzlich in den Zustand der Kindheit zurücksinken. Der Russe wird nie ein rechter Großhändler und Großfabrikant, es fehlt ihm der sichere Ueberblick, die erfinderische Kraft und das rastlose Streben, das zu großen fruchtbringenden Kapitalien und Verbindungen führt. Er kann nicht heraus aus der orientalischen Weise seiner Vorfahren, die Waaren zu kaufen, wo sie ihm bereits offen liegen, auf rohe Weise an einen andern Ort zu führen und dort an bereitstehende Käufer abzuliefern; durch eigenes Nachdenken ruft er weder Erzeuger der Waaren hervor, noch schafft er sich Abnehmer. Versuchsweise Spekulationen zu machen und ordentlich Buch zu führen, liebt er nicht, und statt Gewinn und Verlust bei seinen Geschäften im Einzelnen genau auszurechnen, begnügt er sich mit einer ungefähren Ausgleichung. Deshalb ist der russische Handel noch heutzutage hauptsächlich nur Passivhandel, deshalb bilden russische Handelsschiffe in der Ostsee, auf dem schwarzen und weißen Meere nur eine kleine Minderzahl, deshalb ist die Herrschaft im russischen Großhandel in den Händen der Deutschen, der Engländer, der Griechen und anderer Nichtrussen, welche ihre Häuser haben in Odessa und Archangel, wie in Petersburg und Moskau. Solche Niederlassungen fremder

Kaufleute fanden sich schon sehr frühe in den russischen Städten, z. B. Kiew und Nowgorod; und wie schon in der ältesten Zeit Griechen und Normänner Rußlands Großhandel führten, so besaßen ihn die deutschen Hansen im Norden ausschließlich bis ins sechszehnte Jahrhundert hinein. Die Vorherrschaft im russischen Handel hat wohl gewechselt unter den Angehörigen fremder Nationen, ist aber auch heute noch nicht in die Hände der Russen selbst gelangt. Der Nationalrusse bleibt mit seinen großen Waarenzügen, die er aus der Ferne holt, nur Unterhändler und Zuträger der Fremden und ihrer Kommissionärs, und kommt jedes halbe Jahr, um ihre Anweisungen zu empfangen.

Ausgezeichnet ist dagegen der Russe im Kleinhandel, wobei wenig zu rechnen ist und die Waare gleich von einer Hand in die andere geht. Da ist er höflich und geschäftig, putzt seine Waare nett heraus, hängt sie mit glatter Zunge dem Käufer auf und lacht ihn aus. Im Kleinhandel übertrifft der Russe den ärgsten Schelm, der je ein altes Seehundsfell für köstliches Pelzwerk verkauft hat.

Serben.

Unter den übrigen Slaven bewährt am meisten der Serbe Geschick Umsicht und Ausdauer im Handel. Der böhmische Slave übertrifft ihn hierin, sowie durch eine eigenthümliche Erfindungsgabe. Der Serbe geht auch im Handel nur seinen seit Jahrhunderten ausgetretenen Weg, der Böhme regt überall an und ist erfinderisch, Waaren hervorzulocken. Der Böhme, soweit er im Großhandel sich geltend macht, gehört aber auch der deutschen Bildung an.

Der Slave überhaupt liebt Handel und Wandel, er bethätigt darin Mutterwitz, Scharfblick, Gewandtheit und mannigfache Unternehmungslust; allein es fehlt ihm die innere Ruhe und Sicherheit dabei, die Ausdauer und die Gabe, Monate lang mit seinen Rechnungen weite Räume zu umspannen.

Armenier.

Ein viel ausbündigeres Talent zum Großhandel als bei den Slaven findet sich bei drei Völkern, welche zwar orientalischer Herkunft sind, sich jedoch bis tief unter die Europäer mischen: es sind die Armenier die Griechen und die Juden. Die Armenier versteigen sich nicht über die eigentlichen Ostländer hinaus, die Griechen tummeln sich im Gebiete des Mittelmeers, die Juden haben im Orient am wenigsten Bedeutung, desto mehr aber im übrigen Europa.

Der Armenier ist ein begabter Mensch, schlau und gewandt und geschmeidig. Er hat sich nicht allein über die Haupt- und Nebenländer des türkischen Reichs, sondern bis nach Persien, Mittelasien und Ostindien, nach Rußland und über die Donaulande, bis in Oestreich hinein, verbreitet. Als Finanzmann und Großhändler begründete der Armenier, wie in der Levante, seinem eigentlichen Gebiet, auch in jenen Ländern eine große Anzahl der wohlhabendsten Häuser, und als Geschäftsführer, Sekretär und Dolmetscher verschaffte er sich bei den ganz oder halb orientalischen Großen eine feste und gewinnreiche Stellung. Er hat vorzügliche Anlagen, sein Sprachtalent ist so groß wie sein Rechnungstalent. Was ihn besonders kennzeichnet, ist große Ruhe und Geduld. Er scheint Fischblut in seinen Adern zu haben, unter der kalten Oberfläche aber verbirgt er tief angelegte Plane, hinter feinem kaum merklichen Lächeln sinnt er vielleicht auf gründlichen Verrath. Seine Geschäfte sind wohl ausgedacht, er verfolgt sie mit unermüdlicher Beharrlichkeit. Das Erworbene hält er geizig fest und vermehrt es durch jede Art von Wucherlist. Zur andern Natur geworden sind dem Armenier Vorsicht und Mißtrauen, und diese, verbunden mit einer gewissen Langsamkeit seiner Ideen und Handlungen, hindern ihn, sich lebendiger in größere Unternehmungen einzulassen. Er spekulirt fortwährend, aber er wagt sich äußerst

ungern über den sichern Boden seiner Geschäfte hinaus. Wie oft stößt der Reisende in Kleinasien auf Dörfer, deren Hütten und Nahrungsstand zusammengebrochen sind. Dort hat der Armenier gewirthschaftet, die großen Güter hat er angekauft, zerstückelt und in möglichst kleinen Lappen wieder an den Mann gebracht. Mit dem Gewinn ist er davon gezogen und hat statt wohlhabender Bauern eine Menge Gesindel zurückgelassen, das am Hungertuche nagt. Merkwürdig genug hat dies saubere Geschäft, welches unsere Bauern das Gütereinschlachten nennen, auch bei uns einen halb orientalischen Ursprung, jüdische Händler waren darin die ersten und die fleißigsten.

Der Armenier ist für den Orient, was der Jude für Europa. Beide sind in alle Welt zerstreut, mit Märtyrergeduld hängen sie an ihrem Glauben, das religiöse Band einigt sie fester und dauernder, als es die glücklichste politische Gemeinschaft vermöchte. Armenier und Juden sind sich auch darin ähnlich, daß sie im Innern ihrer Familien die liebenswürdigsten Eigenschaften entwickeln. In das Haus eines Armeniers, in welchem streng patriarchalische Sitte und unter seinen Bewohnern Einklang herrscht, tritt man aus dem Raublärm des Orients wie in eine stille, schattige Oase. Insbesondere lernt man den Armenier schätzen, wo er in seinem Heimathlande bei dem einfachen Gewerbe des Landbauers verblieben ist.

Griechen.

Viel rascher, feuriger, erfinderischer ist der Grieche. Er hatte von jeher seine Stellung als Zwischenhändler zwischen dem Orient und Occident, und dieses reiche Gebiet seines Handels büßte er auch dann nicht ein, als die Türken in seiner Hauptstadt den byzantinischen Kaiserthron umstürzten. Keine durch Jahrhunderte fortgesetzte Unterdrückung und Ausplünderung hat den Handelsgeist des Griechen und seine Betriebsamkeit

ersticken können. Er blieb immer der Bankier, der Kaufhausbesitzer, der Führer unzähliger kleiner Handelsschiffe, der Mäkler, Zuträger und Ausforscher in politischen wie in Handelssachen. Sein gewandtes und rasches Benehmen, seine Anstelligkeit und Listigkeit sind bewundernswerth. Die Griechen haben nicht bloß in allen Städten des Mittelmeers große und altbegründete Handelshäuser, in neuerer Zeit giebt es allein in England mehr als zweihundert derselben, welche bereits in Indien, Südamerika und Australien Zweiggeschäfte unterhalten.

Auch auf dem Meere, der großen Völkerheerstraße, sind die Griechen wohl zu Hause. Keiner kennt wie sie alle Küsten und Strömungen im mittelländischen Meere, und die Gewandtheit, mit der sie ihr Schiff lenken, wird allein von ihrer Kühnheit übertroffen. So gute Matrosen und Kapitäns aber ein Volk liefert, so gescheidt und tüchtig ist es in der Regel auch im Handel. Indessen besteht die Geschicklichkeit der Griechen im Segeln mehr in einer Menge erlernter praktischer Handgriffe, als in eigentlich nautischen Kenntnissen. In ähnlicher Weise verhält es sich mit dem Handel des Griechen. Er ist mehr Kleinhändler im Großen, als ein Großhändler, der neue Handelsgebiete entdeckt und die Industrie hervorruft und belebt. Der Grieche geht den Handelsbahnen nach, welche andere Europäer bereits vor ihm eröffnet haben. Eben so ist der Grieche jetzt bemüht, sich die Kultur der gebildeten Völker anzueignen, und er entfaltet darin eine ganz andere Regsamkeit und Leichtigkeit der Auffassungsgabe als der in seinen orientalischen Ansichten befangene Armenier.

Dies elastische Volk, das sich mit unzerstörbarer Regsamkeit über all die reichgezackten Küstenländer und Inseln der östlichen Hälfte des Mittelmeeres verbreitet, hat offenbar noch eine große Bedeutung in der Kulturströmung, welche sich in unsern Tagen mit verdoppelter Kraft und Frische aus dem Westen in den Orient ergießt. Für seine staatsbildende Tüchtigkeit ist es freilich ein schlech-

tes Anzeichen, daß er so gar wenig Lust zum geordneten Ackerbau zeigt. Selbst der Türke vernachlässigt nicht schmählicher das Straßenbauen. Auch nimmt der Grieche gleich dem Russen höhere Kultur leichter im Aeußerlichen und Oberflächlichen an, als daß er sich von tiefern Ideen dabei durchdringen ließe, gerade wie er ein frivoler Nichtsgläubiger wird, sobald er seinen nationalen dummen Aberglauben abstreift. Was der griechische Händler und Küstenbefahrer aber nie verliert, das ist seine falsche, verschmitzte Natur, er steckt ganz voll von unheimlichen Listen und Ränken und ist ein Lügner von Geburt. Das Verdienst, andere Leute zu betrügen, scheint mancher griechische Kaufmann höher anzuschlagen als die Freude des Gewinnes. In dieser wie in noch einigen Beziehungen vereinigt er die Laster des Orients mit denen des Occidents.

Juden.

Auch der Jude heißt in Europa arglistig und betrügerisch, im Orient tritt er ganz hinter den Armenier und Griechen zurück und ist ein verachteter Mäkler, Krämer und Handwerker; er kann sich weder in der Feinheit noch in der Kühnheit der Betrügereien mit jenen messen. Es fehlt ihm hier der scharfe Verstand, die rücksichtslose Bosheit, mit denen sie auf alles raubsüchtig zufahren, was ihnen zu Gesicht kommt. Dazu hat der Jude doch zu viel Gewissen und ist auch zu weichherzig. In Europa dagegen giebt ihm der ererbte orientalische Geist immer noch ein Uebergewicht über andere Leute, wozu ihm freilich auch seine unermüdliche Thätigkeit, sein geheimer nationaler Stolz und sein genügsames Leben helfen. Am besten befindet er sich unter gutmüthigen Völkern, wie bei den Deutschen, unter kleinlichen wie bei den Portugiesen, sein Palästina aber ist unter den leichtsinnigen, wüstlebenden Polen. In Frankreich Holland England. wo mehr ein kaltrechnender Egoismus zu

Hause, kann der Jude nicht recht aufkommen, und unter den Nordamerikanern scheint er vollends die Spannkraft seines Geistes zu verlieren.

Der Grieche und Armenier ist unfähig einen kosmopolitischen Gedanken zu fassen: der Jude übt nicht blos Gastfreiheit, Duldsamkeit und Großmuth, sondern er erhebt sich auch zu einem freilich etwas kühlen, aber großartigen und die Welt umfassenden Deismus.

Darin hängt ihm aber das Orientalische an, daß er bei seinen Geschäften nichts als seinen direkten Nutzen im Auge hat und wenig geneigt ist, diesen in weitaussehenden Unternehmungen zu suchen, welche auch dem Lande vortheilhaft sind. Er will nicht der Welt, sondern nur sich selbst nützlich sein. Industrielle Anlagen und Fabriken gerathen ihm weniger, und er macht zehnmal eher Bankerott dabei, als im reinen Geldhandel. Lieber läßt er andere arbeiten und giebt ihnen das Kapital dazu, indem er selbst die Zinsen verdient. Der Geldhandel, der sich allein zum Zweck hat, ist des Juden Stärke. Was sich im stillen Hause ohne Fährlichkeit und Unruhe mit spitzer Schlauheit aussinnen und ausrechnen läßt, was dann baar und blank, ohne daß noch weiterer Umsatz nöthig, in die Kasse kommt, — das ist sein Ergötzen, und in dieser Art von Geschäften bewährt er unvergleichliche Emsigkeit und Umsicht, erhascht nebenbei tausend kleine Profitchen, und hat so viel Takt und einen so feinen Sinn, als hörte und sähe er schon in ferner Zukunft das Gold blinken und klingen, welches sicher zu verdienen steht. Es ist den Juden gelungen, einen großen Theil des Kapitals, das im Umlaufe ist, in ihre Hände zu bekommen; die wichtigsten Unternehmungen hängen von ihnen ab, weil sie den Knopf auf den Beutel halten, und ihr eigenthümlicher, bloß nach baarem Gewinn wucherischer Handelsgeist durchdringt das ganze moderne Leben. Man könnte in unsern Tagen schon eine Geschichte des Umsichgreifens der jüdischen kalten Blitzge-

danken schreiben, welche ätzend und zersetzend auf die überlieferte christliche und germanische Kultur und Gesellschaftsverfassung einwirken, um schließlich dem Romanismus vorzuarbeiten.

Natürlich ist hier immer nur von nationalen Neigungen und Anlagen die Rede, denn jeder kennt wohl in seiner Nähe angesehene israelitische Häuser, deren Handels- und Gewerbsunternehmungen ihnen zur Ehre und dem ganzen Lande zum Nutzen gereichen, in deren Familien gastlicher und wohlthätiger Sinn, Harmonie und herzliche Freundlichkeit einheimisch sind. In der Kunst und Literatur giebt es genug Juden, welche sich mit deutscher Geduld, Wahrhaftigkeit und Energie zu schöner Humanität empor gerungen und die Welt mit herrlichen Blüthen bereichert haben.

Mit welcher Schärfe aber, mit welcher Ausdauer die nationale Eigenthümlichkeit sich auch im Handel ausprägt, darin bleibt das jüdische Volk für immer ein merkwürdiges Beispiel. Die Juden sind nicht blos heute die Geldmacht, sie waren es schon, als Joseph in Aegypten Pharaos Finanzminister war, als Ezechiel um das zerstörte Tyrus klagte, dessen Ruinen auch die glänzenden Börsengeschäfte seiner dort angesiedelten Landsleute begruben. Doch was sie in Phönizien verloren, erreichten sie hundertfältig in Alexandrien wieder. Schon vor Jerusalems Zerstörung vermittelten sie von Egypten aus den Austausch der indischen Waaren gegen baar Geld. Zahlreiche Zollpächter unter den Römern, die Syrier in den Handelsstädten des frühern, die kaiserlichen Kammerknechte des späteren Mittelalters waren immer wieder die Wechsler und Bankiers aus demselben Volke der Juden. Keine noch so grimmige, noch so andauernde Verfolgung und Erniedrigung konnte in ihnen den eigenthümlichen Handelsgeist ersticken, bis sie zuletzt durch ihre Virtuosität in der bloßen Geldwirthschaft zu Mitherrschern, in mancher Beziehung zu Alleinherrschern in der modernen Staatsbewegung geworden sind.

Näher, als es auf den ersten Anblick scheint, hängt mit diesem Triumpf der Geldwirthschaft zusammen die Zerstückelung so vielen Grundeigenthums und seine Verwandlung in bewegliche Geldwerthe, die Ablösung der bäuerlichen Lasten, die fort und fort gehende Arbeitstheilung und endlich die Heftigkeit und Zuversicht, mit welcher kommunistische Lehren, die ja niemals ganz erstorben waren, in unsern Tagen auftraten. Die Weltgeschichte benutzt wunderbar zu ihrem Gewebe auch die nationale Vorliebe der kleinen wie der großen Völker: sie wird auch aus dem germanischen Geiste, der auf das genossenschaftliche Aufbauen großer Institutionen angewiesen ist, die Gegenmittel gegen scheinbar unbesiegliche Gefahren hervorrufen.

Handelsvölker auf dem Mittelmeer.

Wären die letztgenannten Handelsvölker durch die Regierungspolitik der byzantinischen und später der osmanischen Kaiser unterstützt worden, so hätten sie und namentlich die Griechen im Mittelalter vom Welthandel zwischen dem Orient und Occident den größten und besten Gewinn behaupten müssen. Dieser kam aber den Italienern und Deutschen zu Gute. Für diese war, gleichwie jetzt für die Engländer Ostindien, damals die Levante die Goldgrube. Wenn aber die Griechen Armenier und Juden sich hier so bedeutend überflügeln ließen und Konstantinopel die große Welthandelsstadt nicht wurde, wozu es seine Lage berechtigte, so geschah das nicht allein, weil nur die Regierungen in den italienischen und deutschen Freistädten sich Handelseroberungen zum Ziel setzten, sondern noch vielmehr deshalb, weil gegen die christlichen Völker die Orientalen an geistiger Kraft und Rüstigkeit zurückstanden. Auch die Araber, welche so herrliche Küstenländer des Mittelmeers beherrschten und durch thätigen Handel unt Gewerbfleiß bevölkerten, fühlten nach und nach die lähmende Einwirkung des Islam, welcher

die Völker wohl zu erobernder Kraftanstrengung und kurzer Blüthe anfeuern kann, nie aber ein freies tüchtiges Bürgerthum geschaffen hat.

Die italienischen und deutschen Kaufleute haben den Handel mit dem Orient später wieder eingebüßt. Der Grund lag in der politischen Zerrissenheit und Ohnmacht ihres Heimathlandes, während Engländer Franzosen und Russen, unterstützt durch die nationale Handelspolitik ihrer Regierungen und durch ihre Kriegsflotten, die Anstrengungen vereinzelter Freistädte leicht überbieten konnten. Romanen und Deutsche sind gegenwärtig bemüht, den Handel mit dem Orient wieder zu erwerben. Ihre Hoffnung wird auch nicht ganz unerfüllt bleiben und damit ein eigenes Handelsgebiet wieder entstehen, welches als das vierte den drei oben genannten Handelsgebieten an die Seite tritt. Es ist das kleinste, aber auch das belebteste und werthvollste.

Portugiesen.

Am wenigsten haben jetzt im mittelländischen Handel die Portugiesen und Spanier zu thun und zu sagen. Beide Völker haben eine herrliche Blüthezeit ihres Handels gehabt, allein sie war kurz.

Erstaunlich ist die rüstige Thätigkeit, mit welcher das kleine Volk der Portugiesen vom Anfang des sechszehnten Jahrhunderts an seinen Handel rasch über die Küstenländer von fast ganz Asien verbreitete, Kriegsflotten aussandte, ferne Völker angriff, ihnen mit List oder Gewalt gewinnreiche Handelsverträge abnöthigte und in ihren Ländern Faktoreien und Forts baute. Die Portugiesen hatten anfangs nichts weniger im Sinn, als in dem ungeheuern Gebiet — vom arabischen und persischen Meer an rings um Asien bis nach China und Japan — den Alleinhandel zu erobern und gegen alle übrigen Völker zu behaupten.

So Großes gelang ihnen aber in so kurzer Zeit, nicht blos weil sie die ersten waren, welche mit frischer Wagelust in jene zur See neu entdeckten Länder hineinsegelten, sondern weil die portugiesischen Unternehmungen von einem kräftigen Königshause betrieben wurden, welches den Handel großentheils für eigene Rechnung führte und alle Kraft und Mittel seines Volks auf diesen einen Punkt richtete.

Sehr bald machten sich indessen die Portugiesen durch Tyrannei, liederliche Wirthschaft und schändliche Habsucht in allen von ihnen beherrschten Landstrichen aufs äußerste verhaßt. Kämpfend, raubend, abenteuernd tummelten sie sich auf allen Meeren; wo sie sich aber niederließen, hauseten sie wie Räuber, unter deren Griffen die einheimische Industrie versiegte. Nach kaum hundert Jahren mußten sie stärkere Völker als Mitbewerber in Asien zulassen und nicht lange darauf ihnen den Hauptmarkt und viel größere Landeroberungen gestatten. Die Engländer machten dann an Portugal ein Meisterstück in der Kunst, den Handel, die Marine und die Manufakturkraft eines Volkes zu zerstören und ein selbständiges europäisches Königreich zu einer Art von englischer Kolonie herabzubringen. Durch eigene Anstrengung werden die Portugiesen sich schwerlich aus den brittischen Fesseln wieder befreien, es fehlt ihnen die Kraft und Arbeitsstrenge, welche die einzelnen Bürger und Ortschaften beseelen muß, um die Handelsmacht auf einheimische Gewerbe und landwirthschaftlichen Reichthum zu gründen.

Der Portugiese ist jetzt ein viel besserer Hausirer als Kaufmann, ebenso wie er ein guter Matrose und ein schlechter Kapitän ist. Seine Betriebsamkeit im Kleinhandel ist bedeutend, und dieser bleibt fast seine einzige Zuflucht, wo er sich unter andere Völker germanischen Stammes, z. B. in Guyana, versetzt sieht. Im Großhandel ist er kleinlich und unsicher, und charakteristisch ist ein in Portugal bei der Regierung wie

bei den Privaten eingewurzelter Hang, jeden neuen Gewerbs- oder Handelszweig gleich zu monopolisiren. Den Germanen, namentlich aber den Amerikaner, freut und kräftigt die Mitbewerbung: der Romane sucht auch in Handel und Gewerbe sein bestimmtes Gebiet abzugränzen, auf welchem er allein herrscht und ausbeutet, was in seine Nähe kommt.

Spanier.

Während die Portugiesen in Asien sich begnügen mußten, einige feste Orte zu erobern und zu Stützpunkten ihres Handels zu machen, entrissen sie mit leichter Mühe der schwachen Bevölkerung in Südamerika weite Landstrecken. Noch ausgedehnter wurden dort die Eroberungen der Spanier.

Abenteurer, welche zugleich große Helden waren, getrieben von Golddurst und Glaubenseifer, drangen nach allen Richtungen in die unbekannten Gegenden ein, warfen die Königreiche über den Haufen und gründeten dort die Herrschaft ihres Mutterlandes. Die Spanier bauten prächtige Städte mit stattlichen, palastartigen öffentlichen Gebäuden und mit Kirchen, deren stolze Thürme und Kuppeln und hellfarbige Verzierungen noch jetzt die Lebenslust und den großartigen Sinn der Eroberer bezeugen. Die Wirthschaft im Innern des neuen Landes jedoch war nichts als eine Schatzgräberei im Großen. Die armen Eingebornen wurden gräßlich mißhandelt, damit sie Gold und Silber herbeischafften, und auch die Ansiedelungen der Pflanzer hatten keine andern Zwecke, als möglichst mühelos Reichthümer zu erwerben.

Nun segelten zwar regelmäßig die Gold- und Silberflotten von Amerika nach Spanien. Statt jedoch mit ihrer kostbaren Ladung die einheimische Industrie zu befruchten, einen geordneten Waarentausch zwischen dem Mutterlande und den Kolonien herzustellen und dadurch nach andern Ländern hin

sich den Welthandel zu sichern, dachten die Spanier nur daran, wie große Herren sich von andern Völkern die Mittel zu üppigem Wohlleben zu kaufen. So flossen die amerikanischen Schätze aus Spanien rasch wieder ab. und dienten nur dazu, die Industrie der Spanier zu ersticken und ihren Handel den Fremden, namentlich den schlauen Engländern, zu überantworten. Noch jetzt kann der spanische Handel sich nicht wieder erheben, es fehlt ihm die sichere Grundlage, nämlich Frieden und Ordnung, Gewerbfleiß und guter Ackerbau im eigenen Staate.

Der spanische Kaufmann ist zuverlässig und ehrenwerth, höflich und freundlich; sein Stolz verbietet ihm, auf kleinliche Weise Vortheil zu suchen. Freilich ist er auch zu vornehm lässig, als daß er mit ganzer Energie sich seinem Geschäft widmete. Auch im Handel entfaltet er gern einen ritterlichen Charakter, zu welchem nur der kühne Wagemuth fehlt. Unter seinen Geschäftsfreunden hat der spanische Großhändler vor allen gern mit Deutschen zu thun.

Franzosen.

Das Handelsgebiet des Mittelmeers zu gewinnen, ist jetzt der Franzose am thätigsten. Das Mittelmeer soll ein französischer See werden — das ist zwar gegenwärtig nur eine Phrase; aber wie rasch auch die Regierungen in neuester Zeit in Frankreich wechselten, jede hat diesen Gedanken als einen Lieblingsplan gehegt, jede hat einen Schritt weiter gethan zu seiner Ausführung.

Diese Regierungsfürsorge hat der französische Kaufmann nöthig. Er vor allen andern bedarf, daß die Handelspolitik seines Staates ihm unter die Arme greift, daß der Nationalgeist ihn anfeuert und belebt. Ohne das bleibt er leicht im Kleinhandel stecken. Zu diesem hat er, wie überhaupt der Ro=

mane, eine besondere Leidenschaft. Vom Buben an, der mit Cigarren und Zuckergebäck handelt, bis zum Krämer, der mit vielem Selbstgefühl die Waaren in seinem glänzenden Laden auslegt, macht er gern einen geschickten und raschen Umschlag. Die Romanen wissen mit glücklichem Takt das Rechte zu treffen, aber sollen sie Buch führen und Unternehmungen ins Große treiben, deren Gewinn von der Zukunft und nur bei andauernder Wachsamkeit und Anstrengung zu erwarten, so geschieht es ihnen eher, als den Germanen, daß sie bankerott werden. Sie sind gute Kopfrechner, nicht eben so gute Mathematiker im Handel. Die Franzosen lieben insbesondere ein Geschäft, welches Witz und Muth erfordert und zwischen Aufregung und Ruhe wechselt. So kreuzen z. B. auf allen Meeren französische Wallfischfänger fast ebenso zahlreich wie die nordamerikanischen. Allerdings giebt es in den meisten Seeplätzen, besonders in der Levante und in Südamerika, französische Großhändler; sie sind gescheidte, unruhige, jedoch nicht überall zuverlässige Leute; ihre Anzahl aber ist verhältnißmäßig nicht groß, und die reichsten haben in der Regel etwas von der Art eines Sonderlings, wozu überhaupt der Franzose unter fremden Völkern hinneigt.

Wenn aber in Frankreich selbst die Regierung ein Ziel und System des Handels aufstellt, so begeistert sich der Nationalgeist dafür; dann ist kein anderes Volk so geschickt und feurig, Flotten zu bauen in kürzester Zeit, sich in kühne Unternehmungen zu stürzen, Fabriken zu gründen und nach allen Weltgegenden Geschäfte zu machen. Im Mittelalter, wo das französische Königthum seine Macht über das ganze Land erst noch zu erschleichen und zu erobern hatte, blieb Frankreichs Großhandel in der Kindheit. Obwohl es mehrere gewerbreiche Städte zählte, konnten diese aus eigenem Antrieb sich doch nicht ermannen, sich den ihnen gebührenden Antheil am Welthandel zu erringen. Sobald aber die Regierung sich der

Sache annahm, besonders seit Colbert, wehte die französische Flagge auf allen Meeren. Seit jener Zeit verlor Frankreich den unschätzbaren Vortheil nicht wieder, eben so wie die Russen Engländer und Nordamerikaner, eine einheitliche Handelspolitik zu haben. Diese hat ihm in Handel und Industrie wiederholt Glanzperioden verschafft, und wenn auch regelmäßig darauf eine Zeit der Abspannung und Niederlagen folgte, so behauptet Frankreich doch noch jetzt eine Handelsgröße, wie sie einer so zahlreichen und intelligenten Nation zukommt.

Wenn aber die Franzosen mit ihren Kolonien viel Unglück gehabt und die schönen überseeischen Länder, welche sie mit so großem Aufwand von Geist Muth und Geld besiedelt und befestigt hatten, zum größten Theil einbüßten, so lag die Schuld zugleich am Mutterland und an den Kolonisten. Jenes suchte den Ruhm auf zu vielen Feldern, erhielt dabei harte Schläge und bezahlte stiefmütterlich seine Schulden mit seinen Kolonien. Die jenseits des Meeres Angesiedelten entfalteten zwar ein instinktartiges Talent, sich in die Natur des fremden Landes und seiner wilden Bewohner zu schicken; viel zu früh erschlafften indessen ihre Kräfte, sie wurden träg und vergnügungssüchtig.

Noch mehr gaben sich in Amerika die Spanier und Portugiesen einem sinnlich üppigen Leben hin, sie vermischten sich mit den farbigen Rassen und hinterließen dem Lande ein Mischlingsvolk, welches die Untugenden von allen und die Vorzüge von wenigen seiner vielerlei Eltern besitzt. Dieses lasterhafte, rohe und geistarme Volk in dem früher spanischen Amerika wird ohne Zweifel und zu seinem eigenen Besten noch unter die Herrschaft einer stärkern Rasse kommen. Auch die englischen Nordamerikaner sind nicht ganz der Vermischung mit Schwarzen und Farbigen fremd geblieben. Es wäre interessant zu wissen, wie sich in dieser Beziehung die Deutschen verhalten hätten, wenn sie Jahrhunderte lang in Besitz eines Landes mit

afrikanischer oder indianischer Bevölkerung gewesen wären. Nach den freilich spärlichen Erfahrungen, welche bei unsern Landsleuten in Amerika gemacht worden sind, wäre jene niedrigere Bevölkerung nicht so schlecht behandelt, als ihr sonst überall widerfahren ist: die Deutschen selbst aber würden sich von ihr ziemlich rein gehalten haben.

Italiener.

Viel mehr, als der Franzose, besitzt das Zeug zum tüchtigen Kaufmann der Italiener, Umsicht und Schlauheit im Handeln, Kühnheit und Nachdruck, großen Takt seinen Vortheil zu erkennen und zu erfassen, und Meisterschaft in allen Künsten um den Mitbewerber matt zu legen. Bei den Italienern waren schon in früher Zeit die künstlichen Mittel zur Belebung des Handels in Uebung, Bank- und Wechselverkehr, Leihgeschäft im Großen, Konsulate, gute Handels- und Seegesetze, verfeinerte Kunst in Bau und Führung des Schiffes, vortreffliche Straßen und Kanäle. Namentlich verstanden sie auch den Geldhandel. Das Börsenspiel war schon im Mittelalter bei ihnen im Gange, und italienische Geldherren waren bekannt und berüchtigt an allen Höfen. Die Kriegsflotten der italienischen Großstädte befuhren das ganze Mittelmeer, machten Landeroberungen auf Inseln und Halbinseln, und besetzten sie mit Forts und Faktoreien. Venedig und Genua wurden nicht blos Seeherrscherinnen, sondern auch Königinnen über Länder und ausgedehnte Gebiete. Auch auf dem westlichen Mittelmeere, in der Provence und Spanien gründeten Italiener vortheilhafte Niederlassungen. Nacheinander beherrschten die gewerbfleißigen seeerfahrenen Bürger von Amalfi, die rüstigen Pisaner, die kühnen schlauen und raubsüchtigen Genueser, endlich die listigsten ausdauerndsten und mächtigsten von allen, die Venetianer, den Handel auf dem Mittel-

meere. Und nicht blos in den Seestädten blüheten Handel Gewerbe und Geldgeschäfte zugleich mit Künsten und Wissenschaften, sondern auch im kunstreichen geselligen Florenz und Siena.

Die Italiener befolgten in den Grundzügen bereits dieselbe Handelspolitik, durch welche neuere Völker zu Macht und Reichthum gelangten, nämlich einerseits von fremden Waaren nur die wohlfeilen Rohstoffe zuzulassen, um sie zu feinen Waaren verarbeitet theuer wieder zu verkaufen, andererseits durch Zölle und Sperren fremde Schiffe auszuschließen zum Besten der eigenen Rhederei.

Aus zwei Ursachen aber ging den Italienern dieser blühende und wohlgeordnete Welthandel verloren. Ihre Thätigkeit war zu sehr bloßer Zwischenhandel, und sie entbehrte der nationalen Einigung.

Ihr Großhandel hatte etwas vom Raubritterthum an sich. Sie gründeten in den eroberten und erhandelten Ländereien keine Städte, sondern sie bauten blos Forts und Häfen. Sie beförderten nicht Ackerbau und Gewerbe ihrer fremden Unterthanen, sondern sie sannen nur darauf, wie sie dieselben plündern und nutzen könnten, und das geschah häufig genug mit wohlüberlegter Grausamkeit. Andern wurden sie blos dadurch nützlich, daß sie hier den Käufer und dort den Verkäufer machten. In der Heimath begünstigten sie zwar die Gewerbe, allein die Sorge dafür stand sehr in zweiter Linie, und da jedes einzelne Stadtgebiet zu klein war, um in Menge Stoffe Arbeiter und Lebensmittel zu gewähren, so wurde diese Industrie nur in den feineren Gewerben bedeutend. Ohne eine heimische solide Grundlage aber blieb der Handel der Italiener immer etwas künstliches, gleich dem Ansehen eines Bankierhauses, das mehr auf Kredit als auf Baarvermögen gestützt ist. Ein großes industrielles Hinterland hätten die italienischen Handelsstädte nur dann gewinnen können, wenn sie zu einem

festen wohlgeordneten Bundesstaat sich zusammengeschlossen hätten. Dies aber war die schwächste Seite des italienischen Handels. Die Städte lebten unter einander in ewigem Krieg und Hader, kein Mittel war so gehässig oder so grausam, daß man es nicht gebraucht hätte, um dem andern Vortheile abzujagen und ihm Schmach und Hohn zu bereiten. So hinderten und zerstörten sie sich gegenseitig und eine nach der andern verlor den Welthandel.

Noch jetzt sind die Italiener unter den Kaufleuten in der Levante am zahlreichsten vertreten, ihre Sprache ist dort die Verkehrssprache, und wenn gleich ihre Unternehmungen sich mehr durch den orientalischen Geschmack an bloßem Geld- und Zwischenhandel als durch Großartigkeit und besondere Zuverlässigkeit auszeichnen, so thun es ihnen doch wenige andere gleich an Gewandtheit, an feinen Künsten und Schlichen und sinnreichem Geschäftsbetrieb.

Deutsche.

Ein anderes Bild als die Italiener gewähren uns im Mittelalter die deutschen Kaufleute. Niemals finden wir in der Geschichte ein Beispiel, daß eine so große Menge von Handelsstädten aus freiem Antrieb und aus freier Einsicht, ohne irgendwie durch ein Staats- oder Reichsoberhaupt geleitet und genöthigt zu werden, auf eine so lange Zeit einen großen Bund und eine große Handels- und Kriegsmacht bilden, wie es die deutschen Hansen thaten. Der Kaufmann vor allen andern Ständen liebt Ungebundenheit und freie Bewegung, sein egoistisches Interesse sträubt sich gegen die freiwillige Unterwerfung unter den Willen anderer Genossen: den deutschen Hansen stand das vaterländische Interesse höher, sie folgten einer bessern Einsicht. Nicht blos in ganz Nord- und Mitteldeutschland, sondern auch im Süden unsers Vaterlands traten die

Städte aus freien Stücken zu Handelsbünden zusammen. Noch jetzt ist Verträglichkeit und Wohlgönnen unter deutschen Großhändlern im In- und Auslande im Ganzen genommen immer noch mehr zu Hause, als unter Kaufleuten anderer Nationen.

Die Hansen trieben gleich den Italienern vorzüglich Zwischenhandel, und sie scheuten ebensowenig wie diese vor einem praktischen Egoismus zurück, indem sie Handel und Gewerbe in den von ihnen beherrschten fremden Reichen sich dienst- und zinsbar machten. Ihre gemeinsame Handelspolitik befolgte hartnäckig Maßregeln, welche sich nicht gerade mit dem Gebot allgemeiner Nächstenliebe vertrugen. Stehen aber Völker wider Völker, dann ist ein rechter nationaler Egoismus besser als jener sanfte Kosmopolitismus, hinter dessen erhabenem Panier sich Schwäche und Unklarheit, kleinliche Sonderinteressen und die Träume gelehrter Systemmacher verstecken.

Die deutschen Hansen waren jedoch mehr als bloße Zwischenhändler. Ihr Handel umfaßte und belebte auch Gewerbe Ackerbau und Viehzucht im großen deutschen Hinterlande. Auf ihren Flotten, welche orientalische, italienische, flandrische, russische und englische Waaren verschifften, befanden sich auch die Kaufleute aus den zahlreichen Bundesstädten im Innern Deutschlands, welche die Manufakturen ihrer Heimath auf die Märkte nach Nowgorod, Bergen, London, Brügge und Lissabon brachten. Indem die Hansen den vaterländischen Gewerbfleiß beförderten, zogen sie daraus immer neue Kräfte. Sie begnügten sich auch nicht, die fremden Länder blos auszubeuten, sondern im Verein mit den deutschen Rittern gründeten sie in den eroberten Ostseeländern große reiche Städte, zahlreiche Landsitze, und beförderten den Landbau der dort einheimischen Bevölkerung. Mit klugen Handels- und Seegesetzen gründeten die Hansen ferner Ordnung und Sicherheit im Verkehr, und säuberten die Land- und Wasserstraßen von Wegelagerern und Piraten.

Durch eine solche gemeinsame Handels- und Kolonialpolitik, durch Förderung des einheimischen Fleißes, durch Besiedelung neuer Länder wurde es den deutschen Kaufleuten möglich, die stattlichsten Kriegs- und Handelsflotten zu unterhalten und in fremden Reichen wie Herren zu schalten und zu walten. Auch bestand ihre Herrschaft nicht unter rohen orientalischen Völkern wie die der Italiener, oder unter unmächtigen Indiern Malayen und Hindus, wie die Herrschaft der Spanier und Franzosen, Holländer und Engländer, sondern die Deutschen herrschten in den Reichen seefahrender Völker germanischen Stammes. Die Engländer halten von gebildeten Völkern gegenwärtig allein Portugal unter ihrer Handelsherrschaft; noch viel abhängiger waren damals sie selbst sammt den Dänen, Norwegern, Schweden und Russen von den Deutschen.

Als Ursache des Untergangs der Hanse wird gewöhnlich die Entdeckung der neuen Seewege angeführt. Indessen liegt es auf der Hand, daß die Deutschen, welche damals die mächtigsten Flotten und zugleich mit den Italienern die reichsten und seeerfahrensten Bürger hatten, sich auch leicht überseeische Länder hätten aneignen können, wie denn auch ein Augsburger Handlungshaus, die Welser, für sich allein in Venezuela ein Reich gründete. Der Welthandel ging aus andern Gründen den Deutschen verloren. Sie hatten bereits des Guten zu viel und wurden lässig und uneinig; die Religionskriege nahmen Deutschlands ganze Thätigkeit in Anspruch und zerstörten den Wohlstand, während zugleich die aufstrebende Territorialherrschaft die freie städtische Bewegung umzingelte und unterdrückte und keine nationale Handelspolitik mehr aufkommen ließ. Im selben Grade als Deutschlands Einheit mehr und mehr in die Brüche ging, traten den Deutschen andere Völker entgegen, welche durch ihre Könige immer schärfer

geeinigt wurden und eine einheitliche nationale Politik auch im Handel verfolgten.

Der Mangel einer solchen Politik, welche von der Gesammtkraft der Nation getragen wird, war die Hauptursache, weshalb Deutschland den Welthandel einbüßte; derselbe Mangel ist auch jetzt die Hauptursache, daß die Deutschen im Welthandel nicht wieder Mitherrscher geworden. Denn trotz so langer Verwahrlosung der nationalen Handelsinteressen, trotz aller holländischen dänischen englischen und russischen Bestrebungen, dem deutschen Seehandel möglichst zu schaden, ist dieser dennoch der bedeutendste nach England und Nordamerika, und Hamburg die zweite Welthandelsstadt in Europa. Erst in neuerer Zeit und vorzüglich durch den Zollverein nähert sich Deutschland wieder — und die guten Früchte werden offenbar auf allen Gebieten — einer nationalen Handelspolitik. Würde diese ganz Deutschland umspannen, würde sie kraftvoll und beharrlich von einem gemeinsamen Mittelpunkt aus geführt, ginge sie, statt sich mit Abwehr zu begnügen, zum Angriff über, schaffte eine Kriegsflotte und nähme bei Gelegenheit den Holländern und Dänen, welche es tausendfach um uns verdient haben, die Sorge für ihre überseeischen Besitzungen ab, so würde Deutschland auch jetzt eine gebietende Stellung im Welthandel bald erobern. Dafür bürgen Geschick und Fleiß seiner Bewohner, die reiche Anzahl seiner tüchtigen Kapitäne und Matrosen, und vor allen der solide und unternehmende Geist seiner Kaufleute. Es giebt auch in Deutschland Kaufleute, welche an fremde Völker erst halbe Schiffsladungen verschleudern, um sie an den Gebrauch der Waaren zu gewöhnen und später den Gewinn vom Verkauf derselben einzuziehen. Giebt es sonstwo eine solche Girobank als in Hamburg? Welche andere Handelsstadt als Bremen steht sich gut dabei, daß die Kaufleute selbst ihren Steuersatz blos nach Pflicht und Gewissen angeben?

Um den deutschen Kaufmann recht hochachten zu lernen, muß man ihn in der Fremde sehen. Deutsche Kaufleute sind zahlreich in allen Seestädten ansässig. Man mag nach Portugal Spanien Südfrankreich Italien und nach der Levante oder nach Holland England und Rußland oder nach Nord- oder Südamerika oder nach China reisen, gute Empfehlungen an deutsche Großhändler wird man überall mit dem besten Erfolg abgeben können. Ueberall stehen sie im Rufe der Geradheit und Festigkeit, wie großer Geschäftskenntnisse und guter Bildung. An vielen Seeplätzen, namentlich allen südamerikanischen, nehmen sie den ersten Rang ein, in Nordamerika steht nur ein Theil der geborenen Amerikaner über ihnen. Ihre Unternehmungen sind ebenso großartig angelegt und klug und umsichtig geführt, wie irgend eines Engländers oder Amerikaners. Den unternehmendsten Engländern ist der deutsche Kaufmann aller Orten im Wege. Dabei ist dieser nicht blos darauf erpicht, mit vollen Beuteln bald nach Hause zurückzukehren, wie der Franzose Italiener und Engländer, der die Unwöhnlichkeit der Fremde sich nicht erheitert und seine Tage in Arbeit und mürrischer Abgeschlossenheit hinbringt, weil er immer die Rückkehr in die Heimath im Auge hat. Der Deutsche macht es sich gern behaglich wo er wohnt, er erkundet Natur und Umgebung und Geschichte seines Wohnplatzes, und vermehrt durch fortgesetzte Studien seine Kenntnisse. Wer sollte es glauben, die vielen Folio-Bände der Ersch und Gruber'schen Encyklopädie stehen im Salon mehr als eines deutschen Kaufmanns in überseeischen Ländern. Auch der Engländer hat nicht so viel Anlage als der Deutsche zum rechten Großkaufmann, der seinen Beruf mit höhern Blicken als mit denen eines Beutemachers betrachtet, als den Beruf des Länder und Völker verbindenden Handelsherrn, der überall die Kultur pflegt und Handwerker und Ackerbauer herbeizieht.

Was aber dem deutschen Kaufmann nur zu oft abgeht, ist eine stolze feste Haltung andern gegenüber, und rasche Kühnheit in seinen Entschlüssen. Aus übergroßer Bescheidenheit hält er sich gewöhnlich in zweiter Linie; aus übergroßer Bedächtigkeit neigt er zu langsamer Bewegung, wo nicht gar zum Schlendrian. Freilich würde er nicht so gern mit der Rolle eines stillen sparsamen Hausvaters sich begnügen, wenn er sich als Glied eines großen weltherrschenden Volkes fühlte.

Holländer.

Wir können Holländer, Dänen und Schweden im Welthandel gewiß nicht über die Deutschen stellen, weder an Talent noch an verhältnißmäßiger Bedeutung. Der dänische und schwedische Handel lebt großentheils vom Hamburger, und der holländische wird in nicht geringem Umfange von deutschen Kaufleuten geführt, welche in holländischen Städten ansässig sind. Schon damals als Antwerpen und Amsterdam den Welthandel erwarben, verdankten sie es theilweise der großen Menge von Deutschen, welche sich dort niederließen. In einer Hauptsache jedoch stehen Holländer Dänen und Schweden über den Deutschen, — sie treiben ihren Handel mit stätiger und lebhafter Beziehung auf das Beste ihres Vaterlandes, sie haben eine geschlossene nationale Handelspolitik, daher auch überseeische Besitzungen und eigene Kriegsflagge auf dem Meere.

Holland stellte schon frühzeitig sein eigenes Handelssystem auf, und verfolgte es mit einer Schärfe und Hartnäckigkeit ohne Gleichen. In der rüstigen Thätigkeit, welche das Land erfüllte, als durch den glücklichen Revolutionskrieg gegen Spanien die nationale Macht mächtig gehoben war, in dem Heldengeiste, den es zur See bewährte, in dem schwungreichen Betrieb der Fischereien Manufakturen und Schifffahrt, in

dem Anbau von Land- und Wasserstraßen für den innern Verkehr, in den gescheidten Handelsunternehmungen seiner Kaufleute in überseeischen Ländern, in der Schlauheit und Härte, mit der es anderer Völker Handel zerstörte, in der Kaperei und dem Schmuggelhandel nach allen Gegenden, — in diesem allem war Holland der Vorläufer und das Vorbild Englands.

Aber seine Blüthezeit war kurz gemessen, seine Macht gerieth in schnelles Sinken, weil es hoch stehen wollte ohne die Unterlage eines großen Hinterlandes. Die Selbstsucht und der kleinliche Eigennutz, mit denen es sich von Deutschland, dessen Märkten es seine Handelsblüthe verdankte, absperrte und ihm allen Mitgewinn entreißen wollte, rächten sich an Holland selbst am härtesten. Dieser Staat gleicht jetzt einem altberühmten Handelshause, dessen Stützen morsch geworden und das durch mühselige Anstrengung sich kaum noch oben hält. Gern würden die Holländer noch große Handelsunternehmungen und Reformen in ihren Kolonien machen, wenn sie nur nicht fürchten müßten, in ihrem Staatsschatze gar bald leeren Boden zu erblicken.

Noch heute ist aber der Handelsgeist in den Holländern vorhanden, er durchdringt ihr ganzes Staatsleben. Seine frühere Energie hat der Holländer verloren, jedoch nicht seinen Stolz, seine Schlauheit und Bedächtigkeit, sein engherziges knickeriges Wesen. Um ihrem immer noch ansehnlichen Handel mit Kolonialwaaren zu nützen, würden die Holländer mit kaltem Blute wieder all die Mittel anwenden, auf welche wohl einmal ein einzelner verzweifelter Kaufmann verfällt, um die Preise hoch zu halten und den Mitbewerber zu ruiniren, die aber ein ganzes Volk als seiner unwürdig verschmäht, es seien denn Punier Holländer oder Engländer. Noch jetzt hegt der Holländer Haß und Widerwillen gegen Deutschland; es geht den Holländern darin wie den Schweizern und allen Stämmen, welche sich von dem Volksganzen, dessen Glieder sie

waren, selbstsüchtig abtrennten und die geheimen Mahnungen des Völkergewissens dadurch zu ersticken suchen, daß sie sich absichtlich im Haß gegen das Muttervolk bestärken.

Die Holländer haben es verstanden, ihre herrlichen Kolonien, die Länderperlen im indischen Ozean, frucht- und gewinnreich zu machen, besser noch als die Engländer ihr Hindostan. Jedoch ist die holländische Kolonial-Verwaltung, so gescheidt sie ausgedacht wurde, blos despotisch und geldsüchtig, sie wird geführt im Geiste des Mißtrauens und des kalten Egoismus. Der weiße Pflanzer auf Java genießt eben so wenig Freiheit als der arme Malaye, der sein ganzes Leben lang zum Frohndienst für die holländische Regierung gezwungen ist. Die überseeischen Besitzungen der Holländer sind keine Kolonien, sondern Staatsdomänen.

Dänen.

Der Däne ist, was die Bestreitung seines Staatsaufwandes betrifft, noch übler daran, als der Holländer. Zu einer Größe im Welthandel hat er es nie gebracht, aber als ein eitler und hochfahrender Mensch hat er überall mit zugegriffen, wo Gold und Ruhm zu erbeuten war. Er ließ sich in mehr Unternehmungen ein, als er durchführen und behaupten konnte. Seit vielen Jahren ist der Däne daher zum täglichen Aerger verurtheilt, zum Aerger darüber, daß er rettungslos ein Stück nach dem andern von seinem schönen Besitzthum verliert. Seine Forts in überseeischen Ländern kosteten nur und brachten nichts ein, sie mußten verkauft werden. Seine kleinen westindischen Eilande befinden sich zwar in blühenderem Zustande als das übrige Westindien, jedoch nur deshalb, weil die dänische Regierung fremde Kaufleute und Pflanzer hier möglichst gewähren läßt; St. Thomas ist als Freihafen ein Handelsplatz für ganz Mittelamerika geworden. Indessen ist der Rückschritt auch im

dänischen Westindien offenbar, und — was die Dänen besonders kränkt — trotz des vielen unnöthigen militärischen Lärms, den sie dort machen, es spricht kein Mensch dänisch als die Regierungsbeamten.

Der innere Handel Dänemarks ist noch immer unbedeutend, die Straßen im Lande sind schlecht, und die Häfen verschlammen. Der Däne selbst erzeugt blos was sich essen läßt, er verfertigt nicht einmal genug Segeltuch. Der Jüte verdirbt sich den Fischfang, indem er mit dem Fischrogen seine Säue füttert. Die Dänen sind überhaupt nicht industriell, nicht erfindungsreich, wie sie denn auch von jeher arm waren an großen Genien. Jeder der aus Jütland nach Schleswig kommt, merkt unwillkürlich den großen Unterschied der deutschen Thätigkeit in Handel und Gewerben, und deshalb auch den Abstich in Wohlstand und Bildung.

Schweden und Norweger.

Auch diese sind mehr geschaffen zu fleißigen, haushälterischen, bedächtigen Bauern und Fischern, Jägern und Matrosen, als zu Großhändlern und Fabrikanten. So lange Zeit auch in Schweden fortgesetzt daran gearbeitet wurde, Gewerbe und Großhandel in Schwung zu bringen, die Resultate blieben gering. Dänen Schweden und Norweger treiben etwas Zwischenhandel auf der Ost- und Nordsee, lassen auch noch jährlich ein paar Schiffe ins Mittelmeer und nach Ostindien segeln, der Hauptort aber wo ihre Schiffe die Ladungen holen, bleibt Hamburg, und der beste Theil ihres Handels ist daher blos Hinterhandel. In Hamburg müssen sie Schiff und Ladung versichern lassen, mit Hamburger Kapital müssen sie arbeiten. Wenn der Norweger, der vollends nur Fischerei und Holzhandel hat, nach Holland Holz bringt und keine Hamburger Wechsel aufweist, muß er unbefrachtet heimsegeln. Es

fehlen diesen Völkern hierin die großen Verbindungen nach andern Plätzen, wodurch der eigene Kredit geschaffen wird. Finnland steht fast im ähnlichen Kreditverhältniß zu Lübeck, wie Dänemark Schweden und Norwegen zu Hamburg.

Ueberhaupt kommt zwar rohe Arbeitskraft von jenen nördlichen Völkern zu den Deutschen, von diesen zu jenen aber die Geisteskraft. Bis tief in Jütland und Seeland hinein sind z. B. die großen Landgüter von Deutschen, welche nach und nach danisirt wurden, in rationellen Anbau genommen, und gleich wie Kopenhagen die Hälfte seines höhern Bürgerstandes ursprünglich von Deutschland empfangen hat, so wurden schon in früher Zeit deutsche Kaufleute und Gewerbtreibende in Menge in schwedischen und norwegischen Städten ansässig. Dies geschah nicht blos in der Hansezeit, sondern setzt sich noch fort bis in die Gegenwart.

Engländer.

Auf der Höhe des Welthandels und der Seemacht, der Industrie und des Nationalreichthums steht jetzt England. Das ungeheure Uebergewicht, welches dies eine Volk auf allen diesen Gebieten ausübt, läßt sich mit einem Ueberblicke kaum umfassen; es wird erst recht einleuchtend, wenn man sich die Thätigkeit und Herrschaft des englischen Volkes in der Nähe ansieht. England beherrscht, blos das nordamerikanische Gebiet ausgenommen, in der That fast alle Meere Seehäfen und Küsten. Seine Segel sind nicht allein in jedem Großhafen am zahlreichsten, sondern es hält auch rings um die Erde wohlgelegene Punkte besetzt, um Schifffahrt und Handel der andern Völker zu bewachen und nach Umständen hemmen zu können. Die brittische Kriegsmacht zur See brauchte nicht zu erschrecken, wenn alle andern Völker die ihrige dagegen vereinigten. Die englische Kolonialherrschaft erstreckt sich über halbe Welttheile, und die Schätze, welche dem Mutterland von dorther zufließen,

sind unberechenbar. Endlich besitzt England, nur die eigentlich künstlerischen Gewerbe ausgenommen, jeden andern Industriezweig, und in jedem derselben produzirt es riesenhaft.

Gleichwohl ist diese Uebermacht nicht viel über ein Jahrhundert alt. Sie ist freilich so groß und allerwärts sichtbar, daß man längst vergessen hat, wie armselig es um das englische Gewerbs- und Handelswesen noch vor zweihundert Jahren bestellt war. So rasch können Handel und Industrie eines Volkes in die Höhe steigen, sie bedürfen ihrer natürlichen Beweglichkeit und Schwungkraft wegen nicht so langer Pflege und Zeitigung als Ackerbau und Kriegstüchtigkeit, als Künste und Wissenschaften. Die Handelsgeschichte zeigt mehrere überraschende Beispiele, wie das Genie eines einzigen Mannes wie Pombal, Colbert, Friedrich der Große, Joseph II. den industriellen Flor eines Landes hervorrief.

Die Engländer haben ihre jetzige Größe allerdings, und das ist das Erste, durch die germanische Tüchtigkeit ihres Nationalcharakters erworben. Dazu gehört die religiöse und politische Festigkeit im Hausstand und im Staatswesen, die Energie und Klugheit, mit der sie, unverdrossen und durch nichts wankend gemacht, auf ihr Ziel hinarbeiteten, das praktische Talent, womit sie Verbesserungen in der Mechanik aussannen und belohnten, und selbst da, wo sie über Staat und Weltall philosophirten, immer die handhafte Wirklichkeit vor Augen hatten; endlich ihr Nationalgeist und Nationalstolz, wodurch jeder Engländer angeeifert wurde, in des Landes Vortheil seinen eigenen zu suchen.

Allerdings kam zweitens die Gunst äußerer Umstände hinzu, und zwar hauptsächlich die Erneuerung und Festigung des Staatswesens und die insulare Lage. Die Revolution erschütterte das Volk bis zu seinem Grunde, aber es ging aus diesen Kämpfen erfrischt und gereinigt hervor. Jetzt begann der nationale Aufschwung, denn alle Kräfte im Volke waren

angeregt, und die Staatseinrichtungen gaben jedem Bürger Geltung und freien Raum zur Thätigkeit. England hatte seine Revolution längst abgemacht, als sie die übrigen Völker des Kontinents zu erschüttern anfing, und in endlose Kämpfe und Kriege stürzte. Das englische Volk konnte aber von seiner sichern Insel aus den Stürmen auf dem Kontinent ruhig zusehen. Kein feindliches Heer, kein Krieg im Innern unterbrach mit seinen Verwüstungen den stätig wachsenden Fortschritt in Landwirthschaft Handel und Gewerben, jede Regierung setzte dem Erwerb der früheren etwas zu. England nahm an den Kontinentalkriegen Theil, jedoch nur zu seinem Nutzen; denn während dort die Landheere sich bekämpften, eroberte es mit seinen Flotten die Kolonien der andern Völker und zerstörte eine Seemacht nach der andern. Selbst die Hülfsgelder, die es zahlte, flossen für Waaren und Waffen in sein Land zurück und belebten dessen Industrie.

Die innere Einheit und die praktische Klugheit des englischen Volkes machten drittens eine konsequente nationale Handelspolitik möglich. Hof und Adel und Städter und Bauern arbeiteten gleichmäßig im kaufmännischen Geiste, sich und dem Lande Reichthümer zu gewinnen durch Verbesserung der Landwirthschaft, der Schafzucht, des Bergbaues, der Gewerbe, der Straßen Kanäle und Häfen, und durch Eroberung und Nutzbarmachung von Kolonialländern. Jene einheitliche Politik befolgte konsequent den oftbewährten Grundsatz, nur Rohprodukte einzuführen und Manufakturen auszuführen. Jeder einzelne Gewerbszweig wurde von Regierung und Volk gepflegt, und während die einheimische Industrie so sehr geschützt wurde, daß selbst Manufakturen aus den ostindischen Besitzungen der Eingang verboten und ihnen damit nur der fremde Markt angewiesen wurde, schlossen strenge Gesetze die ausländische Mitbewerbung von der Rhederei und Fischerei aus. Statt dessen trug man Sorge, fort und fort die Einwanderung von Kapi-

talisten und Kaufleuten, Schiffsbauern, Tuch- und Metallfabrikanten und Gewerbverständigen aller Art aus Deutschland Holland Flandern und Frankreich anzuziehen. Während endlich andere Regierungen durch gewagte Geldoperationen ihren Ländern und Kassen einen Zufluß von Schätzen verschaffen wollten, machten die Engländer das ganze Geld in ihrem eigenen Lande zum Besten desselben thätig und zinsbar vermittelst ihres Anleihesystems.

Diese nationale Handels- und Gewerbspolitik würde aber schwerlich allein Englands Uebergewicht geschaffen haben, wenn sie nicht auch viertens, während sie die einheimische Industrie pflegte und nach außen schützte, zugleich feindlich und zerstörend die Industrie jedes andern Volkes angegriffen hätte. Und zwar geschah dies mit eben so viel Härte als Schlauheit. Die Engländer kennen dies Feld durch lange Uebung schon so genau, daß sie nach System und Methode verfahren. Seekrieg und Kaperei, Ueberfall und Wegführung fremder Flotten unter allerlei Vorwänden, Schmuggelhandel organisirt im größten Maaßstabe, Belästigung der Schifffahrt der Neutralen sind offene Mittel, welche die Engländer oft genug gerade zur rechten Zeit angewandt haben, um die See- und Handelsmacht anderer Völker zu zerstören. Schlimmer sind ihre geheimen Mittel, um die Manufakturkraft eines Landes zu lähmen und dessen Kapital in die Hände zu bekommen. Dahin gehören Unterstützung eines ihnen günstigen Handelssystems in fremden Ländern, Wirksamkeit dort in der Presse durch bezahlte Federn, Kapitalanlagen am rechten Orte, Begünstigung jeder Art von Druck, welche ein Land auf des andern Handel und Gewerbe ausüben kann, endlich Handelsverträge. Jeder englische Handelsvertrag lief am letzten Ende zum Ruin des davon betroffenen Landes aus, so vortheilhaft er auch anfangs sich darstellte. Es war immer ein Vertrag des großen schlauen Herrn mit dem kleinen. Das bloße Uebergewicht des ersteren giebt ihm tausend Ausbeutungs-

mittel in die Hand, an welche der andere gar nicht denken kann. Handelsverträge eines Volkes mit England führten in der Regel zu dem Ergebniß, daß die englische Einfuhr Hauptmanufakturzweige eines Volkes erstickte, das Geld für englische Waaren aus dem Lande gezogen und der Unternehmungsgeist dort gelähmt wurde, bis endlich englische Kapitalisten die noch übrige Industrie des Landes sich zinsbar machten. Selbst bei anscheinend höchst humanen Maßregeln haben die Engländer ihre Hintergedanken. Ihre Missionäre und Schulen unter heidnischen Völkern machen Bahn für den englischen Handel, die Verbreitung von Kultur gewöhnt dort an englische Waaren, die im Lande einheimische Manufaktur aber wird nach und nach zu Gunsten der englischen untergraben, und Gold und Schätze fließen nach England ab, ohne wiederzukehren. So verarmt das reiche Ostindien unter den Händen seiner englischen Beherrscher. Die englische Unterdrückung des Sklavenhandels erschwert den Anbau der Pflanzungen in Amerika, und die Abschaffung der Sklaverei im englischen Westindien ist ein gefährliches Beispiel, welches der schwarzen und farbigen Bevölkerung in andern amerikanischen Ländern vor Augen gestellt ist. England läßt sein Westindien dem Verfall entgegengehen, um in Ostindien desto bessere Ernten für den allgemeinen Markt zu bewirken.

Das sind Mittel, wie sie jedes Handelsvolk, wenn die Gelegenheit winkt, mehr oder weniger anwendet; denn der Handel ist ein stiller Krieg gegen andere. Kein Volk aber hat jene Mittel so planmäßig und in so großem Maßstabe gebraucht, als das englische. Es ist daher wohl erklärlich, daß nächst dem Russen keiner bei andern Völkern so verhaßt ist, als der Engländer. Es mischt sich in diesen Völkerhaß nicht blos der Neid, daß England so groß und gewaltig dasteht, nicht blos das Gefühl, auf allen Punkten durch die englische Ueberlegenheit gehindert zu sein, sondern auch die Furcht vor der ränke-

vollen unerbittlichen Zerstörungskraft, mit welcher England auf Handel und Gewerbe der andern Völker einwirkt. Auch der Stolz der Engländer hat seinen Antheil daran jenen Haß zu schüren, denn in seines Herzens Grunde hält der Engländer jedes andere Volk für niedriger geartet als das seinige; er bringt unter alle Zonen seine heimischen Sitten und Gebräuche mit, und verhält sich kalt und abwehrend gegen das Fremde. Nur wo er herrscht, läßt er sich auf die Dauer nieder, in fremden Staaten und Kolonien findet sich aus Großbrittannien blos der Schotte zahlreicher ein.

Der Engländer weiß wohl, daß er nicht geliebt ist, läßt es sich aber wenig anfechten. Gestützt auf die Macht seines Volkes, auf seine innere Tüchtigkeit und langjährige Erfahrung, tritt er überall als der Kaufmann nach großem Zuschnitt auf. Es finden sich in London Liverpool und Manchester auch mehrere Deutsche unter den ersten Großhändlern Bankiers und Fabrikanten, aber sie haben eben von jenem englischen Geist angenommen. Der englische Kaufmann arbeitet im großen Stil, sein Blick fliegt über die ganze Welt, in seiner Geschäftsstube berechnet er den gesammten Staatshaushalt fremder Länder, und betrachtet dort die Unternehmungen von Volk und Regierung nur wie Plane eines Handlungshauses. Eigene Unternehmungen beginnt er nur auf solider Grundlage, nichts ist ihm fremder als windige Spekulationen. Im Verfolgen seines Geschäfts geht er kühl, aber nachdrucksvoll nur auf sein Ziel los, nicht rechts nicht links sehend, — mit einer gewissen Herbe und Trockenheit des Gemüths, aber mit voller Verstandeskraft, die sich weder um schöne Gegenden, noch um Erwerb von allerlei angenehmen Kenntnissen kümmert, wenn sie nicht zu seinem Zwecke dienen. Der englische Kaufmann hat in der Regel weniger allgemeine Bildung als der deutsche, besitzt aber mehr Kenntnisse in der Mechanik Physik und Chemie. Er ist nicht mittheilsam, sondern abgeschlossen für sich, und eher schweren

und beklommenen Geistes als leichten und erfinderischen. Ehe er einen Entschluß fassen kann, muß er auf stiller Geschäftsstube die Sache für sich durchdenken und durchrechnen. Wenn er keinen festen Anhalt im Geschäft hat, ist er ein unglücklicher Mensch, weil ihm die inneren Springquellen versiegen. Sobald er jedoch irgendwie Fuß gefaßt, harrt er geduldig aus und arbeitet weiter mit einer stillen Hartnäckigkeit. Man würde den Engländer zu hoch stellen, wenn man ihm eine besondere Genialität in Geschäften zuschriebe, dagegen hat er so viel männliche Eigenschaften der Klugheit Energie und Ausdauer, daß diese ihm das Szepter des Welthandels verschafft haben.

Nordamerikaner.

Dieses Szepter über Handel und Meere ergreift bereits mit kecken Händen ein anderes Volk. Es hat es schon fest gefaßt und hofft es nächstens mit lustigem Siegesruf England ganz zu entreißen. Denn dies Volk der Amerikaner ist ein mächtiges Volk, und es lebt denkt und schafft nur durch den Handel. Den Engländern macht zwar die Sorge für Wissenschaft und Kunst oder für ein wohlausgestattetes Landheer ebenfalls nicht viel zu schaffen, der Handel geht auch bei ihnen allem dem vor, aber über der Sorge für den Handel steht bei ihnen doch noch die Rücksicht für den Hof und hohen Adel. Die Nordamerikaner dagegen sind nichts, gar nichts anderes als ein Volk von Kaufleuten. Die englische Aristokratie könnte sich nicht auf ihrer Höhe halten, wenn sie die Bereicherung durch bürgerliche Gewerbe verschmähte; die Grundlage ihres Ansehens jedoch ist noch immer der ererbte Grundbesitz aus der Zeit des Lehenswesens, des Kloster- und Kirchenraubes und der Königsschenkungen. Bei den Amerikanern hingegen besteht kein Besitz, den nicht Handel und Industrie geben und

nehmen, dort giebt es nirgends festgewurzelten Adelstand. Ein solches Volk war niemals in der Weltgeschichte, auch in Karthago und Florenz nicht.

Dieses Volk aber beherrscht, bearbeitet, durchfliegt ein Land größer als ganz Europa, zehnmal reicher an fruchtbarem Acker, Eisen und Kohlen, — voll der Produkte der Tropenländer im Süden, der Manufakturen im Norden, der Fischereien an den Küsten, der Weizenfelder und Bergwerke, der Waldungen und Prairien im Innern, — gelegen mitten zwischen den zwei großen Weltmeeren, so daß seine Schiffe die Kulturschätze aus Europa holen und sie wieder hinübertragen zu dem Menschengewühl im alten Orient, — durchschnitten endlich von gewaltigen Strömen und von Ketten großer Landseen, den herrlichsten Handelsstraßen, deren Zahl täglich durch Eisenbahnen und Kanäle vermehrt wird.

In diesem so ungeheuren reichen und wohlgelegenen Gebiete gilt eine Staatsverfassung, welche nicht allein darauf angelegt ist, Jedermann in seiner natürlichen Freiheit, alle Ideen Geschäfte und Erfindungen zu versuchen, möglichst wenig zu beschränken, sondern auch Jedermann anzuregen, daß er seine Kräfte anspornt, um Reichthum und Geltung zu erwerben. Es ist auf lange Zeiten hin kein Ereigniß denkbar, welches diese freie Thätigkeit der Einzelnen in Amerika hindern oder sie auf andere Bahnen als die des Vermögenserwerbes hinlenken könnte. Man kann es sich ferner nicht wohl vorstellen, wie dieses große Land durch äußere Feinde anders, als vorübergehend und nur auf einem kleinen Gebiet, angegriffen und in seinen Fortschritten gestört werden könnte. Es ist daher auch unmöglich, daß jemals die Handelspolitik dieses Volkes eine andere sein könnte, als eine straffe einheitliche, und so wie sie der Nationalgeist will.

Dieser Nationalgeist, der das gesammte Volk beseelt, ist aber selbstsüchtig, eroberungssüchtig, zufahrend auf jegliches,

was dem Volk Bereicherung und Machtvermehrung verheißt. Es wird sich die nationale Handelspolitik des nordamerikanischen Volkes, eben weil sie nichts ist als die Bethätigung seines Gesammtwillens, weder jemals durch schulgerechte Handelstheorien binden lassen, noch jemals sich einen Augenblick bedenken, mit dem Kaiser von Rußland oder von China gemeinschaftliche Sache wider alle Kulturvölker zu machen, sobald dies den Nordamerikanern Nutzen bringen könnte. Die beiden großen Parteien, deren eine durch Freihandel den Pflanzer- und Farmervortheil, die andere durch Schutzzölle die Manufakturen fördern will, halten sich gegenseitig die Wage: das ist das Einzige, was die Amerikaner hindert, eine so scharfe und eroberungssüchtige Handelspolitik zu verfolgen, wie kein anderes Volk sie nur denken könnte. So weit aber geht, um nur Einzelnes anzuführen, die Fürsorge der Amerikaner für ihren Handel, daß ihre Konsuln angewiesen sind, jedem kranken amerikanischen Matrosen, der in einen Hafen einläuft, Verpflegungsgelder zu zahlen.

In keinem andern Volk ist auch das Handelstalent so entwickelt. Schon die Kinder feilschen und handeln mit einander in einer Weise, die in Deutschland für unsittlich oder doch für unanständig gelten würde. Sobald unter den Farmern ein Knabe fähig ist, selbst etwas Geld zu verdienen, wird er dazu angeeifert und muß für seinen Gewinn sich selbst Hut und Schuhe kaufen. Rasch rechnen zu können und pfiffig zu sein, wird bei einem Knaben höchlich belobt, und als günstiges Vorzeichen für dessen Zukunft den Freunden und Nachbarn erzählt. Neben dem Eifer für Ruhm und Größe seines Landes richtet sich daher sein ganzer Ehrgeiz darauf, einen guten Handel zu machen. Seine Augen hat er nach allen Seiten offen und sammelt aus dem täglichen Leben wie in der Schule eine Menge von Kenntnissen, welche dem Geschäftsmann nützlich sind. Statt klassischer Studien treibt er mit Vorliebe Mathe-

matik und Mechanik, Physik und Chemie, und gleichwie in den Vereinigten Staaten kein Verzeichniß von Beamten ausgegeben wird, ohne daß bei jedem bemerkt ist, wie viel seine Stelle an Einkommen werth, so kennt der junge Amerikaner aus der Geographie zuerst, was ein Land an Produkten und Handelswaaren hervorbringt.

Daher bildet sich jenes unnachahmliche Geschick der Amerikaner, aus allen Dingen in der Welt Geld zu machen, jene unersättliche Unternehmungslust, jene feurige Kühnheit und Raschheit in Geschäften. Kein Bäcker, der nicht bei dem ersten Brod, das er aus seinem Ofen zieht, schon an seine künftige Dampfbäckerei denkt, kein Lohgerber, der bei der Einrichtung seiner Werkstätte nicht gleich Plane macht, die Häute der Büffel, welche noch frei in den westlichen Prairien hausen, billig herbeizuschaffen. Es blitzt einem Amerikaner weit im Westen ein Gedanke auf, wie er bei den französischen Kreolen in New-Orleans ein gutes Geschäft machen könne: sogleich setzt er sich hin und studirt täglich zwölf Stunden, bis er in sechs Wochen Französisch spricht. Oder er sieht eine Abbildung von Japanesen in langen Kleidern, und es fällt ihm ein, ob man den Leuten nicht billige Schlafröcke liefern könne: zur Stunde erkundigt er sich eifrig bei Kapitäns und Matrosen, welche in Japan gewesen, und wenn ihm nur ein Hoffnungsschimmer aufgeht, läßt er eine Ladung Schlafröcke machen, reist zu den Japanesen und weiß sie auf lustige Art zu überreden, bis sie seine Waare kaufen. Auf den Geschmack des Publikums hin spekuliren, das lernt der Amerikaner aus dem Grunde. Sein Land gleicht einem unabsehlichen Markte, wo es jedem Händler zunächst nur darauf ankommt, daß die Leute einen Augenblick vor seiner Bude stehen bleiben. Deshalb muß er irgend ein Lärmzeichen aushängen, um aufmerksam zu machen, und sollte er auch die Beine in die Luft strecken.

Als Handelsmann hat der Amerikaner auch den Vortheil,

daß ihn keine Heimathsliebe, kein Freundschaftskreis auf einem Platze festhält; sein Hauswesen ist da, wo Geld zu gewinnen. Im heißen Geschäftsdrang bleibt er klaren Geistes, die Rechnenmaschine in seinem Kopf schwirrt von selbst ohne Aufhören, sobald das Schnürchen gezogen wird. So nüchtern betreibt er jedes was zum Handwerk gehört, daß selbst der Brauch bei allen Völkern, denen, welche zum erstenmal die Linie passiren, eine lustige Taufe zu geben, auf amerikanischen Schiffen als überflüssig angesehen wird.

Man kann den Amerikaner in Geschäften mit seiner äußern Ruhe und Selbstbeherrschung bei tiefer Leidenschaft keinem besser als dem ausgelernten Spieler vergleichen, der kalten Blickes, wenn ihm auch heimlich alle Nerven beben, die Goldhaufen auf dem Tische kommen und gehen sieht. Wie diesen unwiderstehlich die Hast des Spiels ergreift, und wie ihm die Minute, wo sein ganzes Sein sich auf einen Wurf zusammendrängt, ein erhabener Genuß: so wird der Amerikaner in Geschäften von der unersättlichen Lust des Wagspiels hingerissen. Dazu trägt viel bei, daß junge Leute, in Jahren wo sie in Deutschland auf dem Kommisstuhl sitzen müssen, schon zahlreich in Amerika größere Geschäfte machen. Diese können der Aufregung, welche periodisch die Handelswelt ergreift, nicht widerstehen; mit der Hast und Hoffnung der Jugend werfen sie sich in die Strömung, vor Lust jauchzend, und hundertmal zurückgeworfen streben sie mit verdoppelter Kraft wieder vorwärts ihrem Ziele zu: greifen sie dieses nicht, so spielt ihnen die Welle doch vielleicht ein anderes zu. Gleichwie aber Spieler unter einander Schulden, welche das Gesetz nicht anerkennt, zur Ehrensache machen, so besitzt der Amerikaner das feinste Ehrgefühl in Geschäftssachen dicht neben gränzenlosem Leichtsinn. Er denkt nicht daran, ungeheure Lieferungen, die er mit zwei Worten mündlich bestellt hat, später wieder abzusagen, wenn er seinen baaren Schaden einsieht. Im ge-

sammten Geschäftsverkehr der Amerikaner herrscht eher etwas Ritterliches als Kleinliches, man kennt bei ihnen kein ängstliches Mißtrauen und Nachrechnen, wohl aber Kreditgeben in weitester Anwendung. Durch den persönlichen Kredit sind die Geldmittel der Amerikaner hundertfach gesteigert.

Wie aber der Leichtsinn und die Leidenschaft des Spielers häufig zum Ruin führt, so wird auch eben so häufig, wer dem Amerikaner leiht, in seinen Bankerott hineingerissen, und ferner — gleich wie die Spielwuth zuletzt doch tief entsittlichend wirkt, so bringt auch das amerikanische Geschäftstreiben eine so große Menge von abgefeimten Schwindlern hervor, daß andere Völker dagegen wie unschuldige Kinder erscheinen. Der englische Geschäftsmann gedeiht unter Amerikanern am wenigsten, es fehlt ihm die Raschheit des Handelns; der Schotte und Franzose findet dort eher seine Rechnung; der Deutsche eignet sich leicht die amerikanische Weise des Geschäftsbetriebes an, er ist nicht minder genial, wenn auch nicht so schnell im Erfinden, aber er bleibt solider. Unter zwölf Amerikanern werden sieben reich und vererben zwei ihre Reichthümer auf ihre Kinder. Für zwölf Deutsche in Amerika stellt sich das Verhältniß so, daß höchstens drei reich und fünf wohlhabend werden, aber sämmtlich ihr Vermögen bis zum Tode behalten. Der Amerikaner springt auf sein Ziel los und klammert sich an; weil er aber, statt die Hindernisse erst wegzuarbeiten, mit einem Satze darüber wegspringt, verliert er so leicht den Boden unter seinen Füßen.

Seine größte Meisterschaft entfaltet der Amerikaner im Kolonisiren. Das hat er zuerst im eigenen Lande gründlich gelernt, und dieses Talent überträgt er jetzt auch auf fremde Wildnisse. Wer es nicht selbst mit ansah, dem kommt es unglaublich vor, wie rasch Amerikaner Wälder niederhauen und in blühende Fluren verwandeln, Flüsse schiffbar machen, Städte gründen, Kanäle und Eisenstraßen ziehen. Wie durch

eine besondere Gabe wissen sie gleich, welche Schätze die Erde birgt, wie das Land fruchtbar zu machen und welche Kulturpflanzen einzuführen sind. Sie scheinen wie dafür geschaffen, den ungeheueren Kontinent von Nord- und Südamerika zu besiedeln, und es giebt dort keine Ortschaft, wo nicht bereits ein paar Nordamerikaner umherspüren. Die Engländer scheinen ihnen diesen Welttheil fast ganz überlassen zu haben, selbst ihr Westindien haben sie halb und halb aufgegeben, als fühlten sie, daß sie dort gegen die Mitbewerbung der Yankees doch unterliegen müßten. Aber diese kommen bereits auf Schaaren von Segeln auch nach den Südseeinseln, nach Hinterindien, nach China und Japan. Vom chinesischen Handel besitzen die Amerikaner schon fast eben so viel als die Engländer selbst. Sie scheinen bestimmt zu sein, in dem großen Verkehr, der jetzt die Länder des Orients der Kultur erschließt, eine hervorragende Rolle zu spielen.

Ueberhaupt läßt sich nicht absehen, bis zu welcher Größe und Macht der Handel der Nordamerikaner noch anschwellen wird. Ihre Mittel dafür sind einzig: Lage, Produkte, ungeheures Landgebiet, feurige Energie, politische Ungebundenheit und ein nationaler Handelsgeist, welcher keine unfruchtbaren Verzehrer im Lande duldet und den Werth der gelehrten Stände nach ihrem materiellen Nutzen beurtheilt. So außerordentlich diese günstigen Bedingungen dafür, so außerordentlich sind auch in Handel und Industrie die Fortschritte der Amerikaner in den letzten sechzig Jahren gewesen. Schon jetzt sind ihre Schiffe zahlreich in allen Häfen der Welt, schon jetzt fließen ihnen aus der alten Welt nicht blos Unsummen von rüstigen Arbeitskräften, sondern auch Kapitalkraft zu; wie viel deutsches englisches und französisches Geld bereits in und für Nordamerika arbeitet, läßt sich kaum mehr berechnen. Die nationale Sicherheit der Nordamerikaner ist unantastbar und ihre Stellung im Welthandel bereits so fest, daß wohl

sie den Krieg mit England, die Engländer nicht mehr den Krieg mit ihnen ertragen könnten; denn diese würden den Schlag nicht mehr verwinden, den ihnen das Aufhören der Einfuhr von nordamerikanischer Baumwolle und der Ausfuhr von Manufakturwaaren nach Nordamerika versetzen müßte. Das nordamerikanische Volk zählt zwar erst fünf und zwanzig Millionen Köpfe, aber schon beginnt das Aufstreben seiner Handelsmacht, im Verhältniß zu einem europäischen Hauptstaate betrachtet, die Umrisse des Kampfes eines Welttheils einem einzelnen Volke gegenüber anzunehmen.

Kreolen.

Führer und Meister in diesem großen amerikanischen Handelskampfe sind nur die Nordamerikaner. Das mexikanische und all das übrige Gesindel, das aus der Mischung von europäischem, indianischem und Negerblut entstanden, kann im Großhandel gar nicht genannt werden. Auch der spanische und brasilianische Pflanzer ist zu lau und träge dazu, er begnügt sich mit dem Absatz seiner Produkte an die europäischen und nordamerikanischen Kaufleute, welche seine Hafenstädte besetzt halten. Ueberhaupt verliert der spanische, noch mehr der französische Kreole mit jeder neuen Generation mehr an Spannkraft, um tiefer in ein weichliches üppiges und geistarmes Leben zu versinken, während die in Amerika gebornen Nachkommen der Engländer und Deutschen wohl an geistigem und sittlichem Gehalt, nicht aber an Spannkraft verlieren. Auffallend genug besitzen die Frauen unter den Kreolen einen kräftigern Geist, als die Männer. Ausgezeichnet unter ihnen ist aber der Chilese, welcher seiner Rührigkeit und Betriebsamkeit wegen auch wohl der Engländer Südamerika's genannt wird. Allein was wollen hunderttausend Kreolen in Chili für den Handel bedeuten, von denen die Meisten das Schreiben und Lesen für eine Mühe und Pein erklären? Auch unter

ihnen ist das Grundübel des ehemals romanischen Amerika eingewurzelt: alles will vom Staate leben, das heißt auf Unkosten seiner Mitbürger. Auch der Kaufmann strebt hier gleich nach einem Monopol, das er auszubeuten denkt, wie der Landbesitzer sein Gutoder Bergwerk oder der Beamte seine Stelle.

Ueberblick.

Ueberschauen wir schließlich die verschiedenen Arten des Handelsbetriebes bei den Völkern und ihren Erfolg. Im Mittelalter sind es neben den Armeniern und Griechen die einzelnen Städte in Italien und Deutschland, welche den Welthandel führen und auf dessen Ausdehnung und Behauptung ihre Politik richten. Die Italiener reiben sich gegenseitig auf, ihre Eroberungen in fremden Ländern bestehen blos in einer Besitznahme und Ausbeutung, welche durch Forts und Flotten geschützt wird, aber zuletzt keine Spuren hinterläßt. Die Städte der Deutschen verbünden sich zu gemeinsamer Handelspolitik und besiedeln die eroberten Länder mit Städten und Schlössern, mit Gewerben und Ackerbau, gerade so wie fast die Hälfte des jetzigen Deutschlands, welche vormals von Sklaven besetzt war, von Deutschen kolonisirt wurde. Die Hansen erlahmen in ihrer Thätigkeit, weil sie der Unterstützung und Leitung durch die nationale Politik eines großen Staatsganzen entbehren.

Die Handelsunternehmungen in Portugal und Spanien werden dagegen vorzugsweise von den Königshöfen betrieben, welche blos Ruhm und Schätze suchen, und erhalten dadurch eine ungemeine Kraft. Die Portugiesen errichten, wie die Italiener, bloße Handelskolonien, sie erobern und besetzen eine Reihe von Hauptpunkten, um die Handelsstraßen zu beherrschen und den Zwischenhandel mit orientalischen Waaren sich allein zu sichern. Ihre Handelsmacht muß, weil ohne natürliche Grundlage, bald von selbst zusammenbrechen, und das por-

tugiesische Volk selbst kommt unter Vormundschaft eines stärkeren. Die Spanier gründen in ihren amerikanischen Gebieten vorzugsweise Bergwerks-, nebenbei Pflanzenkolonien, erst in dritter Linie steht bei ihnen der Handel. Die Folge ist schließlich statt einer Bereicherung, Verarmung des Mutterlandes an Geld- und Manufakturkraft.

Es treten darauf die Holländer und Engländer auf die Welthandelsbühne. Beide lassen sich nicht nach romanischer Art lediglich von der Staatsregierung fördern, sondern bilden Handelsgenossenschaften, gleichwie es für den indischen Handel die süddeutschen Kaufleute mit Italienern schon zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts thaten. Die holländischen und englischen Genossenschaften werden von ihrer Landesregierung privilegirt und unterstützt, und erhalten als Besitzer großer Gebiete auch politische Geltung. Die Holländer beabsichtigen anfangs blos Pflanzerkolonien, unterjochen in ihren Niederlassungen die Eingebornen zum Frohndienst, und richten ihr Augenmerk darauf, die holländischen Städte für Europa zum Generalmarkte von indischen Waaren zu machen und mit den erworbenen Geldern ihre Fabriken und Rhedereien zu fördern. Weil sie aber für sich allein auf die Dauer nicht mächtig genug sind, können sie ihr engherziges System von Beschränkungen anderer Handelsvölker nicht behaupten, und büßen vieles von ihren Kolonien und ihre hohe Stellung im Welthandel wieder ein, behalten jedoch in beiden noch einen ansehnlichen Antheil.

Die Franzosen gehen zunächst abenteuernd auf Pelzhandel und Fischfang aus, zu ihren Niederlassungen für diesen Zweck kommen eine Menge Handelsfaktoreien hinzu, darauf ausgedehnte Pflanzerkolonien, endlich auch Ackerbaukolonien; die letzteren gedeihen ihnen weniger. In Frankreich ist es wieder die Staatsregierung, welche die gesammte Handelsthätigkeit der Nation aufbietet und leitet, durch Reglements denkt man

dort Handel und Industrie blühend zu machen. Es kommt wiederholt zur Handelsblüthe, aber auch bald darauf wieder zum Verfall. Es wird indessen, durch die Regierung wiederholt belebt und angespornt, der Handelsgeist und der Gewerbfleiß bei den Franzosen rege gehalten, und wenn sie auch von ihren überseeischen Besitzungen nur einen winzigen Theil behaupten können, so sichert doch ihr eigenes reiches und begütertes Land und ihre Rührigkeit ihnen immer einen vorzüglichen Platz im Welthandel.

Das vielregierte Frankreich ist auch das Land der Handelsexperimente und großartigen Geldoperationen, welche nur zu leicht in Schwindel sich verkehren; es ist nicht minder das Land der Handelstheorien. Das Merkantilsystem, welches sich darauf richtet, durch den Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr Geld zu erwerben, wird in Frankreich bestens ausgebildet. Das Handelsinteresse tritt in der Völkerpolitik an Stelle des Religionsinteresse, und gleichwie mit den stehenden Heeren das System des bewaffneten Friedens eingeführt wird, so setzen sich die Völker durch Zölle und Schutzzölle wider einander auf Kriegsfuß. Dieses System wurzelt so sehr ein, daß jetzt den Freihandel annehnem, für die meisten Völker so viel heißt, als die Waffen wegwerfen und sich wehrlos ergeben.

Am schwächsten bleibt es mit einer einheitlichen nationalen Handelspolitik bei den Deutschen bestellt, sie erwerben keine überseeischen Kolonien und werden im Welthandel zurückgedrängt. Aber trotz der Zersplitterung seiner Kräfte, trotz der langjährigen Kriegsverwüstung, behält Deutschland so viel Hülfsquellen in dem innern Reichthum des Landes und in der Intelligenz und Ausdauer, in dem Gewerbfleiß und der Wirthschaftlichkeit seiner Bewohner, daß diese am Welthandel noch in bedeutender Weise theilnehmen und die Mittel behalten zu größerer Ausdehnung desselben.

Die Engländer haben aus allen Systemen und Operationen

der übrigen Völker in Handels- und Kolonialsachen das Passende sich angeeignet und je nach Zeit und Umständen ausgeführt. Sie haben sich in der Kunst ausgebildet, überseeische Gebiete zu kolonisiren und fruchtbar zu machen. Zugleich gingen sie über das System bloßer Beschränkungen des Fremdhandels hinaus und verfolgten rücksichtslos die Politik, bei andern Völkern Seemacht nebst Handels- und Manufakturkraft zu zerstören. Die gesammte Macht Englands wurde auf diese Wege geleitet, und von einem Parlament zum andern vererbte sich jene egoistische Handelspolitik mit den geheimen Mitteln sie durchzuführen. England ist jetzt auf einer Höhe angelangt, wo es stehen bleiben möchte, ohne nach fernerer Vergrößerung zu streben. Allein der Erwerb einer so großen Macht trägt auch den geheimen Fluch mit sich, daß sie nur durch fortwährendes Wachsthum erhalten werden kann, und zuletzt in diesem Ausdehnungsdrange zerbrechen muß.

Den Engländern thun schon jetzt die Russen nicht geringen Abbruch, — ein Volk das bei den gewaltigen Anstrengungen seiner Regierung und bei den Hülfsquellen seines großen Landes dem englischen Welthandel gefährlich würde, wenn der Russe zum Großhändler geboren wäre. Entschieden ist dies der Nordamerikaner. Die Vereinigten Staaten sind mit so vielen, so großen und energischen Mitteln, den ersten Rang im Welthandel zu erobern, ausgerüstet, wie sie niemals bei einem Volke zusammentrafen. Die nordamerikanische Handelskraft hat bereits ungeheure Resultate errungen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach nur die Anfänge zu größeren sind.

Lehren der Geschichte und Aussichten.

Aus diesem kurzen Ueberblick der Handelsgeschichte geht deutlich hervor, daß die politische Größe eines Volkes immerdar gleichzeitig bestand mit Blüthe und Macht in Handel und

Industrie. Wo diese aufhörten, floß das unbeschädigte Kapital an Geld und Arbeitskräften neu auftretenden Völkern zu, und das Land, für welches jenes Kapital zu arbeiten aufhörte, versank in Schwäche und Abhängigkeit.

Die Geschichte lehrt ferner, daß natürliches Geschick und glückliche Lage ein Volk noch nicht zur Handelsmacht erheben, wenn seine Regierungen nicht unausgesetzt eine großartig nationale Handelspolitik verfolgen.

Die Handelsgeschichte giebt uns endlich die Lehre, daß Handel Industrie und Seemacht in verhältnißmäßig kurzer Zeit bei einem Volk aufblühen können, daß sie dann unaufhaltsam anschwellen, bis sie über ihre natürlichen Grundlagen sich ausdehnen, und rasch, wie sie emporstiegen, wieder zurücksinken. So gewaltig jetzt Englands Handelsgröße, ist sie doch bereits von Nordamerika nicht mehr unabhängig, und wenn gleich England noch lange seine Größe behaupten kann, so wird doch die Zeit nicht ausbleiben, wo gemeinsame Maßnahmen auf dem europäischen Kontinent eine Schranke setzen, an welcher Englands Uebermacht in Handel und Gewerben scheitert. Dann wird neben den Nordamerikanern auch den Deutschen wieder eine Mitherrschaft im Welthandel zufallen.

Deutschland hat in den Zeiten, wo es am schlechtesten geeinigt war, sich dennoch zwischen den zwei erobernden Staaten der Franzosen und Türken erhalten, deren zusammengeballte Macht auf die Deutschen eindrängte, — es wird auch ferner wohl äußerer Feinde sich erwehren. Wer fremde Völker in ihrem Lande gesehen hat und ihr Thun und Lassen mit dem der Deutschen vergleicht, der kann nicht läugnen, daß in Deutschland sich auf denjenigen Gebieten, welche einem Volke den Rang im Welthandel verschaffen, ein stilles Gedeihen bemerklich macht. Es ist möglich, daß diese Fortschritte vorübergehend gelähmt werden, aber es ist nicht mehr möglich, daß sie ganz ins Stocken gerathen, — sie werden fortdauern und

deshalb auch anschwellen und ihr natürliches Ziel finden. Das deutsche Volk kann gleich Nordamerika am längsten die Last des Welthandels tragen, weil es blühenden Ackerbau und wachsenden Gewerbfleiß in einem weiten Lande besitzt, dessen Produktion und Verzehr schon allein ansehnlich genug sind, um im großen Völkerverkehre bedeutend mitzuzählen.

II.

Neuyork.

1860

Der Staat Neuyork nennt sich den Kaiserstaat und seine Hauptstadt die Kaiserstadt, das soll nicht blos Reichthum und Herrlichkeit bedeuten, sondern auch Macht und Herrschaft über das ganze Land. In der That herrscht Neuyork, obgleich es keinen Königshof und kein Parlament mit Landesregierung besitzt. Denn was in Amerika die Leute regiert und ihrem Verkehr die Richtung vorzeichnet, das ist der Handel, und dieser hat seine Fürsten in Neuyork. Durch ihre Unternehmungen wie durch ihre Kapitalien machen sie ihren Willen geltend bis in die entlegensten Ansiedlungen der Holzfäller und Bergleute am obern Mississippi und am Obern See. Der Handel regiert auch den Gang der Politik und erweckt oder hindert darin die Entschlüsse. Neuyorks Stimmung in politischen Dingen pflanzt sich daher rasch durch die ganze Union fort; ehe in dieser Stadt die Entscheidung gefallen ist, wagt keine Partei auf gewissen Sieg zu rechnen. Die Politik des Kaiserstaates ist in der Regel im Kleinen das Ab- und Musterbild der Politik, welche das Bundesganze leitet. Die Kaiserstadt ist ferner nicht allein die Tonangeberin in Sitten und Lebensart, die Königin der Moden und des Luxus, viel mehr noch als Hamburg es für die skandinavischen Länder, sondern die große Handelsstadt ist auch der Hauptheerd, von welchem die meisten

anregenden Ideen für das geistige Leben der Amerikaner ausströmen. Das kleinste Winkelblättchen nährt sich mit den Artikeln Gedanken und Einfällen der Neuyorker Presse, jeder Buchhändlerladen versorgt sich von dorther mit seinem Bedarf. Daher ist der Großhändler wie der Hinterwäldler im Süden wie im Westen gewohnt, nach Neuyork zu schauen als dem Schauplatz aller Herrlichkeiten, die sein amerikanisches Herz erfreuen.

Dies große Uebergewicht Neuyorks auch in geistiger Beziehung hat vornehmlich seinen Grund in einer Thatsache, welche für die amerikanische Eitelkeit nicht gerade schmeichelhaft ist. Die Stadt ist der große Ausladeplatz von allem, was Europa der neuen Welt an Menschen und Ideen wie an Gütern zuschickt.

Die Vereinigten Staaten sind, wie ganz Amerika, in mehr als einer Beziehung noch jetzt nichts anderes als eine bloße Kolonie Europas; namentlich an geistigen Dingen giebt es auf amerikanischem Boden mehr Importirtes als Naturwüchsiges. Wohl aber muß, was von Europa herüberkommt, Ideen wie Menschen, sofort amerikanischen Charakter annehmen, es wird kecker und straffer, handlicher und praktischer, und verliert unterdessen an tieferem Gehalt. Diese amerikanische Behandlung läßt dann vieles als Landeserzeugniß erscheinen, was nur aus der Fremde kam. Welcher Amerikaner rühmt sich nicht mit der großen Morse'schen Erfindung des elektrischen Telegraphen, obwohl schon lange vorher deutsche Naturforscher durch dieses Mittel korrespondirten? Freilich was diese gelehrten und schöpferischen Deutschen zu ihrer geistigen Ergötzung und zu ihrer Bequemlichkeit ausdachten, davon zogen die Amerikaner einen Vortheil, der gleich in großem Maßstabe dem ganzen Volke zu Gute kam.

Hält man sich lange im Innern der Vereinigten Staaten auf, so gewöhnt man sich so sehr an das amerikanische Gepräge alles dessen, was hier vorgeht, daß die europäische Geburtsstätte der ersten Idee dazu weit hinter dem Meere versunken

scheint. Nähert man sich wieder den Seestädten, so macht sich eine lebhaftere und feinere geistige Strömung bemerklich. Sie kommt von Europa herüber. Bei längerer Beobachtung ließe sich mit ziemlicher Sicherheit der Zeitpunkt feststellen, in welchem jede europäische Bewegung in Politik und Religion, in Mode Sitten und Industrie an den amerikanischen Küsten anlangt und in das amerikanische Leben eingreift, wenn auch äußerlich nicht sofort sichtbar. Die Amerikaner beuten die europäische Litteratur nicht nur aus, sondern sie drucken sie geradezu nach, weil sie selbst, so entschuldigen sie sich, noch keine rechte Zeit zur Schriftstellerei hätten. Weil nun Neuyork der Einfuhrplatz der Litteratur der alten Welt ist, weil hier Tausende von gebildeten Europäern anlangen und wo möglich haften bleiben, weil dadurch dem häuslichen wie dem öffentlichen Leben fort und fort ein neues belebendes Element zufließt, — deshalb ist in Neuyork eine Frische Kraft und Erregtheit im Denken und Thun der Menschen, wie in keiner andern Stadt der Union, deshalb ist die Neuyorker Presse so mächtig und ideenreich, daß im Vergleich mit ihr die meisten andern Blätter des Landes unfruchtbar erscheinen. Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts nahm Philadelphia, noch früher Boston, die Stelle Neuyorks ein, — sie waren damals ebenfalls der Haupthafen für die europäische Einwanderung.

So liegt Neuyork gleichsam zwischen zwei Welten. Es empfängt zuerst und am stärksten den Wellenschlag von Europa her und pflanzt ihn fort über das ungeheure Unionsgebiet, es nimmt zugleich die unablässige Zuströmung aus dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten auf, wo von alter Zeit her europäische Kultur eingebürgert, und nicht minder aus den weiten Westlanden, in denen jedoch ein neues selbstständiges Volksleben mächtig und mächtiger anschwillt. All die Kinder der Union kommen nach Neuyork, um hier Anregung Nachrichten und die Genüsse zu finden, die ihnen ihr eigener Wohn-

platz nicht bietet, und zugleich Handels- und Gewerbsunternehmungen zu besprechen, durch welche sie das Hinterland ausbeuten wollen. In Neuyork pulsirt jetzt am raschesten das junge aufstrebende Volksleben der Amerikaner, das nach allen Seiten seine Arme erobernd ausstreckt, von überall her neue Kräfte und Stoffe an sich zieht und rasch sich in Saft und Blut übergehen läßt. Deshalb wurde Neuyork auch die Hauptstadt der Demokratie, als diese der Herzschlag des amerikanischen Volkes wurde. Philadelphia und Boston neigen sich mehr und mehr dem Whiggismus zu, wie alte Herren, welche Ansehen und Reichthümer genug haben, an ruhiges Erhalten denken und sich gern ein vornehmes und würdiges Ansehn geben. In Neuyork vereinigt sich dagegen die junge Kraft des amerikanischen Volkes mit gebildeten Männern und mit vielerfahrenen Abenteurern aus Europa, welche sich hier die ersten amerikanischen Sporen verdienen wollen, noch viel öfter aber sich die Hörner ablaufen. Man denke sich hinzu den rastlosen, ungestümen, alles gleich in Wort und That umsetzenden Geist der Amerikaner, der nach wenigen Tagen die Ankömmlinge ergreift, und man kann sich das Drängen und Wirbeln des Verkehrs vorstellen, das die ganze Stadt erfüllt. Die Gasthöfe sind für viele Hunderte von Gästen eingerichtet; die öffentlichen Hallen dienen Morgens zu kirchlichen, Nachmittags zu industriellen, Abends zu politischen Versammlungen; in den Kaufhäusern bestellt der Reichgewordene gleich eine ganze Hauseinrichtung für zehntausend Dollars mit Möbeln und Silbergeschirr, Betten und Vorhängen, die goldgerahmten Oelgemälde nicht zu vergessen, welche gleich Teppichen nach der Elle verkauft werden. Nach diesem Maßstabe ist das Meiste in Neuyork beschaffen. Unaufhörlich wiederholen sich öffentliche Aufzüge von einigen zwanzig Tausenden, Straßengefechte, bei denen aus bloßem tollen Uebermuth alsbald die Pistolen knallen, und Geschäftswetten, bei denen Hunderttausende auf dem Spiele stehen.

Alles das trägt freilich einen gewissen rohen Zuschnitt, es macht sich darin von den Neigungen und Leidenschaften der Mittelklassen, wo nicht des großen Haufens, viel mehr geltend, als von einer feingebildeten Aristokratie. Die Menschen leben im Ganzen genommen hier etwas oberflächlich. Es ist ein ewiges Wagen und Gewinnen und Verlieren und Wiederwagen, um Reichthümer und derbe Genüsse zu erobern, alles Uebrige tritt dagegen zurück. Der Stadt hängt noch jetzt etwas an von dem Treiben in einer großen Karavanserei.

An Einwohnerzahl und Bedeutung ist die amerikanische Hauptstadt die dritte in der Reihe der Städte auf der Erde, im Vergleich aber mit europäischen Städten, welche zwanzigmal kleiner sind, ist sie arm an solchen Dingen, welche die Besucher auf die Dauer fesseln. Neuyork verdankt seinen Ruf, eine vorzugsweise genußreiche Stadt zu sein, theils seinen höchst vortrefflichen Tafeln und andern sinnlichen Freuden, theils dem Gegensatze zum wüsten Meer und zum einförmigen Innern des Landes. Wer tausend oder hundert Meilen weit aus dem Innern nach Neuyork kommt, wird ebenso entzückt durch die großstädtische Fülle, die ihn hier auf einmal glänzend umgiebt, als wer Wochen lang auf dem Seeschiff gefangen gewesen und nichts als Meer und Wolken gesehen hat. Alle nicht selbst an der See gelegenen Städte in der Union bieten noch viel weniger, was Geist und Sinn lebhaft beschäftigt, als Neuyork. Trotz ihrer schnurgeraden steinernen Straßen haben sie halb noch ein Aussehen, als seien sie rasch hingebaut, um Dach und Quartier, Waaren und Vergnügungen einer Volksmenge zu geben, welche aus irgend einem Grunde vorübergehend an einem Orte zusammenströmt. Man darf sich nicht darüber wundern, daß die amerikanischen Städte noch spärlich mit Geschichts- und Kunstdenkmalen bereichert sind, im Gegentheil muß jeder Ankömmling erstaunen, daß diese Städte in so kurzer Zeit bereits so viel geworden sind, — allein diese Betrachtung kann

an die Stelle des Nüchternen und Einförmigen nicht das Gegentheil hervorzaubern. Auch Neuyork ist nichts als ein großes Landdreieck, bedeckt mit geradlinigen Straßen, welche mit ihren Reihen von schmalen Backsteinhäusern an vielen Stellen sich so ähnlich sehen, daß Abends ihre eigenen Bewohner häufig Straßen und Häuser zählen müssen, um sich zurecht zu finden. Nur hier und da ragen aus dieser einförmigen Häusermenge einige Hoch- und Prachtgebäude hervor.

Kein Plan einer andern Stadt läßt sich so leicht übersehen. Von der Dreiecksspitze, wo ein schöner schattiger Baumplatz von den Wellen bespült wird, geht man die Hauptstraße, der breite Weg genannt, in gerader Linie hinauf, rechts und links fallen Querstraßen ab zu den Flüssen, an deren Ende die Schiffsreihen Verlängerung der Häuserreihen scheinen. Den untern Theil des Dreiecks nehmen die Geschäftsstuben und Lagerhäuser der Großhändler ein, den mittleren Theil bewohnen Mittelklassen, ganz oben am breiten Wege ist der vornehme, stille Stadttheil, wo die Millionärs residiren. Zu beiden Seiten, da wo sich das Dreieck erweitert, dehnen sich die Straßen der kleineren Geschäftsleute, je ärmer desto weiter ab vom breiten Wege. Nur wenige Straßen haben ihren eigenen Charakter. Das sind zuerst die Hafenstraßen, welche an beiden Dreieckseiten hin laufen, denn der Hudsonfluß an der einen hat eben so breites Tiefwasser für Seeschiffe, als der Meerarm, der sogenannte Ostfluß, auf der andern Seite. Auf den weder breiten noch reinlichen Gängen zwischen den Lagerhäusern Trinkläden und Handwerkerbuden hier und den Schiffen und Waarenhaufen dort tummeln sich die Handlungsdiener Matrosen Handlanger und Karrenfahrer Southstreet ist vornehmlich der Platz, wo Rheder und Kapitäne verkehren. Dem Hudsonsflusse parallel läuft, nur durch eine Straße von ihm getrennt, die Greenwichstraße, fortwährend bedeckt mit Schaaren von Einwanderern, welche mit ihren Habseligkeiten vor den dortigen

Wirthshäusern lagern, diesen Höhlen voll Niederträchtigkeit aller Art. Dort, in Bremerhafen und in Havre de Grace, kann man so ziemlich alle verschiedenen Bauerntrachten aus Deutschland beisammen sehen. In der Wallstraße aber, wo auch Zollhaus und Börse stehen, ein eigenes Geschäftszimmer zu besitzen, gehört zu den erhabensten Wünschen des amerikanischen Kaufmanns: denn dort arbeiten die großen Geldherren, welche Flotten von Handelsschiffen segeln lassen und ihre Goldströme zur Belebung des Handels bis nach Rußland und China senden. Könnte man die Pläne, die nur in einem einzigen Monat in der Neuyorker Wallstraße ausgedacht werden, in ein Buch bringen, so würde man es in einem Jahre nicht auslesen, und mit einer Bibliothek geographischer Schriften zur Hand könnte man sich kaum über alle Winkel und Produkte auf der Erdkugel unterrichten, auf welche die Neuyorker Großhändler ihre Augen richten. Eine merkwürdige Straße ist auch die Nassaustraße, sie ist mehrmal des Tages von Rudeln Zeitungsjungen belebt, welche ihre Körbe mit der Litteratur füllen, die hier von den zahllosen Pressen der Zeitschriften und frommen Gesellschaften zu Tage gefördert wird. Diese leisten, was die Menge bedruckten Papiers betrifft, wahrhaft Riesenartiges. Andere Straßen in Neuyork sind dadurch ausgezeichnet, daß die eine von Kleiderhändlern, die andere von Hutmachern, die dritte von Töpfern und so weiter besetzt ist. Die kleinen Gewerbsleute, welche mit gleichen Waaren handeln, suchen sich möglichst zusammen zu halten; auch darin ist Neuyork, gleich den orientalischen Bazars, das Abbild eines Jahrmarkts.

Das Glanzstück der Stadt bleibt der breite Weg (Broadway), die große Heerstraße des Verkehrs und des Luxus Wer irgend Lebensluft in sich spürt, drängt sich auf diese Straße. Vom Morgen bis zum Abend wogt dort ein wahres Volksgewühl, und am Spätnachmittag, wenn die großen Geschäftsstuben sich schließen, sind an keinem Platze der Welt

mehr reichgeschmückte Damen und mehr Herren in blendender Wäsche zu sehen, von denen ein ansehnlicher Theil sich mit ausdrucksvoller Selbstgefälligkeit darstellt. Freilich hat Neuyork auch nur diese eine Großstraße zum allgemeinen Stelldichein, und wenngleich für den Amerikaner der Neuyorker Broadway alle Wunder der Welt vereinigt, so sieht der Europäer hier doch Manches mit andern Augen. Denn so glänzend sich auch die Paläste und Schauläden an einander reihen, so bunt und farbig Schilder und Waaren ausgehängt sind, so dicht gedrängt die Schaaren geputzten Volkes auf beiden Seiten der Straße und so zahllos und prunkvoll in der Mitte die Wagen, immer mehrere neben einander: so hält dennoch der Broadway mit der gediegenen Pracht und den donnernden Karrossen in den Hauptstraßen europäischer Großstädte den Vergleich nicht aus, am wenigsten mit London, es ist in Amerika alles zu schreiend und bloß zum Scheine ausstaffirt. Ein größerer Unterschied aber besteht darin, daß das Neuyorker Straßenleben sich viel heiterer, fröhlicher, jugendlicher giebt; nirgends hat man das beengende Gefühl des Drucks und der Noth, die anderswo auf der ärmeren Mehrzahl des Volks lasten. Auf der zweiten Hauptstraße, der Bowery, wo sich Neuyork mehr in Hemdsärmeln sehen läßt, und in den zahllosen andern Straßen, bis hinauf zu den entlegenen Wohnungen der armen Handlanger, der Wichse- und Zündhölzchenmacher, erhält der Fremde hundertmal öfter den Anblick freundlichen und behaglichen Lebens, als des Elends. Alle diese Stadttheile sind mit Ausnahme der bezeichneten Hauptstraßen Tags über auffallend leer und still; nur Morgens nach dem Frühstück, wenn die Männer zu ihren Geschäften gehen, und Abends, wenn sie zurückkehren, werden auch hier die Straßen belebt. Abends sitzen Familien und Freunde vor den Thüren oder im geöffneten Besuchszimmer gesellig beisammen. Man sieht, die Leute leben ungenirt, obwohl sich jedermann wohl in Acht nimmt, die ameri-

kanische Anstandssitte zu verletzen. Vornehme Ruhe aber wohnt feierlich und einförmig in der fünften Avenue und ihrer Nachbarschaft: dort reiht sich ein stolzes Haus an das andere, da wohnen die großen Geldherren, welche sich hoch erhaben fühlen über dem niedrigen Gewühl anderer Sterblichen.

Mit der Besichtigung der Prachtgebäude ist der Fremde in Neuyork bald zu Ende, es sind ihrer nicht viele und meist ziemlich geistlose Nachahmungen bekannter Muster, die in jedem Werke über Architektur gezeichnet sind. Dabei steht auf einem griechischen Parthenon, dem Zollgebäude, eine Vogelstange, an einen herrlichen gothischen Thurm ist ein Kirchlein angeflickt mit Burgzinnen, und eine andere prächtige Kirche im gothischen Stil den mittelalterlichen Domen so treulich nachgeahmt, daß nur der eine Thurm an der Fronte ausgebaut, der andere aber in der Mitte abgebrochen ist; der Baumeister dachte wahrscheinlich, der eine halbe Thurm, der in Europa blos wegen mangelnder Geldmittel nicht emporgerichtet wurde, vollende die Schönheit des Ganzen. Das Glorreichste bleibt jedenfalls das Gebäude für das Strafgericht und die Verbrecher, es ist vollständig in den finstern Formen ägyptischer Grabgebäude aufgeführt, heißt daher im Volke auch „die Gräber.“ Bei dem ersten Anblick lacht man und findet nachher, daß der Gedanke doch nicht so übel war.

In diesem und in andern Gerichtshöfen hört man von Prozessen, welche eine Menge furchtbarer Verbrechen und weitreichende Betrügereien enthüllen, bei denen man nicht weiß, ob man sich mehr über ihre Kühnheit oder über ihre Größe entsetzen soll. Noch schlimmer ist, daß das Gewicht kolossaler Reichthümer, Abneigung und Haß gegen Eingewanderte, und die Willensmeinung des Straßenpöbels nicht selten auf das Urtheil von Richtern und Geschwornen verderblich einwirken. Die Gerechtigkeit leidet dadurch mehr, als durch die geheimen Einflüsse von Mächtigen in europäischen Gerichten. Verbrechen

und Unsittlichkeit sind in amerikanischen Städten selten durch Noth und Elend erzeugt, aber sie treten offener und rücksichtsloser auf. Auch der Verbrecher behält noch den trotzigen Eigenwillen, der schon in der amerikanischen Jugend großgezogen wird. In Konditoreien und an anderen Erholungsorten, welche mit verführerischer Pracht ausgeschmückt sind, haben übelberüchtigte Spieler Gauner und Dirnen ihre ständigen Plätze dicht neben ehrenwerthen Leuten. Vergebens sind die anständigen Leute ewig auf der Flucht vor solcher Gesellschaft. Auffallend ist, daß so viel Gewaltthaten gegen Frauen in einem Lande vorkommen, wo die Frauenachtung so allgemein zu Sitte und Gesetz geworden. Eine große Menge solcher und anderer Verbrechen kommt indessen auf Rechnung der Schwarzen und Farbigen. Jede amerikanische Stadtbevölkerung hat ihren Theil von dieser gräulichen Beimischung. Schon die Nähe der Negerquartiere macht sich im Sommer durch den widerlich thierischen Geruch bemerklich. Man kann nicht genug die Aufopferung weißer Damen bewundern, welche auch diese Parias dadurch zu sittlichen suchen, daß sie Schulen für die schwarzen und farbigen Kinder stiften und darin Stunden lang thätig sind. Diese Schulen umschließen ein Gewimmel von kleinen Wollköpfen, die statt etwas zu begreifen, nur das vorzüglichste Talent haben, sich wie Pudel abrichten zu lassen.

Von solcherlei Uebeln wird sich Neuyork, wo der Abschaum aus der alten und neuen Welt beutegierig zusammenströmt, noch lange nicht frei machen können. Besser ist es gelungen, die Unreinlichkeit aus den Straßen zu entfernen. Es muß früher damit sehr schlimm bestellt gewesen sein, wenn man den Erzählungen schon lange hier ansässiger Einwanderer trauen darf. Noch immer gehört aber Neuyork nicht zu den reinlichen Städten, und man möchte manchmal wünschen, es liefen auch hier noch Saufamilien durch die Straßen, um den Unrath wegzuräumen, der zwischen den Häusern sich aufhäuft. Zweifellos

mehrt die Unsauberkeit die Zahl und Heftigkeit der ansteckenden Krankheiten. Die Verheerungen, welche einst auch in Neuyork die Fieber anrichteten, haben zwar zum großen Theil aufgehört, statt dessen hat ein anderer böser Gast, die Cholera, die amerikanischen Städte zu Lieblingsplätzen erkoren. Ueberhaupt ist es ein Irrthum, wenn in Deutschland viele glauben, gewisse Gegenden in Amerika seien ganz gesund. Das mittlere Europa, vor allem unser Deutschland, sind die gesundesten Länder der Erde; diese unschätzbare Wohlthat lernt man erst bei Reisen in fremden Ländern recht würdigen. In Amerika läßt sich eigentlich nur davon reden, ob der eine Ort weniger mit Fiebern behaftet ist, als der andere, je nachdem er nämlich nördlich und hoch gelegen ist, freien Luftzug und keine Sumpfausdünstungen in der Nähe hat. In Schottland kommt auf zwölf Menschen ein Sechzigjähriger, in Amerika noch nicht auf fünfzig. Auch scheint hier die Kurzlebigkeit in neuerer Zeit zugenommen zu haben; vor vierzig Jahren wurde das Lebensalter der Menschen in den Vereinigten Staaten durchschnittlich auf siebenundzwanzig Jahre berechnet, während es jetzt nur einundzwanzig beträgt. Wie außerordentlich groß hier die Sterblichkeit ist, wird man erst dann mit einiger Sicherheit wissen, wenn die Statistik in Amerika anfängt, eine Wissenschaft, und noch mehr, eine Wahrheit zu werden. Jetzt sieht und erfährt es keiner, wie viele Leichen täglich nach den stillen Höfen wandern, und wenn man auch einmal ein Begräbniß sieht, im nächsten Augenblick ist's vergessen. Die Wellen des amerikanischen Volkslebens gehen hoch, wer kümmert sich um die, welche untersinken?

Die Stadt Neuyork thut übrigens sehr viel, um Hülfe für verlassene Arme und Heimathslose, für Kranke und Irre zu schaffen. In der großartigen Ausstattung der wohlthätigen Anstalten bewährt sich der Reichthum, die Macht und der auf nichts Kleinliches gerichtete Sinn der Welthandelsstadt. Bei

jedem neuen Besuche bewundert man, wie äußerst nett, sauber und sinnreich alles eingerichtet ist. Wer Amerika bereiset, wird von seinen Freunden bald nach solchen Anstalten geführt, und weil nach wenigen Wochen Aufenthalts in diesem Lande sein eigener Sinn mehr auf das Praktische sich richtet, sucht er sie mit größerem Interesse auf, als daheim in seiner Heimath. Welchem Touristen fällt es in Wien Berlin und München ein, die dortigen Krankenhäuser zu besuchen? Die Beamten derselben sind in Deutschland auch keineswegs erpicht darauf, sie fortwährend den Schaaren von Besuchern zur Parade vorzuführen. Ein amerikanisches großes Hospital wird daher viel häufiger beschrieben, als ein europäisches, obgleich keines der ersteren sich zum Beispiel Bethanien bei Berlin oder dem Münchener Krankenhause würdig zur Seite stellen kann. Selbst wo die äußere Ausstattung deutscher Anstalten dieser Art minder glänzend ist, bleibt ihnen der Vorzug, daß sie zur wirklichen Abhilfe des Elends mehr als die amerikanischen leisten, und daß ihre Verwaltung von rechtlichen Personen geführt wird, welche daraus ihren ernsten Beruf, und nicht durch gute oder schlechte Mittel ein möglichst gewinnreiches Geschäft machen. Daß der Humbug in Amerika auch so tief in die Humanitätsanstalten hineinreicht, verdirbt einem die Freude daran.

Wochenlang kann man sich in Neuyork aber vergnügen mit Ausflügen auf dem überaus herrlichen Hudsonstrom, oder nach den Inseln und Landspitzen in der weiten Bai, nach dem Arsenal mit seinen ungeheuern Zurüstungen, nach den Wasserwerken, welche an die einfache Größe und Zweckmäßigkeit von Römerbauten erinnern. Von den Landungsplätzen stößt jede Stunde mehrmal eine Dampffähre ab, um nach den lebhaften Städten an der andern Seite der Flüsse, nach Brooklyn, Hoboken, Williamsburg, Jersey City überzusetzen. Dort spannt sich eine

Reihe lebensvoller Landschaftsgemälde aus und des Rückblickes auf die prangende Stadt wird man nimmer müde.

Die vorgenannten Orte sind besonders Lieblingsplätze der deutschen Bevölkerung, um sich in der schönen Natur zu ergehen oder auch der Menge und Vorzüglichkeit der deutschen Lagerbierhallen Ehre anzuthun. Ja es giebt sogar Deutsche in Neuyork, welche das Bedürfniß fühlen, des Sonntags nach einem entfernteren Küstenpunkt zu fahren, um in der Einsamkeit zwischen Land und Meer ihr Gemüth zu sammeln und sich selbst zu leben. Ob sie solche Sehnsucht nach stiller Natur noch im zweiten Jahre ihres Aufenthalts in Amerika empfinden werden, ist sehr fraglich. Landesart und Lebensart zehren rasch die romantischen Dünste auf, welche man hier nicht brauchen kann: der Kopf wird klar und das Herz kalt. Jedesmal, wenn ein Sturm in Europa durch die Völker brauset, schleudert er viele Tausende von Deutschen an die amerikanischen Küsten. Dann regt es sich aller Orten in der Union, neue deutsche Zeitungen, Gedichte, Schilderungen deutsch-amerikanischen Lebens lassen sich in Menge vernehmen, Haß gegen das pharisäische Yankeethum und überströmende Liebe für die Freiheit der neuen Heimath können sich nicht laut genug kund geben: des Deutschen Gemüth Rechtlichkeit und Idealität will in einem Athem den amerikanischen Charakter umwandeln. Und wie bald wird alles das wieder stiller und stiller! In der scharfen trockenen Luft, mitten im Geschäftsdrang, und in der Noth sich den Hunger abzuwehren, versiegen die poetischen Quellen. Mancher Deutschamerikaner denkt mit wehmüthigem Lächeln an seine erste Zeit im neuen Lande, wo das deutsche Gemüth ihn glücklich oder unglücklich machte. Der eingeborne Amerikaner aber kann weder die dumme Ehrlichkeit der Deutschen begreifen, noch ihre gesellige Fröhlichkeit, ebenso wenig ihren Mangel an straffem äußerm Anstand, an Selbstgefühl und an nobler Freigebigkeit in Geldsachen. Er seinerseits kennt

keine Freude, als die Lust am Gelingen seiner Geschäfte, den Stolz auf sein großes Land, den Spaß eines Humbugs und zu Zeiten einen tüchtigen Trunk Branntwein. Hin und wieder beginnt indessen die Gemüthlichkeit auch bei gebornen Amerikanern einzuziehen, namentlich in jene zierlichen Landsitze an den Gestaden der Bai und der Flüsse, wo lichtblauer Himmel Baumgrün und helles weites Wasser Herz und Sinne erfreuen.

Das Herrlichste von Neuyork bleibt stets die weitglänzende Bai selbst. Die Schiffe von allen Meeren geben sich hier ihr Stelldichein. Nur noch einen Ort haben sie, der mehr besucht wird, die Themse. Dort auf schmalem Strome können sie sich kaum ausweichen, hier in der schönen Bai öffnen sie dem Winde nach Lust ihre Segel. So zahllos auch die stolzen Dreimaster die Fluthen durchfurchen, in diesem geräumigen Becken scheinen sie nur der Zierde wegen da zu sein. Das Wasser ist spiegelglatt, denn die Sturmwellen draußen auf dem Ozean brechen sich vor den Inseln und Landzungen, welche so glücklich gelegen sind, daß sie einerseits die Bai vor Stürmen schützen, andererseits den ansegelnden Schiffen bequeme Durchfahrten gewähren. Wenn gescheidte Rheder und Kapitäne, die zugleich mit künstlerischem Sinne begabt wären, einen Hafen sich recht nach ihren Wünschen hätten schaffen können, so würde er schwerlich viel praktischer und schöner geworden sein, als die Neuyorker Bai. Wo in aller Welt ließe sich ferner eine Stadt finden, an deren Straßenmündungen auf einer Strecke von einigen Stunden Seeschiffe unmittelbar ankern können?

Ein Sommerabend unter den Bäumen auf der Battery gehört zu den reizendsten Genüssen auf der Erde. Zwischen den Bänken und auf dem Boden lungern die schwarzen riesigen Afrikaner, die braunen Spanier Brasilianer und Mexikaner mit den langen dünnen Gesichtern, und die wilden amerikani-

schen Burschen, jeder mit seinem Schatze, streitsüchtig Volk, das vielen Lärm macht. Zum Glück entfernen sich die meisten dieser Gesellen, wenn es Nacht wird und die Bai sich rings umkränzt mit blitzenden Leuchtthürmen. Die Wogen klatschen leise an's Ufer, vom Meere her weht kühlende Luft. Barken mit mondbeglänzten Segeln und Ruderboote durchschneiden leise die Fläche, zwischen dem Takt der Ruder- und Wellenschläge hört man das Murmeln der im Gespräch sich Ergehenden, öfter auch ein deutsches Volkslied. Sinnend und halb träumend geht man in die stillen Straßen der Stadt zurück, welche gegen eilf Uhr so leer sind, als hätten sie nie Geschäftsgewühl gekannt. Wie bald wird dies immer wachsende rüstige Volk auch die jenseitigen Ufer des Hudson, des Ostflusses und der Bai mit Wohnungen und Städten bedecken, alle diese Ortschaften werden Stadttheile Neuyorks werden. Dann wird es keinen ähnlichen Platz in der Welt geben, Neuyork wird eine Riesenstadt der Gewässer, jedoch nicht durchschnitten von schmalen Flüssen oder stehenden Lagunen: mächtige Ströme und Meerarme werden die Hauptstraßen der Stadt bilden. Wahrlich eine Aussicht, bei der das Herz des Amerikaners hoch aufwallt, eine Zukunft, so großartig, wie er sich die Zukunft seines ganzen Landes denkt.

So viel ist gewiß, Neuyork bleibt noch für weite Zeiträume die Hauptstadt der Union, und wächst, wie diese wächst an Macht und Volksmenge. Aus dem ganzen Innern des Landes, selbst aus dem englischen Canada, laufen hier die Hauptströme des Verkehrs zusammen, auch der Küstenhandel auf und ab findet hier seinen Mittelpunkt, von wo aus Dampfschiffslinien gehen nach Westindien Europa und Südamerika. Die übrigen Seehäfen der Vereinigten Staaten scheinen, Neuorleans ausgenommen, nur Vorposten von Neuyork zu sein, das zwei Drittel vom Handel des gesammten Landes in Händen hat. Geschäfte und Kapitalien haben hier einmal ihre

feste Stelle und ihre wohlbegründeten Verbindungen; das ändert sich so leicht nicht. Neuyork wird daher der Hauptsitz bleiben für den Handel der Union. Zugleich aber werden gewerbliche, politische und religiöse Interessen, selbst Künste und Wissenschaften, in dieser Hauptstadt ganz anders Kraft Schwung und Leben behalten, als an andern Plätzen Amerikas. Auch der gesellige Ton kann sich von dem jetzigen nicht viel entfernen. Neuyork ist weder von religiösen noch von politischen Flüchtlingen gegründet, der Handel allein führte auf dieser Stelle Familien zusammen, welche sehr bald zu großen Reichthümern kamen und dafür auch rasch aus frischer Hand sich Genüsse verschaffen wollten. Die germanische Art des Volkes aber, das hier sich ansiedelte, die unaufhörliche Zuströmung aus Europa, das rasche Gedeihen des weiten Hinterlandes und das scharfe, zwischen nordischer Kälte und Gluthhitze wechselnde Klima waren Thatsachen, welche es verhinderten, daß neben dem Handel sich blos üppiges Wohlleben einfand. Wohl strebt der Neuyorker zuerst nach fürstlicher Pracht in seiner Wohnung, nach glänzenden Landhäusern, nach Tafelschwelgereien ohne Gleichen, wohl ist die Gesellschaft nicht von altaristokratischen Familien oder hochgebildeten Kreisen beherrscht, sondern von Geldreichen, welche die Handelsflut emporhebt und verschlingt: gleichwohl entbehrt Neuyork auch nicht solcher Männer und Frauen, welche ernstlich höhere Interessen pflegen und den Geschmack an Musik, Literatur und an allen möglichen Ideen und Erfindungen weiter verbreiten. Der Ton der Gesellschaft ist fröhlich, liberal, genußsüchtig, vielleicht etwas leichtsinnig. Der Neuyorker kann nicht mehr gut anderswo leben, er findet es überall langweilig und beengt, weil nur seine Weltstadt ihm so viel spannende Aufregung, so viel Freiheit im Thun und Lassen gewährt.

So lange Neuyork aber der Welthandelsplatz bleibt und der Einfuhrhafen von allem, was über das Meer kommt,

und so lange deshalb in Neuyork eine ziemlich freie Mischung amerikanischer und europäischer Gesellschafts- und Familiensitte vorherrscht, so lange werden dort auch zwei eigentlich Neuyorker Charaktere sich umhertreiben. Die einen sind die jungen reichen Erben, welche eine Tour durch Europa gemacht haben, und die andern die Abenteurer, welche von Europa her kommen. Laster und Frechheit aus der alten und neuen Welt sind in diesen Personen vereinigt. Die ersten wissen nicht, wie sie rasch genug alle Lüste ausschöpfen sollen, und sie thun das mit amerikanischem Ungestüm; die europäische Reise hat diese Flegel nur mehr Arten von Luxus gelehrt, viele von ihnen enden im Elend. Den Abenteurern glückt es dagegen nicht selten, eine reiche Erbin zu fangen. Die Damen des Landes sind von vorn herein den Europäern etwas zugethan, es besticht sie deren vielseitige Bildung und glattes Benehmen, ihr gutes Herz fühlt sich hingezogen zu dem edlen Flüchtling, dessen männlich Herz so viel Kämpfe und Leiden erduldet haben will, und ein stolzer Adelstitel, in welchen jene Schelme sich einhüllen, hat für eine Amerikanerin einen unwiderstehlich verführerischen Klang. Manche Dämchen kaufen sich auch mit ihrem Gelde einen Gelehrten, der Gemahl soll sie nach Europa in die vornehme Welt und Hochbildung führen, sie möchten sich gar zu gern dort präsentiren. Die krankhafte Sucht der vornehmen Amerikanerinnen nach Europa ist um so komischer, als sie ihr Volk für das beste und tugendhafteste, das weiseste und aufgeklärteste halten, das jemals die Erde geschmückt hat. Die klugen Väter in Neuyork, Boston, Philadelphia, Baltimore sehen nicht gar zu gern in ihren Salons die jungen Europäer, die so geistreich und gewandt sind. Wie leicht könnte eines Abends die Tochter aus dem Konzert nicht wiederkommen und am andern Morgen ein Brief: sie habe dem Geliebten ihres Herzens nicht widerstehen können in Hoffnung auf die väterliche Verzeihung. Heirathen wider der

Eltern Willen kommen in Amerika öfter vor als anderswo, und bei der amerikanischen Freiheit und Leichtigkeit des Umgangs zwischen jungen Damen und Herren muß man sich wundern, daß Heirathen mit viel Liebe und wenig Verstand nicht noch viel häufiger sind. Indessen weiß die junge Amerikanerin in der Regel wohl zu berechnen, wie viel ihr Schatz künftig für Putz Hausausstattung und Landsitz ihr geben werde, und geräth diese Rechnung nicht ganz nach ihrem Wunsche, so bleibt meistens auch die Liebe aus. Die Freiheitsgefahr wird durch dieses Rechnungstalent der Damen sehr bedeutend gemindert. Wo aber zwei junge Leute wider der Eltern Willen einig werden, da sagt der Amerikaner: wen anders geht das etwas an, als sie selbst? —

III.

Boston.

Wenn ein Amerikaner von Boston hört, so schwebt ihm gleich etwas Würdiges und Vornehmes vor, eine hochragende Stadt, die nicht wie seine meisten andern Städte sich mit der niedrigen Ebene begnügt. Boston ist das Athen des Staatenbundes, die Sonne, von der nach des Amerikaners Meinung das geistige Licht so gewaltig ausstrahlt, daß im Vergleich damit ein europäischer Bildungsheerd nur ein schwaches Kaminfeuer hat. Die Hauptstadt Neuenglands ist aber auch eine geschichtliche Größe. Nicht nur hochgieblige Häuser stehen dort, deren Räume ihren Bewohnern ein jahrhundertaltes Familienandenken erneuern, sondern es ist in Boston auch die ehrwürdige Halle, in welcher die ersten kühnen Beschlüsse gefaßt wurden, aus denen die Unabhängigkeit ihren Ursprung nahm. Auf dem Bunkershill ragt der stolze Obelisk empor, das Schlachtdenkmal jenes Tages, an welchem die englischen Waffen zuerst sich vor der kriegerischen Kraft der verachteten Kolonisten senken mußten. Für Denkmäler aber aus dem Unabhängigkeitskriege hat der Amerikaner die kindliche Verehrung, mit welcher sich ein Sohn an seiner Eltern Leiden und Kämpfe erinnert, die ihn zu Wohlstand und Ehren gebracht haben.

Der Amerikaner ärgert sich zu Zeiten, daß die Bostoner

als seine geborenen Lehrmeister auftreten; er sagt ihnen nach, seit es mit ihrer Handelsgröße vorbei, wären sie so übermenschlich gelehrt geworden, daß sie ein Jahr vorher das Gras wachsen hörten, und höchst steife und langweilige Gesellen dazu, die ewig Psalmen sängen. Bei Allem dem behält jedoch der Amerikaner einen geheimen Stolz auf Boston. Der Europäer aber wird, je länger er dort und in andern amerikanischen Städten gelebt hat, um so gewisser Boston vorziehen. Denn er findet sich da wie auf heimischem Boden und kann doch auf ein ungefähres Verständniß des Lebens in der alten Welt rechnen, für welches den meisten Amerikanern sonst die Fühlfäden zu mangeln scheinen. Sie verwerfen mit Recht so viel schiefe europäische Urtheile über ihre heimischen Zustände, weil sie wohl einsehen, daß den Urhebern solcher Meinungen die Springfedern des amerikanischen Lebens verborgen blieben. Wenn aber ein Europäer der Unterhaltung von Amerikanern zuhört, welche eben von der andern Seite des großen Wassers zurückkamen, so wird er sich in neun Fällen unter zehn höchlich verwundern, wie es möglich ist, daß verständige Männer, welche Europa doch mit offenen Augen gesehen, in einem Athem einen solchen Haufen von Verkehrtheiten sagen. Die Amerikaner finden es anmaßlich, wenn jemand über ihre Verhältnisse mitsprechen will, der erst ein halbes Jahr bei ihnen gewesen ist, sie selbst aber halten eine Fliegereise von drei Monaten durch ganz Europa für hinlänglich, um jedes Volk dort abmalen zu können, wie es leibt und lebt. Das kleine Europa mit seinen vielen Staaten erscheint ihnen nur als ein Gegenbild zu den Vereinigten Staaten von Amerika. Gleichwie die Chinesen, als sie das erste Dampfschiff sahen, kaltblütig erklärten, sie hätten solche Schiffe auch im verschlossenen Innern ihres Landes: so möchten manche Amerikaner ihren Gast glauben machen, sie hätten Alles, was Europa auszeichnet, mindestens eben so gut in ihrem eigenen Lande. Da sich dieses aber nicht chinesisch

abschließen läßt, so übersieht man frühzeitig, was darin ist. Wenn man sie nun darauf aufmerksam macht, welch eine weite Leere das Gebiet der Vereinigten Staaten im Vergleich mit dem mannigfaltigen und gedrängten Inhalt von Europa bildet, so nehmen sie es beinahe übel, und denken im Stillen, wie bald Amerika Alles unter der Sonne überbieten werde. Sie schämen sich gleichsam für ihr Land, daß es nicht schon das Herrlichste in jeder Weise umfaßt, gerade wie jungen hochstrebenden Leuten von stolzem und empfindlichem Gefühl nichts unangenehmer ist, als eine Erinnerung daran, daß sie noch lange nicht das sind, was ihren heißesten Wünschen vorschwebt. Von einem Fremden indessen nehmen die Amerikaner wohl noch ein Wort hin, welches einem unter ihnen Ansässigen die Thüren und die Herzen verschließen würde.

Wenn man von Neuyork nach Boston kommt, fällt zuerst das Durcheinander von engen und krummen Straßen auf, welche den untern Theil der Stadt einnehmen. Aus diesen finstern Gäßchen und knappen Durchgängen, aus diesen gedrängten hohen Waarenhäusern könnten Handelsherren in mittelalterlicher Tracht hervortreten, sie würden zur Umgebung passen. Höher hinauf kommt man in reinliche Straßen mit netten bürgerlichen Wohnungen; hier sieht es freundlich aus, es fehlen der Schmutz und das Gewühl amerikanischer Städte. Nirgends läßt sich eine lange Straße hinunter sehen, jede hat ihre Krümmungen. Die Straßen steigen immer mehr bergan: denn Boston überdeckt eine Halbinselhöhe, die fast ganz vom Meere umschlossen ist. Unten führen lange Brücken über die Meerarme, welche mit Schiffen oder Booten belebt sind, zu den jenseitigen Vorstädten. Die Stadt hat eine herrliche Lage, es weht immer etwas Seefrische durch ihre Straßen, ringsum glänzt der helle Wasserspiegel zwischen grünen Inseln Landzungen und Küstenstreifen, die mit Landsitzen und Ortschaften bedeckt sind. Der schönste Schmuck Bostons aber ist oben auf

dem Scheitel der Anhöhe. Denn hier, — wer sollte das in einer amerikanischen Stadt vermuthen? — dehnt sich ein weiter grüner Platz mit schattigen Baumgängen Springbrunnen und Wasserbecken aus. Auf der einen Seite erhebt sich das höchst stattliche Rathhaus, auf der andern Seite mündet die immer belebte Hauptstraße ein, die Washingtonstraße, welche über den ganzen Rücken der Halbinsel bald sich hebend bald sich senkend hinläuft, eingefaßt mit glänzenden Schauläden.

Auf dieser Straße und in den reinlichen Parkgängen lustwandelt gegen Abend die schöne Welt von Boston. Hier erquickt man sich noch am Spazierengehen im frischen Grün und freier Luft, und läuft nicht, wie in den andern amerikanischen Städten, blos aus einem Laden in den andern. Aber welche reizende Fülle von lieblichen Gesichtchen, wie fein und geistig die Züge, wie zart und schwebend die ganze Gestalt! Ach, wenn nur die bösen Seewinde nicht wären. Die Schwindsucht, die schleichende Rächerin der Fieberhast des amerikanischen Lebens, hat in Boston noch die scharfe Seeluft zur Verbündeten. Manch seelenvolles Auge schaut uns an, als flehe es um Mitleid, daß es so bald sich für immer schließen soll. Und doch wohnt ein kräftiger Geist in diesen zarten Gestalten. Noch oft mußte ich an eine Bostonerin zurückdenken; erzogen in Fülle und Feinheit, ein weiches, himmlisch reines Gemüth, folgte sie ohne das mindeste Bedenken dem Manne ihres Herzens zu den Mühen und zu der Oede, die sie in den weitentlegenen Wäldern des Westens erwarteten.

Im Reden und Benehmen der Bostoner merkt man eine wohlthuende Ruhe, eine stille Festigkeit des Charakters. Die Familie hat Anhänglichkeit an ihr Haus und an ihren Freundeskreis, der Mann sieht in der Beschäftigung, der er sich einmal gewidmet hat, seinen dauernden Beruf. Das ist um so auffälliger in Amerika, wo man gewohnt ist, sein Haus zu bauen, wie der Nomade sein Zelt, auf baldigen Wiederabbruch.

Zwar ist in neuerer Zeit auch in Europa die Unruhe unter die Leute gefahren, selbst auf den pommerschen und westfälischen Ritter- und Bauerngütern sind viele unstät geworden, unsicher in ihren Vorsätzen wie im Vermögensstande. Wo giebt es noch jene behagliche Beschränkung auf kleiner wohnlicher Stätte mit der Aussicht, im Alter unter dem Schatten der Bäume zu ruhen, die man selbst gepflanzt hat? Das Glück solcher friedlichen Behaglichkeit mahnt uns beinahe schon wie eine Sage aus der alten Zeit. Uns jedoch ist diese Unruhe und Unwohnlichkeit wenigstens noch zuwider, wir haben eine geheime Angst vor dem Schicksal des ewigen Juden. Dem Amerikaner dagegen ist das unstäte Wesen zur andern Natur geworden: wenn er von einer Stadt zur andern sich übersiedelt, denkt er nicht mehr dabei, als ein junger Mann, der bald in dem einen bald in dem andern Gasthof zu Mittag ißt. Das Provisorische ist das Wahrzeichen Amerikas. Wer an feste, solide und geschmackvolle Einrichtung und an das Gemüthliche und Gehaltvolle in dauernden Freundes- und Familienkreisen gewöhnt ist, wird schwer dort heimisch werden. Wenn bei uns eine neue Eisenbahn rasch dem Verkehr eröffnet werden soll, stehen zwischen Schutt und Neubauten statt der Bahnhöfe Holzschuppen und in diesen statt der Sessel Bretterbänke: ungefähr so sieht Amerika aus von einem Ende zum andern, kaum mit Ausnahme einiger vornehmeren Stadttheile. Dem Amerikaner ist das alles reine Nebensache, er ist es einmal nicht anders gewohnt: nur das große Landesgedeihen, das steht ihm immer vor den Augen. Vor dem Leichtsinn, mit welchem der Amerikaner ernste Verhältnisse eingeht, wird dem Einwanderer anfangs bange. Er steht gleichsam eine Zeitlang zagend vor einer reißenden Strömung, bis ihn unversehens die Wirbel erfassen und er willenlos und zuletzt unbekümmert mit forttreibt auf den rollenden Wogen.

Auch durch Boston geht jene rasche amerikanische Strö-

mung: daß sie dort aber minder lärmt und brauset, hat vornehmlich zwei Gründe. Diese sind das Uebergewicht der alten aristokratischen Familien, und die höhere und allgemeinere Bildung, deren sich die Stadt erfreut.

Boston hatte in der ältesten Zeit der Ansiedlungen vorzugsweise eine englische Bevölkerung, und unter diese mischten sich nicht so viele Abenteurer und Glücksjäger, als in den meisten übrigen Staaten ihr Wesen trieben. Nach dieser vornehmsten Stadt in den Kolonien zogen auch später diejenigen Familien, welche englische Gesittung und Lebensweise hochschätzten. Es hat sich deshalb ein solider englischer Grundton in der Bevölkerung von Boston festgesetzt. Die Familien halten ihre alten Andenken in Ehren und ihren Besitz haushälterisch zusammen. Trotz der entschiedenen Trennung von England haben sie für dasselbe eine warme verwandtschaftliche Zuneigung bewahrt. Englische Sitten werden nachgemacht wie ein Modell. Nichts kränkt die Bostoner mehr, als wenn der Stockengländer von ihnen als einer Art entlegener Provinzleute spricht. In nicht wenigen Häusern hängen die Bildnisse der Königin Viktoria und des Prinzen Albert auf Ehrenplätzen, und die Zeitungen berichten angelegentlich über das Befinden der englischen Königin. Dies „englische Gefühl“ reicht bis in die untern Klassen.

Man läßt es sich daher auch Nachdenken kosten, seine Abstammung von vornehmen englischen Familien abzuleiten. Mancher, der Howard, Spencer, Burlington heißt, spürt genau nach, ob er in seinen Gesichtszügen nicht eine Familienähnlichkeit mit jenen englischen Geschlechtern entdeckt, obgleich der nationale amerikanische Stempel bei Allen ganz unverkennbar ist, — die längliche keck hervortretende Stirn, lange knochige Wangen, dünne Nase, fleischlose Lippen schmal wie ein Schnitt, aber ein sinnlich derbes Kinn. Auf den Büsten berühmter Amerikaner, welche das Bostoner Athenäum schmücken, erblickt

man überall denselben scharfen Gesichtsausdruck, das kühne Selbstvertrauen, die Verschlagenheit und eine gewisse trockene Schelmerei.

Der Einfluß der reichen und alten Familien macht sich auch äußerlich geltend. Das Volk auf Straßen und Plätzen bewegt sich mit Anstand und ächter Höflichkeit. Selten wird die Ruhe gestört durch Zusammenrottungen und Aufläufe, durch wildes Schreien und Fahren. Boston hat nicht nur die strengste Polizei, sondern auch am wenigsten Pöbel. Selbst der Handel ist hier hauptsächlich Großhandel, die unzählige Menge von Krämern und Hausirern, welche in den andern Städten sich eifrig nach Gewinn umthun, scheint in Boston nicht recht zu gedeihen. Die Volksherrschaft tritt besonnen und gemäßigt auf, sie äußert sich selten stürmisch, noch seltener gemein. Freilich sagen die Leute des Südens auch, die Bostoner hätten Fischblut in den Adern, und ehe sie einen Tag lustig wären, berechneten sie eine Woche lang die Kosten.

In der That kommt das Kühle und Nüchterne, welches das amerikanische Leben in allen tieferen und feineren Beziehungen kennzeichnet, zu Boston seinem Gefrierpunkt nahe. Man steckt sich weite Ziele und arbeitet gediegen und rüstig, aber man erwärmt sich nicht leicht für seine Ideale, dazu ist man viel zu verständig. Der vornehme Amerikaner sucht sich zwar gern in einen gelinden Enthusiasmus zu versetzen und spricht hochtönig über die höchsten Fragen; allein es geschieht hauptsächlich des Scheines willen, innerlich bleibt der Mann dürr wie ein trockner Ledersack. In Europa, selbst im gemüthvollen feinfühligen Deutschland, verklingen und verbleichen heutzutage jene alten Feste und wundervollen Sagen, welche aus dem innigen Zusammenleben des Volkes mit der Natur entsprangen, die Köpfe werden leichter und die Herzen kälter. Es stellt sich mit einem Worte mehr und mehr die trockene und reine amerikanische Atmosphäre ein, in welcher man an

den Dingen dieser Welt blos das sieht, wozu sie nützlich zu verwenden sind. In Boston aber haben die Leute von jeher nur für das Nützliche und Zweckmäßige geschwärmt, bei ihnen entstand nie eine Volkssage, nie ein Volkslied, höchstens eine Hexengeschichte. Sie erwerben sich einen ganzen Haufen von Kenntnissen, weil sie für Amerika Ehre einlegen wollen. Sie machen ihre Stadt zur Werkstätte der Bildung, damit ihre Landsleute sich bei ihnen belehren.

In dieser gemeinsamen Arbeit sind sie alle einverstanden, ganz Boston scheint eine große litterarische Familie, jeder hat seine Anstellung in der großen Bildungsküche. Das bringt eine Gleichheit der Gedanken und Ansichten hervor, gegen welche selbst die Unterschiede des Ranges verschwinden. Die Bostoner fühlen sich, weil sie die edleren Schätze der Bildung besitzen, als die Vornehmen von Amerika; deshalb ist dort dem Gebildeten, wenn er auch nur ein schmales Einkommen hat, der Zutritt zur „besten Gesellschaft“ nicht verschlossen, und diese selbst gruppirt sich weniger eintönig, als in andern amerikanischen Städten. Es ist etwas von litterarischer Luft in den Bostoner Gesellschaftssälen, und mancher Halbwilde aus dem Süden und Westen kommt her, weil er hofft, schon von ihrem Einathmen gescheidt zu werden.

Neben dem Engländer findet in Boston der Deutsche am ersten Anknüpfungspunkte. Der Bostoner hält sich dem Deutschen nicht allein geistig ebenbürtig, sondern er trachtet auch ernstlich darnach, sich des gesammten geistigen Reichthums Deutschlands zu bemächtigen. Vielleicht ist die Bemerkung nicht unrichtig, daß man in Boston ebenso viel Geschick als Fleiß besitze, den Inhalt deutscher Bücher als amerikanische Geistesblüthe an den Mann zu bringen. Immerhin bleibt aber Neuengland, noch viel mehr als Belgien Dänemark und die französische Schweiz, ein Missionsland für deutsche Litteratur und Wissenschaft. Es haben vortreffliche deutsche Männer in

Boston gelehrt und gewirkt, deren Andenken in Ehren ist. Auch jetzt haben sie ausgezeichnete Nachfolger gefunden.

Nur die deutsche Rechtswissenschaft hat in Neuengland nicht Fuß fassen können. Es wurde der Versuch gemacht, einer englischen Uebersetzung von Mackeldey's ebenso oberflächlichem als leicht verständlichem Handbuche der Pandekten Eingang zu verschaffen: der Versuch schlug fehl, in ganz Amerika wurden nicht funfzig Exemplare abgesetzt. In Boston wollte man am wenigsten davon wissen; die Hauptstadt von Massachusetts ist ja das rechte Nest jener schlaggewandten zungenfertigen Advokaten, welche mit wunderbarer Geschicklichkeit in dem grundlosen Meere des amerikanischen Rechtes fischen. Nur ganz allmählig dringt auch etwas deutsche Rechtswissenschaft in Amerika ein. Es geschieht das weniger durch die jährlich wachsende Anzahl von jungen Amerikanern, welche auf deutschen Universitäten studirten, als durch solche Rechtskundige aus Deutschland, welche in Amerika in der Advokatur, hin und wieder auch auf dem Lehrstuhl thätig sind. Diese sowie die freilich wenigen Deutschen in den gesetzgebenden Versammlungen haben einen vorzüglichen Antheil an dem Verdienste, daß eine Reform des verworrenen bürgerlichen Rechtes und seine Feststellung in Gesetzbüchern immer wieder angeregt und gefördert wird. Wie viele Deutsche sind in ähnlicher Richtung auch in südamerikanischen Staaten thätig! Gleichwie aller Orten englische Kaufleute Industrielle und Mechaniker, französische Haarkünstler und Gouvernanten zu finden, so fehlen nirgends neben den deutschen Kaufleuten Handwerkern Ackerbauern und Soldaten die deutschen Aerzte und Gelehrten. Diese streuen den Saamen deutscher Wissenschaft in allen Ländern der Erde aus, gerade so wie gegen Ende des Mittelalters die deutschen Buchdruckergesellen, durch die Noth aus ihren Heimathstätten vertrieben, in alle Welt sich zerstreuten und überall Werkstätten ihrer „schwarzen Kunst“ einrichteten.

In Boston wird auch mit besonderer Vorliebe Poesie getrieben. Freilich geschieht es hauptsächlich der Frauen und Töchter wegen: die Männer betrachten die Poesie gleich der Musik als nothwendigen Luxusartikel für die Damen. Wenn diese eines Tages aufhörten poetisch zu seufzen, so könnte man sämmtliche Gedichte, welche die Männer hier noch aus eigenem Antriebe lesen würden, in einem Korbe davon tragen. Sie lesen aus Pflichtgefühl von schöner Literatur was ihnen die Mode vorschreibt, und da sie fühlen, daß sie in solchen Dingen wenig eigenes Urtheil haben, so warten sie bei ihren Dichtern und Schriftstellern in der Regel so lange mit der heimischen Anerkennung, bis deren Bücher in London nachgedruckt werden. Die deutschen Dichter werden von den Bostoner Frauen sehr verehrt, Schiller und Jean Paul sind ihre Lieblingsdichter. Es ergreift sie das schwungvolle, stolztönende Wort des erstern, aber noch lieber vertiefen sie sich in die Irrgänge des Jean Paul'schen Humors, denn das Sentimentale ist bei ihnen stark in Mode. Jean Paul wie Friedrich Schlegel werden gegenwärtig vielleicht im Auslande mehr als in ihrer Heimath gelesen. Der reale Göthe, dessen Verständniß feinere klassische Bildung und kerngesunde Naturen voraussetzt, ist weniger beliebt.

In amerikanischen Dingen ist man in Boston vielleicht scharfsichtiger, als an irgend einem andern Punkte der Union. Man spricht hier aber von Politik wenig, weil man gegenseitig seine Ansichten einmal kennt und es nicht liebt, mit der Herrlichkeit und Kraft seiner Einsicht und Partei großzuthun. Bei der wärmsten und ehrlichsten Vaterlandsliebe macht sich in Bostoner Kreisen doch hier und da ein Mißbehagen an den öffentlichen Zuständen bemerklich. Manchem vornehmen Amerikaner fliegt, wenn auf amerikanische Institutionen die Rede kommt, ein Zucken um den dünnen Mund, was etwas wie Zweifel oder gar Hohn bedeutet. Man ist der wilden Aus-

wüchse der Demokratie überdrüssig, erkennt mitten in dem großartigen materiellen Gedeihen die geistige Armuth und den Mangel an individueller Gediegenheit, und möchte sich vor Allem gern zur schöpferischen Fülle und Freiheit der Ideen emporringen.

Einige seufzen deshalb nach einer „gesunden Aristokratie,“ weil sie meinen, es fehle der Masse an einem obern Anhalt und Vorbilde; von einem Volkstheile, dessen höhere Stellung von dem Schwanken der Politik und des Handels nicht berührt werde, müsse Bildung und guter Geschmack, so wie in der Stille auch die Leitung in öffentlichen Dingen ausgehen. Die Aermsten! Zu ihrem innern unaufhörlichen Gram müssen sie selbst die Reste der Aristokratie abnehmen und das Rowdywesen täglich anwachsen sehen. In Boston finden sich selbst diejenigen mit ihren Ansichten nicht vereinsamt, welche ein konstitutionelles Königthum englischer Art der amerikanischen Volksherrschaft vorziehen.

All den Mitteln, durch welche auf dem kürzesten Wege eine allgemeine Bildung im Lande geschaffen und die unruhigen Leidenschaften im Volke gezähmt werden sollen, gewährt diese Stadt die eifrigste und aufopferndste Unterstützung. Das Mäßigkeitsgesetz wurde hier mit Strenge in's Werk gesetzt. Es wird erzählt, daß Mäßigkeitseiferer statt des Weines im Abendmahle Wasser verlangten, weil sie sich nicht denken konnten, der Heiland habe im Ernste jenes Teufelsgetränk gemeint.

Die Agitation für die Mäßigkeits- oder Temperance-Gesetze hat in den letzten Jahren viel Redens gemacht und in amerikanischen Städten Aufruhr und blutige Straßenszenen veranlaßt. Weil sich darin der amerikanische Charakter scharf abspiegelt, will ich hier näher darauf eingehen. Ich schicke Erinnerungen von einer Reise voraus, die ich im Westen in einer Gegend machte, welche das Mäßigkeitsgesetz angenommen hatte.

Es war im Sommer und die scharfe trockene Hitze zum Verschmachten. Wenn ich aber die langen einsamen Waldwege geritten war und endlich zu einem Hause kam, konnte mein Pferd wohl Hafer, der Reiter aber nicht das Mindeste zur Labung bekommen, als laues Wasser. Kein Bier, kein Wein, geschweige denn Branntwein war zu bekommen. Nicht einmal kühler Aepfelwein wurde gereicht. Kaffee oder Thee wurde nur bei den täglichen drei Mahlzeiten gegeben; zu einer andern Stunde dergleichen zu verlangen, wäre gegen alle Sitte gewesen. In den Städten konnte man Limonade und Sodawasser haben, das platte Land aber lag vollständig unter dem Banne des Mäßigkeitsgesetzes, das Jedermann zur vollständigen Entbehrung eines kräftigen Getränks verurtheilte. Trat ich bei einem wohlhabenden deutschen Landsmanne ein und wurde näher mit ihm bekannt, so geschah es wohl, daß er aus dem tiefsten Keller verstohlen eine Flasche Wein hervorholte, welche im Hinterzimmer mit leisem Gläserklingen geleert wurde. Man mußte sich vor Angebern hüten, denn in Amerika hat auch der beste Mann leicht einen oder den andern Feind und Uebelgönner, und das Mäßigkeitsgesetz ist wie gemacht, Jemand einen Schabernack zu spielen und ihn in ärgerliche Dinge wegen der unschuldigsten Genüsse zu verwickeln.

Allein trotz der Strenge des Gesetzes, welches Wein oder Bier oder irgend ein möglicher Weise berauschendes Getränk feilzuhalten, zu verkaufen, zu verschenken oder einen Freund damit zu bewirthen verbietet, war der Anblick von Männern, welche des Abends nicht mehr auf den Beinen stehen konnten, gar nicht so selten. Selbst in den amerikanischen Familien, auch in den gebildeteren, traf man öfter nicht allein auf verdächtig glühende Nasen und stiere Augen, sondern auch auf bleiche verfallene Gesichter, in deren Stumpfsinn die Unmäßigkeit in berauschenden Getränken sich aufs deutlichste abprägte.

Ich merkte bald, daß das Mäßigkeitsgesetz seine guten,

aber auch seine schlechten Wirkungen hervorbringe. Das war zuvörderst nicht zu verkennen, daß es die widerlichen Szenen in den Trinkstuben, wo sich sonst die Tagdiebe und Strolche sammelten, weggeräumt hatte. Des Branntweins war weniger im Lande und die Verführung zum Trinken seltener, man trank daher auch weniger. Eine gewisse nüchterne Ruhe herrschte in den Bezirken, wo das Mäßigkeitsgesetz galt, mehr als in andern. Die rohen Irländer, welche ohne Saufen nicht leben können, hatten sich aus dem Staube gemacht. In tausend andern Beziehungen aber war das Gesetz nichts als ein Popanz, der den Säufer nicht schreckte, und dem Jeder, der ein paar Cents mehr daran wenden wollte, überall eine Nase drehen konnte. Es gab Mittel genug, das verbotene Getränk einzuschmuggeln, und auch Verstecke genug, wo es für Geld zu erhalten war. Die meisten Krämer hatten ein Hinterpförtchen, hinter welchem das Feuerwasser um so rascher und aus um so größeren Bechern getrunken wurde. Auch die Apotheker schenkten den Hülfsbedürftigen das Feuerwasser gern zur Magenkur. Der müßte doch ein schlechter Amerikaner sein, der nicht Schleichwege fände, irgend ein Gesetz zu umgehen, sobald dabei Dollars zu verdienen sind. Das Gesetz hatte ferner den Erfolg, daß die Verfälschungen der Getränke raffinirter und häufiger wurden, daß die Angeberei und Heuchelei zunahm und die Achtung vor dem öffentlichen Gesetze geschwächt wurde. Endlich blieb es doch eine ärgerliche Tyrannei, daß man nirgendwo bei einem Glase Wein oder Bier sich laben, ja an seinem eigenen Tische auf Wasserkost angewiesen sein sollte, und das von Staatswegen. In dem ohnehin an Erholung und geistiger wie gemüthlicher Freude so armen Lande trug das Mäßigkeitsgesetz entschieden dazu bei, das Leben noch aschgrauer und unfreudiger zu machen.

Man denke sich nun diese Zustände über das ganze weite Gebiet der Vereinigten Staaten verbreitet, überall die Einfuhr

oder Erzeugung von Branntwein Bier und Wein anders als zu Arznei- und Gewerbszwecken verboten, überall scharfe Wachen, daß Keiner sich an einem andern Getränk als Wasser Kaffee Thee Limonade und dergleichen erquicke, überall die Rebenpflanzungen ausgerottet, die Bierbrauereien geschlossen, — so hat man das Ideal der Temperanceleute. In den letzten Jahren gingen sie in der That mit raschen Schritten auf dies Ziel los.

Offenbar ist man nirgends so berechtigt, die Verpflichtung zur Mäßigkeit zu einer öffentlichen Angelegenheit zu machen, als in Amerika. Denn was hier nicht gleich mit öffentlichen Mitteln und ins Große wirkt, das kommt über bloße Wünsche und kleine Anfänge nicht hinaus. Nothwendig, höchst nothwendig war wirklich ein Hemmschuh wider den Hang zur Unmäßigkeit im Trinken. Der Amerikaner hat vom stillen Durst mehr zu leiden als andere Menschen, mag dies nun an der trocknen, Haut und Kehle ausdörrenden Luft des Landes liegen, oder an der feurigen Hast, mit der in Amerika Geschäfte und Politik, Religion und Wissen betrieben werden. In den meisten Familien ist der Durst, — auch die Frauen trinken merkwürdig viel Madeira, — ein nationaler Erbfehler. Denn der größte Theil derjenigen, die sich jetzt ihres altenglischen Blutes so überlaut rühmen, stammen von irländischem Gesindel ab, dessen mit Alkohol geschwängertes Blut auch auf der Seereise nicht kühler wurde. Der Amerikaner der untern Klassen kennt außerdem in seinem einförmigen Haus- und Geschäftsleben so wenig andere feinere Genüsse, Natur und Literatur sind für ihn so todt, daß ihm wenig andere Erholung übrig bleibt, als welche er aus Bechers Grunde schöpfen kann. Das Schlimmste aber ist, daß er kein Maaß halten kann. Er kennt kein behagliches erquickliches Trinken. In der Schenkstube stürzt er, gerade wie der gemeine Russe, stehenden Fußes gleich das ganze Glas hinunter,

und geräth er über die Flasche selbst, so trinkt er sie auch aus. In Gründen dieser Art muß man die Erklärung suchen, daß in dem reichen Amerika, wo Wohlstand und Selbstachtung so verbreitet sind, die Trinksucht dennoch ein so entsetzliches Uebel ist. Bei uns sind die Säufer vorzugsweise unter dem ärmeren Volke, wo Elend und geistige Stumpfheit in der Schnapsflasche Trost und Glück suchen, in Amerika steigt der Säuferwahnsinn häufig genug bis in die angesehensten Familien hinauf. Blos an dieser Krankheit liegen in den Spitälern zwanzig Prozent ihrer Bevölkerung, und die Familien sind zahllos, welche durch Trinksucht zu Grunde gerichtet werden.

Es war daher die reinste Vaterlandsliebe, die Erkenntniß eines Landeselends, wodurch eine Menge angesehener Männer bestimmt wurden, sich mit allem Eifer der Mäßigkeitssache anzunehmen, nicht Kosten nicht Mühen dafür zu scheuen, ja diese Sache zu ihrer Lebensaufgabe zu machen. Männer dieser Art, welche ihre ganze Zeit und ihr ganzes Vermögen an einen gemeinnützigen Zweck setzen, giebt es nicht wenige in Amerika, in jenem Lande so vieler Freiheit und Zügellosigkeit, so vieler Tugenden und Verbrechen, wo der feurige Nationalgeist und die empfindlichste nationale Eitelkeit ebensoviel tüchtige Erscheinungen im Volke hervorrufen, als sie widerwärtige zu verdecken, zu entschuldigen und selbst wohl zu rechtfertigen suchen. Die Mäßigkeitsapostel griffen ihre Aufgabe am rechten Ende an. Sie errichteten Mäßigkeitsgesellschaften, welche mit Prunk und Ansehen in die Oeffentlichkeit traten, durch die ganze Union hin sich miteinander verbündeten und gemeinsame Maßregeln unternahmen. Die Mäßigkeitssache wurde Parteisache, und als solche geführt mit aller Leidenschaft. Mitglied der Mäßigkeitsgesellschaften aber wurde nicht, wer im Allgemeinen Mäßigkeit gelobte, sondern nur derjenige, welcher sich eidlich verpflichtete, fortan keinen Tropfen berauschenden Getränkes zu nehmen.

Denn bei dem Amerikaner heißt es zu leicht: gar keine Mäßigkeit oder Enthaltung ganz und gar.

Sobald die Temperancemänner in einigen Städten festen Fuß gefaßt hatten, begann eine Agitation im Großen, welche sich sofort durch das ganze Land hin erstreckte. Man sprach und predigte in Kirchen und Familien, in Schulen und Versammlungen. — Hunderttausende von Traktätchen, welche in Wort und Bildern die Entwicklung und das gräßliche Ende des Säufers darstellen, wurden unter das Volk geschleudert, — Zeitungen für die Verbreitung der Mäßigkeitssache gegründet, andere politische Zeitungen für die Unterstützung derselben durch bedeutende Summen gewonnen, — endlich wortgewaltige Redner von Ort zu Ort geschickt, die Gewissen aufzurühren und überall die Mäßigkeitssache zur Landesangelegenheit zu machen. Die thätigsten, die beredtesten und einflußreichsten Förderer derselben waren überall die Frauen und die Prediger. So entstanden in jeder Stadt Mäßigkeitsgesellschaften, welche sich durch häufige feierliche Versammlungen in ihrem Eifer bestärkten, und in öffentlichen prunkvollen Aufzügen durch die Zahl und das Ansehen ihrer Mitglieder dem Volke imponirten. Man sorgte, daß schon die Knaben im zarten Alter zu den Mäßigkeitsgesellschaften eingeschworen wurden, auch sie mußten dann in langen Aufzügen öffentlich paradiren, damit das Enthaltsamkeitsgelübde sich mit ihrem ganzen Denken und Thun und insbesondere auch mit der jugendlichen Eitelkeit verschwistere. Zu gleicher Zeit wurden überall eine Anzahl von Segelschiffen, Kanal- und Flußbooten, Kost- und Gasthäusern gewonnen, deren Inhaber sich verpflichteten, ihren Leuten und Gästen kein Glas Wein Bier oder Branntwein zu verabreichen.

Durch dies Alles ist dem Lande entschieden ein großer und nachhaltiger Nutzen gebracht. Unzählige Familien sind vor dem Elend bewahrt, unzählige Verbrechen verhütet worden. Aber neben dem Segensreichen der Mäßigkeitsagitation stellte

sich auch bald ihr Gehässiges ein. Wie schon bemerkt, verliert der Amerikaner, sobald er nicht mehr in strengen äußern Zügeln geht, leicht das Gleichgewicht, weil ihm der innere Schwerpunkt fehlt. Wenn er sich einer Sache hingiebt, so wird sie bei ihm sofort zur Leidenschaft, welche ihn zum Aeußersten hinreißt. In ihrem Eifer wider die Unmäßigkeit faßten die Temperance-Apostel einen seltsamen Haß gegen das verführerische Getränk selbst. Sie wollen es ganz und gar aus der Welt ausrotten, sie glauben allen Ernstes, der Satan habe die Säfte, aus denen Alkohol bereitet wird, in Gottes Pflanzung ausgegossen, und geberden sich bei dem Anblick einer Flasche Weines oder einer Bierhalle, als wenn sie Krämpfe bekämen. Ihr Haß gegen die teuflische Flüssigkeit trägt sich über auf diejenigen, welche mit Bereitung oder Verkauf des Getränks Geschäfte machen, oder welche seinen Gebrauch nicht abschwören wollen. Ein unerträglicher Zwang in dieser Beziehung wird geübt auf Lehrer Aerzte und Herausgeber von Zeitschriften wie auf Geschäftsleute. Wo die Ueberredung nicht hilft, wird die Kundschaft entzogen. Der Krieg gegen berauschende Getränke ist ausgeartet zu einem System von Aufpasserei und Anfeindung. Auch der harmlose Genuß von Wein und Bier wird mit grimmigem Haß verfolgt. Kurz die Tugendenthusiasten sind zu einer großen Bande von gefährlichen Narren geworden.

Der Widerwille der Amerikaner gegen die Deutschen erhält zum großen Theile seine Nahrung aus dem Eifer gegen geistige Getränke. Der Irländer ist aufs Trockne gelegt, wenn man ihm blos den Schnaps entzieht, und sein Hang zur Völlerei rechtfertigt es, daß die schärfsten Mittel dagegen angewendet werden. Der Deutsche aber liebt den mäßigen und heitern Genuß, den man vergebens als etwas Teuflisches darzustellen versucht. Der Deutsche pflanzt Reben und Hopfen, er wirkt dadurch auf das Nachhaltigste der Neigung zum Schnapstrinken entgegen, und die Weinberge und Bierhallen lassen sich

eben deshalb, weil sie unschuldige Freuden befördern, nicht so leicht mit Stumpf und Stiel ausrotten.

So lange nun die Mäßigkeitssache Privatsache blieb, konnte man sich ihrer guten Erfolge freuen und sich gegen das Uebermaaß der Eiferer selbst wehren. Aller Spaß aber hört auf, wo mir von Staats wegen verboten wird, mich eines einfachen und gesunden Genusses zu erfreuen, blos weil mein Nachbar vielleicht einen Hang zur Ausschweifung hat. Das heißt die Bergwerke zuschütten, weil man aus dem Erz auch Bowiemesser machen kann. Die Temperance-Männer sahen aber gemeinsam als das Ziel, welches ihre Bestrebungen krönen solle, das ernste und entschiedene Einschreiten der Staatsgewalt an gegen alles und jegliches Feilhalten und Trinken von irgend einem Getränk, welchem eine berauschende Kraft beigelegt werden könne. In Neuengland, wo der ächt amerikanische Unsinn, wie Sabbathsknechtschaft und Knownothingsunfug, gewöhnlich eben so leicht ausgeheckt wird, als in den mittleren Staaten Pennsylvanien Neuyork und Ohio eine großartig gemeinnützige Unternehmung wie die Freischulordnung und das Kanal- und Eisenbahnsystem, — in Neuengland gelang es auch zuerst, einen der kleinen Staaten mit dem Mäßigkeitsgesetze zu bestricken. Der Staat Maine nahm es zuerst förmlich und feierlich an, von dort erhielt es seinen Namen als Maine-Liquor-Law. Angefeindet verlacht und verspottet verbreitete sich dies Gesetz nichts desto weniger nach und nach über mehrere Ortschaften und Grafschaftsbezirke. Aussicht, in größeren Staaten angenommen zu werden, erhielt das Gesetz aber erst in den letzten Jahren. Fast überall sind die Mäßigkeitsgesetze äußerlich durchgedrungen, überall aber in der Ausführung wieder abgeschwächt, in einigen Gegenden förmlich wieder aufgehoben. Es kam darüber zu den erbittertsten Kämpfen, welche nur zeitweise zur Ruhe gekommen. Denn die hartnäckige Energie der Mäßigkeitseiferer verzichtet nicht darauf, endlich

dennoch das ganze Unionsgebiet unter den Bann ihres Gesetzes zu legen.

Der Grund des gesteigerten Eifers der Temperance-Vereine wie der Partei der Natives (Knownothings) in der letzten Zeit liegt darin, daß die Vereinigten Staaten nicht blos in geistiger, sondern auch in politischer und religiöser Beziehung mannichfach noch nichts anderes sind, als „der Wiederhall der Alten Welt.“ Es ist eben der Kolonialcharakter, den das junge Land noch nicht abstreifen kann. Jede große europäische Bewegung treibt ihre Strömung bis dorthin, und bewußt und unbewußt folgen die Amerikaner dem Wellenschlage von der andern Seite des Atlantischen Ozeans. Jetzt sind in Europa die konservativen Interessen siegreich, in Amerika will man jetzt ebenso die hergebrachten Institutionen und Sitten gegen den Andrang des Neuen befestigen, daher geschärfte Polizei und strengere Sonntagsgesetze, daher die Siege der Sklavenhalter, der Knownothings, der Temperance-Eiferer. Bei dem größten Theile der eingebornen amerikanischen Bevölkerung haben sich politische Flüchtlinge aus Europa mit ihrem demokratischen sozialistischen und atheistischen Gebahren auf's äußerste verhaßt gemacht, man greift nach allen Mitteln, ihnen Zügel anzulegen; man würde aber nicht die Macht haben, in dieser Beziehung Erfolge im Großen zu bewerkstelligen, wenn die europäische Zeitströmung nicht auch anregend und kräftigend nach Amerika hinüberwirkte.

Verwandt mit dem Mäßigkeitseifer ist die Sonntagsstrenge. Auch diese wird in Boston mit größter Sorgfalt gehandhabt. Es giebt dort ganze Reihen von Häusern, in denen Sonntags kalt gegessen wird, damit keine Küchenarbeit die heilige Ruhe des Tages unterbreche. Viele fangen den Sabbath, das ist in Neuengland der Ausdruck für den Sonntag, schon am Sonnabend an, sobald die Sonne unter ist. Dann müssen alle Geschäfte ruhen, auch die Spielsachen der Kinder werden verschlossen. Blank und rein wie das ganze Haus sollen Herz

und Geist aufgethan sein, damit der Sabbathsfriede in sie einziehe. Die lautlose Stille, welche Sonntags in den altamerikanischen Häusern herrscht, lastet anfangs wie Alpdruck auf dem Gemüthe des Fremden, er wagt kaum zu flüstern oder auf den Fußspitzen zu schleichen: später durchzieht auch ihn ein feierliches und hehres Gefühl, wie in der Grabesstille und dem Halbdunkel einer Moschee. Nach der Geschäftshetze einer ganzen Woche thun vierundzwanzig Stunden vollkommener Ruhe und religiöser Sinnesrichtung außerordentlich wohl. Diese Zeit, wo man der Welt abgestorben ist, gehört als nothwendiger Gegensatz zu jenem Treiben des Marktgewühls, und es ist eine große Thorheit, in diesem Lande dem Geist und Körper solche Erquickung zu versagen. Jeder ernst arbeitende Mensch bedarf zu Zeiten der Einsamkeit, wo sich seine Seele in die Tiefe ewiger Gedanken versenkt, um wie aus einem kühlen geistigen Bade mit neuer Frische und Kraft wieder hervorzusteigen. Der Amerikaner macht freilich, wie sein englischer Vetter, auch die Sonntagsruhe zu förmlich, ich möchte sagen zu sinnlich ab. Ihr Sabbath hängt zu nahe mit jener Gewohnheit beider zusammen, zu Zeiten aus Erschöpfung die Beine von sich zu strecken und in eine Art von Geistesschlaf zu verfallen. Althebräisch aber ist es, daß man sich darauf steift, nur der Sonntag sei der Tag des Herrn nud kein Festtag über ihm. Ich hörte einmal eine hochgebildete deutsche Frau, welche von amerikanischer Anschauungsweise nur erst wenig angenommen hatte, mit dem größten Ernste der Welt die Frage untersuchen: ob dem Weihnachtsfest, wenn es nicht auf den Sonntag falle, wohl gleiche Ehre wie diesem zukäme? — Dem deutschen Einwanderer bringt der Sonntag in Boston nicht selten Unglück. Im ersten Jubel über seine Landung auf dem Boden der Freiheit will er auch des Sonntags ein Bischen zechen;· vorsichtig schleicht er, schon gewitzigt durch seine Landsleute, in das Hinterstübchen einer Schenke. Das wache

Auge eines Puritaners späht den Sünder aus, und eine halbe Stunde nachher wird der fröhliche Deutsche unsanft genug in's Gefängniß gestoßen.

Solche Angeberei, wenn Jemand gegen die Sonntags- oder Mäßigkeitsgesetze frevelt, ist ein häßlicher Zug im Charakter der Yankees. Sie haben von den Eigenheiten ihrer Vorfahren, der Puritaner, noch jetzt viel zu viel an sich. Nicht die reine Christuslehre, sondern der Zwang, sich den gleichmäßigen englischen Gottesdienst gefallen zu lassen, das Aeußerliche der Religion hatte auf die Entstehung der Puritanersekten entscheidenden Einfluß. Jenem Zwange zu entgehen, flüchteten sie aus ihrem Vaterlande, und in der Verbannung und Abgeschlossenheit, in welcher sie in Holland und den Rheinstädten lebten, bildeten sie ihr seltsames Ideal der Gemeinde Gottbegnadigter aus, in welcher der eine des andern wachsame Polizei ist. Schon damals zeigte sich bei ihnen die demokratische Grundneigung, die eiserne Ausdauer, die Freudigkeit für ihre Ueberzeugung zu dulden, der geistliche Stolz und das ausgezeichnet sophistische Talent. In Amerika endlich fanden sie einen freien Boden für die Ausbildung ihrer Gemeinde. Sie waren völlig hülflos in dem rauhen wilden Lande, aber sie trugen in sich den festen Glauben, daß sie das auserlesene Volk Jehovah's seien, und dieser Glaube machte sie stark, zu arbeiten und zu leiden. Sie hatten wenigstens Freiheit, in Einfachheit und Strenge nach ihrem eigenen Geschmack zu leben. Durch eiserne Arbeit wird dem Boden zuletzt die Nahrung abgewonnen, die Wälder geben Holz zur Schifffahrt, der Handel bringt Reichthum. Jedes Mannes erste Wünsche sind ein gutes Geschäft, fruchtbare Aecker und Wiesen, ein sauberes Haus und darin eine zahlreiche Familie, für welche er mit Ernst und Liebe sorgt. Nachdem die Ansiedlungen das erste Jahrzehnt hinter sich haben, werden bereits höhere Schulen errichtet und von Bürgern freigebig ausgestattet. Immer

zahlreicher kommen Schiffe mit neuen Einwanderern, eine kleine Kolonie nach der andern entsteht und dehnt sich aus. Religiöse und bürgerliche Streitigkeiten treiben ganze Schaaren aus den älteren Niederlassungen fort, um neue zu gründen. Gleiche Herkunft, gleiche Zustände und Ansichten, gleiche Gefahren und Schicksale erzeugen unter allen ein gemeinsames Volksgefühl. Sechs größere Gruppen von Ansiedlungen, die jetzigen Neuenglandstaaten, entstehen, jede auf ihre Charte gegründet. Massachussets mit dem mächtigen Boston an der Spitze giebt den Ton an und weiß nach und nach durch Klugheit, List oder Gewalt die übrigen mit sich zu verbinden zu einem „Bunde der vereinigten Kolonien,“ welcher schon mehr als hundert Jahre vor der Unabhängigkeitserklärung ein Vorbild wurde für den großen Bundesstaat. Daß sie sich lediglich selbst regieren müßten, blieb ihr unumstößlicher Grundsatz. Noch ehe der erste Baum gefällt war, vereinigten sich die Ansiedler schon über die Grundzüge ihrer bürgerlichen Einrichtungen. Bald dringt das Volk auf Abfassung geschriebenen Rechts, es werden Gesetzbücher gemacht, so genau und so strenge als nur möglich nach dem mosaischen Gesetze, und mit unerbittlicher Energie werden sie ausgeführt. Die Polizei hat das Innere der Familie zu bewachen und Jeden anzuzeigen, der die Kirche versäumt. Der bloße Besitz von Karten oder Würfeln zieht hohe Geldbuße nach sich, der Angeber erhält die Hälfte. Vollbürger ist nur, wer zugleich Kirchenmitglied ist, in der „Gemeinde der Heiligen“ steht. Wehe dem, der in den Kirchenbann fällt, weil er Uebles thut oder den „Heiligen“ verhaßt wird. Er ist wie der öffentliche Sünder und Zöllner, schon sein Athem verunreinigt. Ein finsterer kalter Fanatismus sitzt in diesen starrköpfigen Leuten, sie streiten Tagelang über Glaubenssätze, die Religion ist ihnen nichts als ein Waffenarsenal, den Gegner zu vernichten.

Die englische Regierung sah mit Unwillen, wie diese ver-

haßten Sektenmänner, welche für sie nur demokratisches Gesindel waren, im neuen Lande kräftig gediehen. Englische Junker, welche von ihnen kurz und gut zur Ordnung gebracht waren, Abenteurer und Kaufleute, die bei ihnen nicht gute Beute fanden, anglikanische Bischöfe, welche mit wachsendem Aerger die Fortschritte der Puritaner sahen, solche Leute hetzten fortwährend in England, daß man den Kolonien ihre Freiheit verkümmere. Aber schlauer und hartnäckiger konnte sich Niemand gegen seine Feinde benehmen, als die Puritaner. Durch geschickte Unterhändler und pfiffige Auswege wußten sie den gefürchteten Schlag hinzuhalten. Als ihnen ein Oberstatthalter aus England angesagt wurde, kamen die Räthe der Regierung in Massachussetts mit sämmtlichen Predigern zusammen und ihr charakteristischer Beschluß war: „Wir sind verpflichtet, unsern rechtmäßigen Besitz (an Rechten, Freiheiten und Gütern) zu vertheidigen, wenn wir es im Stande sind, wenn nicht zu vermeiden und aufzuschieben.“ Sie fanden aus, daß sie zu England nur wie Lehnsleute ständen oder wie die Hansestädte zum deutschen Reiche. Ihre Unterthänigkeit sei durch einen Vertrag entstanden, also eine blos freiwillige; diesen Vertrag, d. h. ihre Charte, könne der König nicht mehr ändern. Sie büßten zwar die Freiheit wieder ein, welche sie gleich in ihren ersten Zeiten als ihren ächten Besitz mit fester Hand ergriffen hatten, die englische Regierung ließ sie die Zügel fühlen, allein vergebens hoffte sie, dieses zähen harten und verschmitzten Geschlechtes Meister zu werden. Es trug in seinem Herzen den festen Glauben, die Fremden seien nicht werth, über die „Heiligen Gottes“ zu herrschen. Als daher die Ansiedlungen an Zahl und Stärke gewachsen und ihre Waffen in den Kriegen gegen die Indianer und Franzosen erprobt waren, da wurde die Hauptstadt Neuenglands der Heerd, auf welchem das Freiheitsfeuer geschürt wurde, bis es zu hellen Flammen aufloderte. Dort auf dem Bunkershill empfingen die Engländer die erste blutige

Zurückweisung, und nun kamen zehn Jahre voll Kämpfe und Leiden, voll Begeisterung und Verzweiflung, und nach dem endlichen Siege noch eine Reihe von Jahren der gräulichsten Verwirrung im Innern, bis endlich das jetzige machtvolle Staatsgebäude sich auf Granitgrunde erhob.

Jetzt sind jene Zeiten der Mühsal und der Kämpfe vorbei, Pracht und Segensfülle bedecken den Boden. Auch an die Stelle des Sektenhasses und des finstern Puritanerthums ist wenigstens theilweise das segensreichere Wirken der Wissenschaft getreten. Boston vor allen andern Städten freut sich seiner hohen Erinnerungen und blickt mit Stolz und Dankgefühl nach seinem Friedhofe hin, auf welchem manche der alten Kämpen ruhen, die einst die Waffen von Erz oder die Waffen des Geistes schwangen. Es ist eine schöne Sitte, daß die amerikanischen Städte ihre Friedhöfe so hoch in Ehren halten. Wo man im Leben wenig Besitz hat, achtet man auch die Todten nicht. In Irland spielen im Schutte der Klosterruinen die Kinder mit Todtenschädeln, nach dem dreißigjährigen Kriege war es auch in Deutschland nicht anders. Je lebenskräftiger aber ein Volk sich fühlt, desto williger ehrt es seine Todten durch stattliche Grabmäler, jedoch bringt es sie sich aus der täglichen Gesichtsweite. Die Städte in Amerika legen ihre Friedhöfe gern auf Waldhügeln an, an deren Seiten unter Gras und Blumen und Blätterrauschen stille abgeschlossene Plätzchen gebildet werden, welche ein weißer Grabstein schmückt. Boston hat in seinem Mount Auburn einen der schönsten dieser Friedhöfe. Jedoch selbst in den Grabmälern kehrt die amerikanische Einförmigkeit wieder, die meisten sehen aus wie nach einem einzigen Modell gearbeitet; der Genius mit der umgestürzten Fackel oder das Lämmchen, das unter dem Palmbaume ruht, erscheinen jeden Augenblick. Dagegen sucht man nach der Sitte der Engländer durch höchst langstylige Grabschriften sein Andenken noch ein Bischen zu verewigen. Wie

die Leute sich doch bemühen, daß auf der Oberfläche des Zeitenmeeres die Stelle markirt werde, wo sie untergesunken sind! Die Todeswoge spült auch diese Zeichen bald wieder weg.

Doch wir blicken von den Höhen, welche Boston umgeben, hinunter auf die herrliche Stadt, wie sie hügelauf hügelab sich ausdehnt und ihren Fuß im Meere badet. Die Sonne funkelt auf der Kuppel des hohen Stadthauses und auf den Fluthen, über welche Schwärme von weißen Segeln ziehen und sich durch die Inseln und um die Küstenvorsprünge winden. Welche Menge jugendlichen rastlosen Volks bewegt sich da unten, um sich aller Güter des Friedens und der Freiheit zu bemeistern, und hier oben, wie erfrischend weht hier der reine Athem der Natur, der ewige Hauch Gottes, der durch das Weltall wogt! Keiner dient wahrhaftiger dem göttlichen Geiste, als wer die untrüglichen Gesetze des Natur- und Menschenlebens zu erforschen, und begeistert durch solche Erkenntniß seinem Nächsten Heil und Frieden zu bereiten sucht. Der Männer und Frauen, welcher dieser edlen Arbeit ihr Leben gewidmet haben, giebt es in Boston viele. Amerika darf nicht allein stolz auf diese Stadt, es kann ihr auch dankbar sein.

IV.

Philadelphia.

Diese zweitgrößte amerikanische Stadt wurde von Quäkern und von Deutschen gegründet. Noch jetzt spiegelt sich hier Beider Charakter ab.

Das Innere der Stadt ist auffallend still und leer. Wie man in den Quäkerkirchen ohne Sang und Klang steht und wartet, ob nicht der Geist der Rede in ein Mitglied, und Leben in die Versammlung kommen werde, so wartet man in den Straßen Philadelphia's, ob sich nicht etwas von seiner halben Million Einwohner sehen läßt. Aber eine enge Straße nach der andern durchstreift man vergebens, die Bevölkerung scheint ausgewandert oder in das Innere ihrer Wohnungen vergraben. Ein Geist strenger Ordnung hält auch den rohen Irländer im Zaum. Die Straßen sind ferner so langweilig regelrecht und schnurgrade, die Häuser so gleichförmig und gleichfarbig, wie es nur eine Schaar von Quäkern sein kann, deren Röcke Hüte und Gesichter bekanntlich in Schnitt und Aussehen nicht zu unterscheiden. Schon in Neuyork kommt es dem europäischen Ankömmling sonderbar vor, daß stundenbreite Stadttheile ihre Straßen erst nach Zahlen und dann nach dem Alphabet benennen, und für die Querstraßen zur Bezeichnung ebenfalls nur Ziffern von eins bis zum Halbhundert

haben. In Philadelphia sind die Straßen vollends numerirt, wie die Zeltreihen einer Armee. Das amerikanische Stadtideal, die Regelmäßigkeit des Schachbretts, ist hier am vollständigsten erreicht. Erst zählt man vom Delawarestrom dreizehn Straßen hintereinander, jede hat ihren Ziffernamen, dann kommt die Broadstreet, und jenseits dieser großen Straße fängt das Zählen wieder an, bis man zum Schuylkillfluß gelangt. In des Amerikaners Rechnungsgeiste scheinen die nackten Zahlen für Straßen eher und deutlicher zu haften, als sich seine Phantasie an Bild und Namen gewöhnt. Zum Glück hatte der amerikanische Wald Baumarten genug, um in Philadelphia danach die Querstraßen zu benennen, welche jene andern immer rechtwinkelig durchschneiden. Sähe man nicht die schattigen grünen Baumreihen entlang und am Ende der Straße auf's freie Feld, so würde das Auge in manchen Straßen nirgends einen Ruhepunkt finden. In andern gewähren diesen die stolzen öffentlichen Gebäude, an denen Philadelphia reich ist. Wenn auch unscheinbar unter den prachtvollen Palästen der Neuzeit, so bleibt doch das denkwürdigste Gebäude in Philadelphia das alte Staatenhaus, in welchem unten links der einfache Saal sich befindet, wo die amerikanische Unabhängigkeit unterzeichnet wurde, jene Erklärung, welche einem neuen Welttheile sein eigenes Leben konstatirte. Die Wohnhäuser in Philadelphia sind nett und freundlich, und ganze Stadttheile hindurch von schmuckem Aussehen. Besonders ziert sie eine Art weißen Marmors, der in Pennsylvanien selbst gebrochen wird und, da er sich billig beschaffen läßt, sehr reichlich zu den Treppen Thürgebälken und Fenstergesimsen verwandt wird. Es ist in Philadelphia einmal hergebracht, daß dieser Marmor an den Häusern jeden Tag blank gewaschen wird, und da diese holländische Reinlichkeit nebst täglicher Wasserflut sich auch auf das Pflaster vor den Hausthüren erstreckt, so zeigen sich in den vornehmern Stadttheilen Häu-

ser und Straßen so rein und sauber, wie die Kleidung der Quäker.

Wenn aber die Menschen in Philadelphia in ihrem Wesen so viel Ruhiges und Freundliches, ja sogar etwas Gemüthliches haben, so rührt das nicht allein von den Quäkern, sondern vielmehr von den Deutschen her. Diese bildeten gleich zu Anfang einen ansehnlichen Theil der Stadtbevölkerung, der sich durch neue Einwanderung fort und fort vermehrte; denn weil früher in Philadelphia die Einwandererschiffe landeten, so siedelten sich die Ankömmlinge, gerade wie jetzt in Neuyork, wo möglich gleich in der ersten amerikanischen Stadt an. Später, als Philadelphia seine Bedeutung im Seehandel einbüßte, in Gewerben dagegen sie desto erfolgreicher steigerte, zogen aus den gewerbreichen deutschen Bezirken des Staates eine Menge Familien hierher. Ein großer Theil dieser Deutschpennsylvanier hat zwar Sprache und Sitten der englischredenden Bevölkerung angenommen, allein der deutsche Kern ist, wie man sagt, in der Wolle gefärbt und läßt sich so leicht nicht austilgen; unter dem fremden Rocke schlägt noch lange Zeit das deutsche Herz. Deßhalb weht noch jetzt dem Deutschen in Philadelphia etwas wie heimathliche Luft entgegen, und gern wird jeder zugestehen, daß die vielen Tausende neuer Einwanderer aus Deutschland, welche sich in den letzten vierzig Jahren mit Vorliebe in Philadelphia niedergelassen, vorzugsweise dem deutschen Namen Ehre machen. Vielleicht zeigt diese Stadt auch darin einen Zug germanischen Charakters, daß sie so lange nicht ein einziges geschlossenes Gemeinwesen bildete, sondern sieben große Gemeinden, jede mit ihrer eigenen Verwaltung. Die Umgebung hat deutscher Fleiß in einen Garten verwandelt; unter allen amerikanischen Städten ist Philadelphia die einzige, die stundenbreit blos mit Gärten und wohlbebauten Feldern umzogen ist, ohne daß man auf Gestrüppplätze und Urwaldreste stößt. Gemüthliche Spaziergänger aber könnte

man in diesen schönen Fluren mit der Laterne suchen, selbst das reizende Wissahinonthal bleibt Morgens und Abends leer und still. Es wird von König Friedrich Wilhelm I. erzählt, daß er auf der Straße Müßiggänger hart angefahren. Einmal habe sich ein Jude vor seinem Anblick geflüchtet, der König aber sei ihm spornstreichs nachgesetzt, und als der Geängstete auf die Frage: „Was läuft Er vor mir?" gesagt: „O Majestät, ich forcht mir," habe der König zornig ihn mit dem Rohrstock bearbeitet und gerufen: „Er Hallunke, was fürchten! lieben, lieben sollt ihr mich!" Die öffentliche Meinung in Amerika scheucht ebenfalls den Spaziergänger an sein Geschäft und verlangt nicht minder, daß man diesen Zwang liebe und ehre als edle Sitte. In Philadelphia hat die deutsche Gewohnheit, öffentliche Gärten zu besuchen und bei guten Getränken sich der duftigen Abendkühle zu erfreuen, wenigstens in so weit Eingang gefunden, daß die Theegärten am andern Ufer des Delaware häufig recht belebt sind. Bei der Rückfahrt über die prächtige Strombreite hat man auch die beste Ansicht der Stadt. Sie stellt sich zwar nur als eine unabsehliche Reihe von Backsteinhäusern dar, aber die Schiffe und der Fluß davor geben doch ein Gemälde, während man von den Anhöhen in der Nachbarschaft, z. B. von den Fairmount Wasserwerken, auf die Großstadt nicht anders als auf ein ungeheures Feld voll Backsteinhaufen sieht.

In Boston hat der altenglische Grundstock der Bevölkerung einen soliden, aber vornehm förmlichen Ton einheimisch gemacht; in Neuyork strömen Geschäftsleute und Abenteurer aus aller Welt zusammen und halten dort ein schwungvolles Leben mit raschem Gewinn und raschem Genuß im Gange; Neuorleans ist die Hauptstadt der französischen Kreolen und der wilden Südländer und deßhalb der Sitz der Ueppigkeit und der Festlichkeiten; Philadelphia hat aus seiner vorbezeichneten Bevölkerung den Gewinn gezogen, daß hier der sichere Erwerb

mit ruhigem und vielseitigem Lebensgenuß Hand in Hand geht. Der Dollar regiert zwar in allen diesen Städten, jedoch daneben macht sich in Boston Wissenschaft und Literatur, in Neuyork eine ungenirte großhändlerische Lebensanschauung, in Neuorleans ein gewisser kecker und abenteuernder Hang geltend, Philadelphia aber kann sich seiner Humanitätsbestrebungen rühmen. Jedoch ist diese Humanität nach amerikanischem und nicht nach deutschem Maßstabe zu messen. Sie hinderte nicht, daß der Pöbel aus Neugier Nonnenklöster stürmte oder mit Knitteln und Pistolen deutsche Festversammlungen überfiel und beidemal ziemlich ungestraft blieb. Auch kommt es wohl vor, daß ein Fuhrmann sein abgetriebenes gestürztes Pferd ausspannt und es unbarmherzig auf der Straße verenden läßt. Von dergleichen abgesehen macht sich in der That in Philadelphia ein Vorwiegen von Humanitätsrücksichten wohl bemerklich.

In keiner andern amerikanischen Stadt giebt es so viele dauernde engere Kreise zu heiterem geselligen und literarischen Verkehr. Musikalische Genüsse sind sehr beliebt, auch die englische Klubsitte findet hier beständige Freunde. Am meisten halten die Quäker zusammen, sie helfen und unterstützen einander, werden reich bei mäßigem Leben und großer Geschäftsklugheit, dulden aber keinen unter sich, der auf leichtsinnige Bankerotte ausgeht. Auch die Geselligkeit der Deutschen hat hier einen lebhafteren und wärmeren Ton als anderswo; Philadelphier Freundschaften pflegen beständig zu sein. Die neuere Einwanderung hat nach dieser Stadt nicht allein eine Menge wissenschaftlich gebildeter Männer gebracht, sondern sie denken auch in Philadelphia seßhaft zu bleiben. Es ist hier nicht das ewige Kommen und Gehen, wie in Neuyork, wo man heute Abend fröhlich beisammen und morgen nach allen Windstrichen zerstreut ist.

Eigenthümlich aber ist der Philadelphier höheren Gesellschaft ein besonderer Hang zu vornehmer Abgeschlossenheit. Um

Zutritt zu erlangen, bedarf es der förmlichsten Gewährleistung bedeutender Mitglieder für die hohe, auf Reichthum und Anständigkeit gestützte Achtbarkeit des Bewerbers. Wenn an andern Orten der vornehme Amerikaner den Töchtern und Söhnen von reichgewordenen Bäckern und Kleiderhändlern sein Haus öffnet, so würden in Philadelphia erst die Enkel dies vielbegehrte Glück genießen. Es soll Kreise in Philadelphia geben, die ernstlich darüber Rath halten, ob berühmte Künstler der Einführung würdig seien, da ja deren Leistungen nicht vor Auserwählten, sondern vor aller Welt aufgeführt würden.

Die vornehme Gesellschaft in Philadelphia gruppirt sich in verschiedenen Kreisen nicht neben, sondern unter einander. Der höhere schreibt dem unteren das Urtheil in Sachen der Kunst und Literatur, des Anstands und der Sitte vor. Der untere macht eilends und blindlings alles nach, was eine Stufe höher geschieht. Hat eine Familie das Glück, aus ihrem bisherigen Kreise in einen höheren zu steigen, so gehört es zum guten Ton, ihre früheren Bekannten zu behandeln, als hätten sie niemals in der Welt existirt. So beladen sich die freien Amerikaner mit einer Sklaverei, welche jeder andere ebenso lächerlich als unerträglich findet. Die politische Freiheit will wahrlich ihr Gegengewicht.

Verwandt mit der Verfeinerung des Dünkels ist der nativistische Geist, der bei einem Theile der Philadelphier Bevölkerung wahrhaft gehässig auftritt, mit hoher Verachtung gegen die Irländer, mit rohem Haß gegen die Deutschen. Hier sitzen die rechten Großmeister der Knownothingslogen, welche niemals ablassen werden, auf das Gesetz hinzuarbeiten, nach welchem jeder Einwanderer als ein Kind angesehen und erst nach ein und zwanzig Jahren Aufenthalts im Lande zum amerikanischen Bürger mündig werden soll. Diese Bundesbrüder sind und bleiben noch viel thätiger darin, durch geheime

Ränke dem Einwanderer nicht nur die Aussicht zu irgend einem Amte zu verderben, sondern ihm auch die Mittel und Wege zu guten Geschäften abzuschneiden. Der Nativismus ist gerade in Philadelphia so erbittert und hartnäckig, weil man sich dort wohl erinnert, welche Kämpfe es kostete, das Deutsche, welches in Pennsylvanien der vollen Mitherrschaft nahe war, zurückzudrängen. Gegenwärtig ist selbst in dieser Stadt die deutsche Volksthümlichkeit nur etwas mehr als geduldet; wollen sich die guten Deutschen höher heben, so schlägt man sie auf die Köpfe, bis sie sich wieder ducken.

Doch wenden wir uns ab von diesen häßlichen Auswüchsen, welche im grellen Gegensatze zu dem sonstigen Philadelphier Ton dieser Stadt bei einigen sogar die Bezeichnung einer kalten Quäkerstadt voll gehässiger Egoisten zuzog. Verweilen wir lieber bei den vielfältigen Anstalten, welche ein humaner Sinn hervorrief. Es ist nicht allein die Menge und stolze Marmorpracht der Zufluchtsstätten menschlichen Elends, was Philadelphia auszeichnet, sondern der lebendige Gemeingeist, mit welchem sich die ganze Stadt an diesen Anstalten betheiligt, und die musterhafte Verwaltung derselben. Neuyork gleicht einer üppigen Fürstin, welche ihre Beamten anweist, reichlich auch für die Armen zu sorgen, im Uebrigen aber sich nicht viel um die Ausführung ihrer Befehle kümmert; Philadelphia giebt in dieser Beziehung einen guten Haushälter ab, der mit wachsamer Liebe überall selbst zusieht. Die Bürger sind stolz auf ihre mildthätigen Anstalten, welche durch die ergiebigste Privatwohlthätigkeit fortwährend vermehrt werden. Für die Beamten derselben aber ist es Ehrensache, sie gerecht zu verwalten und gute Erfolge zu erzielen; sie denken und probiren ohne Aufhören, um das Beste und Zweckmäßigste zu leisten.

Am meisten wird das große Staatsgefängniß besucht, das sich wie eine mittelalterliche Festung mit Thürmen und Zinnen

neben der Stadt erhebt. Es ist nicht mehr die bedeutendste Anstalt dieser Art, seitdem in Deutschland und England großartigere Gebäude nach pennsylvanischem Muster aufgeführt sind; die Philadelphier aber bleibt immer merkwürdig als die erste Musteranstalt für eine Strafart, welche nur der kühle praktische Verstand des Amerikaners erfinden konnte. Für diesen ist der Mensch nur eine Art Maschine, und er rechnet genau die Mittel aus, welche anzuwenden sind, um eine bestimmte Wirkung hervorzubringen. Amerikanisch war auch jenes Mittelchen, den Widerspenstigen dadurch zu zähmen, daß er an die Wand gefesselt gerade unter einen fallenden Wassertropfen gestellt wird, der mit mathematischer Gewißheit jede Minute unerbittlich marternd auf seinen Schädel fällt. Lustiger war ein Mittel ausgedacht, Arbeitsscheu zu vertreiben. Der damit Behaftete kommt in einen Behälter, in welchen langsam Wasser zufließt und langsam immer höher und höher steigt, bis der Hartnäckigste endlich zur nahen Pumpe greift, um nicht zu ersaufen; ruht er ein paar Minuten, so tritt ihm gleich wieder das Wasser an die Kehle, und zehnmal Willens, jetzt die Arme für immer ruhen zu lassen, arbeitet er doch jedesmal wieder auf Tod und Leben.

Freundlichere Eindrücke als in den Gefängnissen empfängt man in den milden Anstalten. Denn obgleich auch darin menschliches Elend angehäuft ist, so zeigt sich doch zweifellos der gute Erfolg, den werkthätige Liebe erringt. In der Blindenanstalt sieht man die Kinder mit Geläufigkeit durch das Tastgefühl der Fingerspitzen in den Bibeln und Unterrichtsbüchern lesen, welche mit erhabenen Lettern gedruckt sind und aus Deutschland stammen. Vorzugsweise gern stellt man hier Deutsche als Lehrer an. Aus allen Zimmern der Blinden hört der Besucher Klavier- und Saiteninstrumente. Taubstumme stellen bei den öffentlichen Prüfungen, welche zum Besten der Anstalt und zur Weckung des Ehrgeizes ihrer Zög-

linge sehr häufig veranstaltet werden, durch bloße Geberdensprache Seeschlachten Festungsstürme und Gewitter dar. Der stumme Vortrag ist so lebendig verständlich, ja malerisch, daß man jeden Augenblick glaubt, jetzt müsse das laute Wort kommen. Stundenlang läßt sich mit den Taubstummen durch Schrift und Zeichen eine Unterhaltung führen; man folgt ihr, obwohl ringsum Grabesstille, mit Vergnügen, weil sich immer mehr Kenntnisse enthüllen, welche diesen unglücklichen Stiefkindern der Natur menschliche Kunst und Sorgfalt beizubringen verstand. In dem Rettungshause für verwahrloste Kinder sieht es spaßig aus, wie die lustigen Knaben nach der Pfeife exerziren und essen; sie rebelliren oft, aber bei dem Abendessen wird die Liste derer, welche Tags über unartig gewesen sind, vorgelesen und sofort ihren Eignern das Essen vor der Nase weggenommen. Auch Eltern, welche ihre Rangen nicht anders zwingen können, schicken sie hierher zur Besserung. Die Zöglinge in allen diesen Anstalten sind nützlich beschäftigt, die taubstummen Knaben machen Schuhe, die Mädchen Nadelarbeiten, mehrere bringen durch eigenes Nachsinnen kleine mechanische Kunstwerke zu Stande. Die Blinden verfertigen Teppiche Körbe Schachteln Bürsten und dergleichen, einige von ihnen sind bei Einwohnern der Stadt beschäftigt. Die kleinen Sträflinge müssen schlossern, drechseln, Instrumente schleifen. Vom Segen all dieser Anstalten spricht am besten das heitere und muntere Benehmen und Aussehen der wohlgekleideten Zöglinge. Selbst unter den armen blinden Mädchen trifft man auf manches Gesichtchen, dessen zarte Rosen mit denen ihrer schönen Besucherinnen wetteifern, wenn gleich sie nicht, wie so viele von diesen, das liebliche Farbengemisch dem Schminknäpfchen verdanken. Neben den herrlichen Marmorpalästen für Arme und Waisen, deren Bau Millionen kostete und deren Größe gleichsam den kommenden Jahrhunderten mit ihren Hülfsbedürftigen entgegensieht, verdient auch

das große Invalidenhaus für Flottenmatrosen einen Besuch. An zweckmäßiger Einrichtung ist darin das Aeußerste geleistet, alles so sauber, wie das Verdeck eines Kriegsschiffs, aber — so still wie ein Grab. Die alten Theerjacken müssen sich darin wie halbe Leichen vorkommen. Das nahe Marinearsenal bietet ihnen wenig Unterhaltung. Von Kasernen und Uebungen zur See im Feuer ist dort keine Rede; kommt Kriegszeit, übt man sich desto eifriger. Die großen Fregatten stehen am Lande in ungeheuren überdachten Scheunen bis zum Gebrauche. Wenn die Regierung Schiffe und Ausrüstung braucht, so läßt sie das Nöthige bei sachverständigen Gewerbtreibenden arbeiten und spart dadurch einen großen Haufen Geld.

Philadelphia rühmt sich auch, eine religiöse Stadt zu sein. Das könnte zwar an der Lauterkeit seiner religiösen Gesinnung zweifeln lassen, denn solcher Selbstruhm hat in aller Welt einen pharisäischen Beigeschmack. Es ist das aber nicht blos Philadelphier sondern Landesgewohnheit; die ächten eingebornen Söhne Amerikas halten sich allen Ernstes für ausbündige Heilige, in denen erst das wahre Christenthum zur Erscheinung gekommen. Uebrigens denken sie dabei nur an einen Religionseifer, der sich im häufigen Kirchenbesuch und in Freigebigkeit zur kirchlichen Zwecken Genüge thut. In dieser Richtung ist man in Philadelphia besonders eifrig, und das Gespräch über kirchliche Angelegenheiten ebenso wie der Predigerbesuch ist stehend in allen Gesellschaften. Weil jeder frei seine Sekte gewählt und ihre Lehrsätze selbst geprüft hat, ist er stets geneigt, das Für und das Wider zu erörtern. Von Vielen geschieht das freilich sehr oberflächlich und nur deshalb, weil sie nichts anderes zu sprechen wissen. An einem Sonntagsmorgen kann man alle Arten von christlicher Religionsübung neben einander sehen, die hohe Pracht in den katholischen Kirchen, die ernste Feier der in Philadelphia wohlbegründeten deutschprotestantischen Gemeinden, die kühle Vor-

nehmheit der bischöflichen Kirche Englands, das Uebermaß von Nüchternheit bei den Quäkern, und von Raserei bei den Methodisten.

Wie viele neue Sekten in Amerika noch entstehen werden, ist unberechenbar. Es genügt dazu, daß Jemand aus Ueberzeugung oder um Ansehns und Geldes willen einen neuen Satz aufstellt, der von dem Lehrgebäude einer bestehenden Sekte abweicht. Hat er die Gabe der Rede, — und welchem Amerikaner wäre sie versagt? — und weiß er bei Frauen sich wohl einzuführen, so kann es nicht fehlen, daß er Anhänger bekommt, ein neues Kirchlein wird gebaut und die neue Sekte ist da. Der Amerikaner ist immer nach neuen Dingen begierig, und wenn Politik und Geschäfte seine Gedanken nicht mehr fesseln, so ergehn sie sich auf dem religiösen Gebiete. Die trockne rechnende Verstandesthätigkeit braucht einen Gegensatz, zu welchem sie abspringen kann, um Geist und Phantasie die Zügel schießen zu lassen. Deshalb findet grade das Seltsamste in Amerika leicht Gläubige, und trotz der Herrschaft, welche dort von jeher dem kalten männlichen Verstande gebührte, fehlten auch niemals Ungeheuerlichkeiten, die Hexenprozesse, Erwartung des jüngsten Tags bei lebendigem Leibe, und Klopfgeister. Bei der Leichtigkeit und Freiheit, alles ins Werk zu setzen, was nicht gegen Gesetze und öffentliche Meinung verstößt, und bei der allgemeinen Geschicklichkeit, mit jedem Dinge Geld zu machen, kann man darauf rechnen, daß so leicht keine Phantasterei im Hirne ihres Urhebers verschlossen bleibt. Jedoch ist nicht zu fürchten, daß jemals neue Sektenstifter wie reißende Wölfe in bestehende Kirchengebiete einfallen. Es fehlt ihnen die kühne Entschlossenheit und unerbittliche Logik, welche aus dem Hauptsatze Folgerungen ableitet, die zerstörend und umgestaltend in alle Lebensverhältnisse eingreifen. Die Gewohnheit, alle Dinge geschäftsmäßig zu betreiben, ist der stetige Dämpfer des Sekteneifers. Im

Ganzen genommen, vertragen sich daher die vielen Sekten ziemlich gut. Man möchte auch wenige Amerikaner finden, welche die Geschlossenheit einer einzigen Nationalkirche der blühenden Sektenmannigfaltigkeit vorzögen. Die meisten neigen sich zu der Ansicht, daß jede Sekte ihr eigenthümlich Wahres und Gutes habe, und gern vergleichen sie das Christenthum einem Walde, der um so stattlicher grüne und blühe, je mehr verschiedenartige Bäume darin neben einander Licht und Luft hätten. In Philadelphia war schon frühzeitig diese Duldsamkeit einheimisch, welche sich nach und nach über alle amerikanischen Städte verbreitet hat und, wenngleich sie stürmische Ausbrüche der Rohheit und gelegentliche Raufhändel, namentlich zwischen Irländern und Deutschen, nicht hindert, doch im Ganzen die Menge von Sekten ruhig neben einander entstehen und vergehen läßt. Daß übrigens keine Sekte die Welt für sich verlangt, sondern nur einen Platz darauf für ihre Anhänger, giebt sich auch in ihren kirchlichen Gebäuden kund. Fast alle sehen nur aus wie Kapellen zum Hausgebrauch: höchst selten erhebt sich eine dazu, vom unendlichen Weltall eine Idee darzustellen, wie der gothische Dom, zwischen dessen erhabenen Säulen das geheimnißvolle Dämmerlicht waltet, das gleich der menschlichen Erkenntniß mehr ahnen läßt, als aufhellt, während draußen an den Strebepfeilern lustig allerlei Gethier klettert. Auch die Griechen suchten in ihren Tempeln den Kosmos im Kleinen sinnlich vorzustellen, aber in seiner hellen faßlichen Regelmäßigkeit und entzückenden Schönheit.

Noch einer Liebhaberei der Philadelphier ist zu gedenken, welche recht deutsch ist, obwohl die Engländer darin wohl übertreiben, daß jeder Deutsche mit Lehrmeisterneigungen geboren werde. Die Philadelphier befriedigen diesen Geschmack, ohne darüber die Sorge für Handel und Gewerbe, für Macht und Reichthum des Staates zu vergessen. Die eigentlichen höheren Ehren der Gelehrsamkeit haben ihnen zwar die Bostoner vor-

weg genommen, auch ist nicht wie bei jenen die Wissenschaft in Philadelphia eine Angelegenheit des Hauses und des Geschäftes. Kunst und Wissen dienen hier dazu, dem Leben Gehalt und Schönheit zu verleihen; man ist nicht stolz auf seine literarischen Reichthümer, weiß aber daraus geistiges Vergnügen und Wohlsein zu ziehen. Die jungen Damen in Philadelphia treiben ebenso kunstgerecht wie in Boston ihre Muttersprache und geben sich nicht weniger Mühe, sich im Englischen fein, korrekt und wohllautend auszudrücken, ohne dabei so geziert und förmlich zu reden. Soweit in einer amerikanischen Stadt davon die Rede sein kann, findet sich in Philadelphia wirkliches Verständniß der Musik, welche in mehreren musikalischen Kreisen mit Liebe geübt wird. Im prächtigen und pomphaften Auftreten stehen die Philadelphierinnen zurück gegen ihre Schwestern in Neuyork, wo stets die neuesten europäischen Moden floriren und noch etwas mehr „aufgedonnert“ werden. Die erstern möchten aber leicht mehr feinen und natürlichen Geschmack in ihrer Kleidung zeigen.

Insbesondere wird in Philadelphia gefördert, was zur allgemeinen Bildung gehört, was Jedermann nützen, jeden erfreuen kann. Oeffentliche Vorlesungen sind häufig und zahlreich besucht. Die Philadelphier sehr thätige und mit bedeutenden Mitteln ausgestattete philosophische Gesellschaft wirkt noch im Geiste ihres Patrons Franklin. Dieser ebenso liebenswürdige als höchstverdiente Mann, durch dessen Grabstätte Philadelphia geehrt ist, wußte aus allen Wissenschaften gleich das Gemeinnützige herauszuziehen und entwickelte eine wunderbare Meisterschaft darin, die Pflicht, das Gute zu thun, von der nützlichen Seite anzuempfehlen. „Ein Pfennig gespart, sind zwei verdient,“ dieser sein Lieblingsspruch war das Motto zu jener Art von Philosophie, die er mit so viel Genie und

Eifer betrieb, und welche noch heute bei den Amerikanern beliebt ist. Nicht minder bezeichnend für dieselbe ist Jeffersons Kernspruch: „Zeigt mir, daß etwas theoretisch richtig ist, und ich will euch zeigen, daß es praktisch ausführbar.“ Ganz im Sinne der Amerikaner könnte man diesen Satz dahin umdrehen: was nicht praktisch ausführbar, ist auch theoretisch nicht richtig. So weit sind sie von der Leidenschaft entfernt, in metaphysischen Tiefen zu schwelgen. Nach der Weise der Engländer prüfen sie, ehe sie mit ihren Schlüssen weiter gehen, jeden Vordersatz von allen Seiten, ob er sich auch praktisch befestigen läßt. Was keinen Anhalt in der Wirklichkeit der Dinge hat und keinen ersichtlichen Nutzen giebt, fällt als werthlos in ihren Systemen aus. Der Gesammtinhalt der mancherlei öffentlichen Vorlesungen, welche man in Philadelphia in jeder Woche hören kann, scheint einem Deutschen etwas nüchtern und hausbacken; wenn jedoch der Redner mit irgend einer guten Lehre für den täglichen Gebrauch geschlossen hat, geht man zum Handeln aufgelegt nach Hause.

Die höheren Lehranstalten, besonders die medizinischen, sind in Philadelphia für amerikanische Verhältnisse bedeutend, am besten aber ist es mit den Volksschulen bestellt. Von Pennsylvanien ging das Freischulsystem aus, nach welchem statt des Schulgeldes der Kinder eine allgemeine Schulsteuer erhoben wird. Zu der Menge nützlicher Kenntnisse, welche die Knaben in der Schule sich aneignen, gehört nicht blos Geschichte und Geographie im Allgemeinen, sondern vor allem andern die genaue Kenntniß des eigenen Landes und Staates in politischer und volkswirthschaftlicher Hinsicht. Die Knaben lernen die Eigenschaften des Bodens, die landwirthschaftlichen und industriellen Erzeugnisse, die Mineralien und den Waldreichthum, die natürlichen und künstlichen Verkehrswege in jeder Gegend ihres Landes so fertig kennen, daß sie den Werth

eines Bezirkes auf dem Papier ausrechnen. Die Verfassung der Union und ihres eigenen Staates ist in Schulbüchern nach Art wie Katechismen faßlich dargelegt. Den Schülern wird das Lernen durch viele sinnreiche Mittel erleichtert und zum wahren Vergnügen gemacht. Was an Naturalien beschafft werden kann, wird vorgezeigt; fremde Völker, berühmte Gebäude, Alpen und Vulkane werden in Bildern vor Augen gestellt. Bei jedem Ereigniß, bei jedem Dinge wird zuerst gefragt, was hat es den Menschen genützt und was läßt sich daraus machen. Die Lernbegierde wird in diesen Schulen so sehr angeregt, daß die jungen Leute es später nicht mehr lassen können, ihre Bildung nach allen Seiten hin zu vermehren. Dafür sorgen dann die Zeitungen, welche unglaublich reichen und mannigfaltigen Lehrstoff bringen, die öffentlichen Bibliotheken, welche in jeder Stadt fast ebenso früh da sind, als diese selbst, die Vorlesungen über allerlei wissenswürdige Gegenstände, meist ohne Eintrittsgeld, die Vereine, welche zur Beförderung der Wissenschaft uud zur Verbreitung von gemeinnützigen Kenntnissen in jeder größeren Stadt in Blüthe stehen. Es ist für europäische Begriffe kaum faßbar, wie viel in allen diesen Dingen durch die Freigebigkeit von Privaten geschieht und wie rasch es geschieht. Kaum zählt zum Beispiel eine Stadt fünfzig oder sechzig junge Handwerker, so treten sie auch schon zusammen und schaffen sich eine Handwerkerbibliothek an, nach einigen Jahren haben sie ein paar tausend Bände zusammen und stattliche Lesezimmer, und was das beste ist, die Bücher gehen fortwährend von einer Hand zur andern, ihr Inhalt wird gelesen und bedacht. Wenn die gesammte Masse von Ideen und Kenntnissen, welche auf den bezeichneten Wegen täglich in dies rasch handelnde und in voller Freiheit ein ungeheures Land beherrschende Volk übergehen, Wurzel schlügen und fruchtbar wür-

den, so müßte hier ein neues Zeitalter aufblühen, so groß und herrlich, wie die Weltgeschichte Aehnliches noch gar nicht gesehen hat. Es scheint indessen bei der eigenthümlich trockenen Natur des Landes und Volkes schon dafür gesorgt zu sein, daß auch hier die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

V.

Auf dem obern Mississippi.

„Morgen früh bei guter Zeit geht es fort, so gewiß die Sonne am Himmel steht," sagte mir der Kapitän des Dampfboots St. Peter und setzte noch hinzu, ich könne die Nacht lieber gleich an Bord bleiben. Ich kannte diese Kunden und schlenderte erst am andern Vormittage wieder zum Hafen: das Boot lag noch ganz still und ruhig. Die Augustsonne brannte scharf und glühend herunter; ich fragte den Kapitän, ob er sie nicht sehe, er murmelte sein Damned! (Verdammt), und vertröstete mich auf den Nachmittag. Aber es wurde Abend und Nacht und wieder Morgen, das Schiff rührte sich nicht von der Stelle. Am andern Mittag stießen in der That die Dampfschlote von Zeit zu Zeit Rauch aus, als wollte das Boot sofort in die Fluthen eilen, auch die Schiffsglocke ließ sich hören, aber der Kapitän streckte noch ruhig seine Absätze aus einem Gasthofsfenster, und erst am Abend dachte er genug Fracht ergattert zu haben oder keine mehr zu bekommen, weil sich noch mehr Dampfboote zum obern Mississippi meldeten. Die Glocke rief nun wirklich zum letztenmal und das Boot verließ die Werfte von St. Louis mit ihrem Staube, ihrem Geschrei und Gewühle.

Das Dampfboot strich der Länge nach an St. Louis hinauf. Die Stadt nahm sich von hier mit ihren langen Häuserreihen wirklich großstädtisch aus. Quais von Granit und Pracht werden freilich die amerikanischen Städte noch lange nicht bekommen; der Handel und die Schifffahrt brauchen keine schimmernden Gebäude, wohl aber möglichst nahe am Flusse allerlei Wirths- Waaren- und Handwerkshäuser. Auf der rechten Flußseite dehnte sich der überreiche American Bottom, ein Strich Landes so üppig und fruchtbar wie das Nilthal. Ich konnte meine Gedanken nicht losreißen von jenen vielgebildeten deutschen Männern, welche dort sich eine neue Heimath gründen, eine Heimath voll Freiheit und Mannesstolz, aber auch voll Fieber Mühsal und unsäglicher Geistesöde. Mögen ihre Kinder den vollen Gewinn davon haben! Für sie selbst ist Geduld und Entsagung täglich Brod geworden. Das ist das Entsetzliche, daß in den Einöden Amerikas so unendlich viel vom Edelsten und Tüchtigsten, was deutsche Bildung erzeugt hat, lautlos untergeht, und der ganze Nutzen davon so winzig ist, gering für die Träger dieser Bildung, gering für das Land und die Welt. Es ist als wenn man Bäume begießt mit edlem Wein.

Der Mond zog bereits herauf, als wir die kothige Fluth des untern Mississippi verließen und in den obern Fluß einbogen. Der Abstich des reinen Wassers des letztern ist so stark, daß sich eine Strecke lang deutlich die Linie abzeichnet, welche das Mississippi-Wasser vom Missouri scheidet. Dieser wälzt sich schlammig und ungestüm daher, der klare Mississippi scheut sich seine reine Fluth damit zu vermischen; endlich überwältigt ihn die stärkere Woge, und mit gleichem Schmutz und Schlamm gesättigt, behält er von seiner früheren Schönheit nichts mehr als den Namen. Der glänzende stolze Jüngling des Nordens, in dessen hellen Augen sich das Blau des Himmels spiegelte, ist gleichsam zum Manne geworden, dem der Erde

Kothfluth die frische Klarheit nimmt, der aber mit verdoppelter Stärke seine Lasten trägt, bis er ausströmt und sich verliert im Ozean. Der untere Mississippi, welchen Namen der alte Stromvater trägt vom Zusammenflusse mit dem Missouri bis zum mexicanischen Meerbusen, hat durchaus den Charakter des breiten hochfluthenden, schmutzig gelben Missouri mit niedrigen Ufern, die jährlich mehr oder weniger überschwemmt werden. Der obere Mississippi ist einer der schönsten Ströme, etwas einförmig zwar, wie alle amerikanischen Flüsse auf den ungeheuren Strecken, die sie durchmessen, allein er bleibt fortwährend hell und großartig, von anmuthigen Gestaden umgeben, die hin und wieder sich mit ihm zu den erhabensten Naturdichtungen vereinigen.

Gleich die Einfahrt aus dem trüben wogigen klatschenden Gewässer des untern in den obern Mississippi ist überaus schön. Grünglänzende Uferhöhen, blanke ruhige Fluth mit stillen Inseln, auf den näher gerückten Ufern die Abendfeuer und das goldene Gefunkel der Glühwürmchen winkten uns einladend entgegen. Alton, die Stadt der Voyageurs oder Büffeljäger, sahen wir, als die Lichter darin noch nicht erloschen waren. Hier haben die ehemals in diesen Gegenden so zahlreichen französischen Prairiegänger noch ihren letzten Platz, wo sie in größerer Menge zusammen wohnen. Das sind die abgehärtetsten, verwegensten Bursche auf der Welt, welche ein böses Wort gleich mit Messer und Pistole rächen. Mit Büchse Axt und Decke reisen sie alljährlich bis nahe zu den Felsengebirgen durch die unabsehbaren Ebenen, welche zahllose Büffelheerden durchstampfen. Büffelzungen und Büffelhäute sind die Ausbeute, welche sie zurückbringen, um sich neue Mittel zu Soff und Spiel für den Winter zu erkaufen.

Als ich des Morgens aus der Kajüte trat, lachten mir die entzückendsten Landschaftsbilder entgegen: Spiegelwasser und unzählige grüne Inseln, so anmuthig bewaldet wie Kunst-

haine, dann zur Abwechslung prachtvolle blaue Höhenzüge, welche das Gewässer einschlossen, endlich wieder steile Felsen mit lieblichen Wiesenbuchten dazwischen. Auffallend ist das Wasser des Stromes, es hat einen eigenthümlichen dunklen Glanz, wie ich ihn noch in keinem Flusse getroffen. Im Glase ist es durchsichtig wie heller Krystall, im Flusse scheint es wie ein schwarzer Metallspiegel. Die Ufer sind meist einsam, erst dicht vor den Städten wird es lebhafter am Gestade, und Waldungen und Oede nehmen sogleich wieder überhand, wenn dem Dampfboote die letzten Häuser verschwinden.

Die Städte, groß und klein, in den Uferländern des Flusses führen merkwürdige Namen. Bei einem Blicke auf die Karte hat man vor sich das seltsamste Gewimmel von Städtenamen aus allen Ländern und Zeiten. Da paradirt das antike Troja Karthago und Alexandria, das moderne Montebello und Monticello, Florenz und Milano, Lima und Warschau, Frankfurt und Hamburg, Montpellier und Paris, Baltimore und Philadelphia, das alttestamentliche Gilead und Palästina, das indianische Appanoo Oquanka und Comanchee, das ächtenglische Bloomington Burlington und Ashton, der stolze Atlas und Hannibal, sogar die Muse Clio ist vertreten, und dazwischen liegen die ländlichen Taylors Mill (Schneider-Mühle), Greenhill (Grünhügel), Sweethome (Süßheim), Oakdale (Eichthal), Walnut Point (Wallnußplatz). Sicher findet man nur noch in einem preußischen Kavalleriestall solche barocke Namenmengerei.

Im Abenddunkel legten wir vor Quincy bei. Die Stadt liegt oben auf der Uferhöhe, ist voll von Handel und Leben und wächst mit Riesenschritten. Der obere Mississippi hat nur wenige gute Landungsplätze; Quincy erfreut sich eines solchen, hier war daher etwas zu schaffen und zu gewinnen. Die Kaufleute und Händler aller Arten eilten, sobald die Gegend besiedelt wurde, in Menge herbei, in Quincy ihre Schoppen

zu bauen, rasche Verbindungen anzuknüpfen und Quincy zum großen Stapelplatz zu machen. Man muß eben aus dem ruhigen Europa in eine solche junge amerikanische Stadt kommen, um ihre außerordentliche Regsamkeit zu merken. Die ganze männliche Bevölkerung ist vom Morgen bis zum Abend auf den Füßen; die Stadt ist nichts als ein unaufhörlicher großer Markt, alles steht und geht zusammen und handelt und rechnet. Die Ideen zu neuen Unternehmungen kreuzen sich blitzschnell, die Politik muß die Handhabe abgeben. Nur der Sonntag ist still, weil man sich dann aus Anstand und Langeweile mit der Religion gerade so beschäftigt, wie die übrigen sechs Tage mit Schaffen und Markten. Kein anderes Volk giebt es, welches so kurzweg im Fühlen Denken und Thun ist: wenig Gedanken, aber jeder Gedanke wird zum Werk, wenig Gefühl, aber jedes Gefühl wird zur That. Auf der Quincywerfte flackerten, ich weiß nicht warum, zwei haushohe Feuer, ihr Wiederschein röthete weithin den Fluß, um sie her stand lachend und lärmend eine Anzahl junger Bursche mit allen möglichen Arten von Hüten und Deckeln auf dem Kopfe. Neger mußten die Feuer anschüren, die ärgsten Witz- und Scheltworte jagten sich mit Flüchen und Gelächter. Das sind die jungen Amerikaner, ungenirtes kühnes Volk; ihre geistige Bildung ist grob zugehauen, aber es brennt ihnen in Kopf und Händen, zu handthieren, zu reisen, zu unternehmen, Fabriken Mühlen Straßen Schiffe zu bauen oder auch Händel anzufangen und Leute niederzuschlagen. Ein Mann mit dem andern, Stadt mit Stadt, Staat mit Staat, alle wetteifern mit einander. Zu allen Dingen haben sie Lust und Geschick, und wo einem etwas Gescheidtes einfällt, gleich wagt er es, mag er gewinnen oder verlieren.

Ich war mit einem Reisegefährten bekannt geworden, der mir von seinen Abenteuern in Quincy erzählte. Er war vor zehn Jahren jung von der Universität aus Deutschland

gekommen, hatte sich deshalb bald in das amerikanische Treiben hineingefunden und frischweg allerlei angefangen. Weil er aber in den Seestädten keinen festen Fuß fassen konnte, wandte er sich sofort nach dem fernen Westen. Er hatte etwa hundert Dollars in der Tasche; sein Plan war, sich als Farmer auf Congreßland niederzulassen, oder auch als Prediger oder Arzt oder Holzhändler sein Glück zu versuchen. Während sein Dampfboot vor Quincy Wasser einnimmt und er auf den Markt schlendert, sieht er zufällig, daß die Zwiebeln theuer verkauft werden, in St. Louis hatte er ebenso zufällig sie gut und billig verkaufen sehen. Sogleich fuhr er mit einem andern Dampfboot zurück, kauft in St. Louis ein paar Tonnen Zwiebeln, setzt sie in Quincy mit Gewinn ab, und treibt das Geschäft den ganzen Herbst durch. Im Winter hat er sich in Quincy bereits eine stattliche Handlung mit Wein Rum und dergleichen eingerichtet, macht das Jahr darauf Bankerott, eine Sache, die nach der Landesmeinung dem Besten erst recht passirt, wurde darauf Essigfabrikant und hatte jetzt bedeutende Kornmühlen und große Lust, bei der nächsten Wahl ins Staatenhaus zu kommen.

In vielen Gegenden des lieben Deutschlands ist das schönste Lob, das holde Frauen und Mädchen einem jungen Manne geben: er ist ein bescheidener junger Mann, — des Engländers und Amerikaners Ruhm ist, wenn es heißt: er ist ein unternehmender junger Mann. Diese Unternehmungslust der jungen Leute in Amerika und England theilt sich ihrem ganzen Volke mit, sie wird zu einem tüchtigen Nationalgefühl, das wesentlich seinen Kern hat in einem gesunden Egoismus. Es ist eine liebenswürdige Eigenschaft, die zarte Bescheidenheit; wenn sie aber so zart und allgemein wird, daß ein ganzes Volk andern Völkern gegenüber bescheiden wird, so wird die Nationaltugend der Bescheidenheit ein rechtes Nationallaster. Im Mittelalter freilich hieß bei uns ein bescheidener Mann ein solcher, der

seiner selbst sicher ist und deshalb in allen Dingen ruhig und besonnen Maß hält; in unserer jetzigen Sprache hat das Wort „bescheiden“ ebenso wie „fromm“ und „gut“ seinen Schwergehalt verloren, der Sinn des moralisch Schönen ist wohl geblieben, dem aber gar leicht etwas Demüthiges und Schwachherziges beigemischt ist. Hat sich doch selbst der „Michel“, der ehemals einen kraftvollen stark auftretenden Mann bedeutete, jetzt in einen armen Schelm verwandelt mit viel Herzensgüte und leeren Taschen. —

Am zweiten Morgen unserer Fahrt hörte ich beim Erwachen nicht mehr das gewohnte Geräusch der Wasserräder. Das Dampfboot lag still, um die Tageshelle zu erwarten, denn wir waren bei Keokuk, einer halb deutschen Ansiedlung, in die Gegend der Stromschnellen gekommen, deren jetzt mehrere in einer Strecke von zwölf Meilen auf einander folgten. Das felsige Bette des Flusses ist abschüssig, das Wasser schießt mit großer Gewalt auf der schrägen Fläche hin, an mehrern Stellen schäumt und brodelt es, und hin und wieder braust es um zerstreute Felsen, daß das Schiff seine Noth hat, dazwischen sein Fahrwasser zu finden. Dieses wird durch aneinander stoßende Kreise von glattem stillem Wasser bestimmt, welche gleichsam wie Oel auf dem lärmenden Flusse schwimmend sich hinziehen und Ketten (Chains) genannt werden. Einigemal zog sich auch eine Linie von Schaum und Gebrodel quer über den Fluß, ein Zeichen, daß unten im Felsgrunde eine durchlaufende jähe Senkung war. Unser St. Peter hob sich endlich schwerfällig voran, die Maschine arbeitete und stöhnte was sie konnte; über die erste Stromschnelle brachte sie uns glücklich hinweg, in der zweiten konnte sie den Wasserschwall nicht mehr überwinden. Das Schiff wendete näher zum Ufer, um sich mit Tauen befestigen zu lassen und zu warten, bis ein Kielboot kam, ein langes flaches Fahrzeug. In dieses wurde alle Fracht gebracht und das Schiff erleichtert. Nun hob es

sich allerdings höher aus dem Wasser und ging eine Strecke voran, das Kielboot zur Seite mitschleppend, aber die schlimmen Stellen kamen zu arg. Dann stand das Dampfboot, und hob sich und senkte sich und schütterte, wie ein Roß, das über einen Graben soll. Aber vergebens wurde St. Peter von der Maschine gespornt, er schnaubte, machte Ansätze, sah aber zuletzt ein, daß das Ding doch zu gefährlich sei Endlich wurde Anker und Tau durch ein Ruderboot eine kleine Strecke vorwärts gebracht, und nachdem beides im Flußbette befestigt war, das Schiff mühsam am Tau herangewunden. Lange können unmöglich die Dampfschiffe, welche ohnehin schon so leicht gebaut sind, solche Fahrten aushalten. Wüchse nicht in den amerikanischen Wäldern das feste zähe Hickoryholz, so würde man noch viel mehr von Unglück auf den großen westlichen Flüssen und Seen hören.

Man mußte sich derweilen in der Unterhaltung mit der Reisegesellschaft erholen. Diese war im Ganzen genommen freundlich und anständig. Die bleierne Stille aber, welche sich fortwährend über das ganze Schiff hinlagerte, ließ sich schwer unterbrechen. Man fing wohl ein Gespräch an, bald jedoch stockte es wieder aus Mangel an Stoff. Der Ideenkreis, in welchem sich die meisten Amerikaner bewegen, ist leicht ausgeschöpft. Sie sind nicht die evangelischen Armen im Geiste, denen die Gedanken von Gott und Unsterblichkeit die ganze Seele erfüllen, so daß sie nicht geistreich blinken im Tagesverkehr, sondern still und schweigsam bleiben. Diese Amerikaner sind vielmehr arm am Geiste, auf ihrem innern Feuerheerde sprühen die Funken nur, wenn es sich um Politik Geschäfte Eisenbahnen und Kanäle, oder um irgend einen seltsamen Glaubenssatz handelt, wie ihn der Sektengeist hier zu Lande ausheckt. Ihre Hände müssen immer etwas schnitzeln, ihr Gebiß Taback kauen oder Zuckerwaare, — der Mensch muß ja etwas zu thun haben; weil der Geist zu wenig Springfedern hat, bleibt die Mechanik

des Leibes im Gange. Der Amerikaner ist in Gefahr und Schwierigkeiten ungemein klar und gefaßt, sein Geist immer scharf auf das Nächstnothwendige gespannt. Das ist kein hoher Muth, sondern ein kalter Muth, der sich stets gleich bleibt, allerdings auch werthvoll, denn er vollbringt mehr als ein Mann mit zuviel Geist und Gemüth. Reizbar ist der Amerikaner gleichwohl in hohem Grade, die Gewohnheit sich zu beherrschen ist ihm aber zur andern Natur geworden, weil diese Tugendübung ihm bei seiner innern Trockenheit nicht gar zu schwer fällt. Zu Zeiten aber kann er nicht mehr anders, er muß gleichsam aus sich selbst herausspringen, mit einem Satze heraus aus der Leere und Einförmigkeit seines inwendigen Menschen.

Die meisten Reisenden auf dem Schiffe gingen „nach dem Westen“. Wir waren mitten darin, allein „der ferne Westen“ wandert immer weiter westwärts, je mehr Landstriche neu besiedelt und zu den schon bestehenden Staaten hinzugeschlagen werden. Jetzt sind zwar auch bereits die Länder am stillen Ozean nach allen Richtungen durchmessen und besiedelt, und bald ist kein unbewohnter Raum mehr, der sich mit allerlei Hoffnungen bevölkern läßt, als die Striche zwischen den Felsengebirgen und den Gränzen der westlichen Staaten. Allein noch immer ist in der Phantasie der Farmer und Arbeiterklassen der „ferne Westen“ etwas Unermeßliches, ein Zauberwort, dessen Anziehung sie schwer widerstehen. Noch immer gilt das alte Wort der Vorsiedler: „So wenig der Fisch im Mississippi zu hindern ist, hinabzuschwimmen bis er in das Meer kommt, so wenig ist der Vorsiedler zu hemmen, sich in die Wälder und Prairien des Mississippi zu stürzen, bis er zu seinen letzten Quellen gelangt.“ Die Westwanderer auf unserm Schiffe waren zum großen Theile alte und junge Leute aus den östlichen Staaten, namentlich aus Neuengland. Dort, in Boston und Philadelphia, gehört es zum guten Ton, über die Rohheit

der Westleute zu schmähen und über ihre hochfliegenden Pläne zu lächeln. Es schien mir indessen auch etwas Neid und Aerger dabei zu sein. Denn diese Westleute wollen sich von den alten Häusern im Osten nicht mehr in Handel und Politik beherrschen lassen, wenigstens nicht mehr so vollständig als das früher der Fall war. Jedes Jahr bringt neue überraschende Nachrichten von dem mächtig anschwellenden Leben im Westen, wo neue Staaten und Großstädte rasch empor wachsen, wo sich bereits lebhaft und selbstständig ein eigenthümliches Volk bewegt, dessen politische Ansichten und industrielle Unternehmungen auch bis nach Neuyork hin einen fühlbaren Eindruck äußern.

Wenn die Schiffsgesellschaft sämmtlich zur Tafel saß, es waren öfter über anderthalbhundert Personen, so ließ sich die langen Reihen hinab eine merkwürdige Sammlung von gelben Gesichtern überblicken. Von der rothbraunen Lederfarbe des Hinterwäldlers ging es durch alle Schattirungen von Braungelb und Blaßgelb bis zu dem Häßlichsten von allen, dem Graugelb des ächten Yankee. Nur oben am Tische, wo einige junge Ladies saßen, schimmerte etwas frisches Weiß und Roth. Wollte man kräftige Gesundheitsfarben sehen, mußte man zu den deutschen Einwanderern hinuntersteigen, welche unterhalb der Kajüte auf dem halb offnen Verdeck eingepfercht waren. Diese hatten aus Europa noch etwas Gesichtsröthe mitgebracht, — wie bald mußte sie in der trocknen Luft Amerikas unter Dollarshunger rohem Essen und Fieber verschwinden!

Unser Schiff „St. Peter“ war ein erklärter Wassermann, ein Temperancemann, das heißt das Boot war zu einem Mäßigkeitsverein eingeschrieben, es wurde darauf neben ziemlich gutem Essen nichts verabreicht als Wasser. Im ärgerlichen Gegensatze zu der bekannten Sauberkeit der Amerikaner standen auch hier, außer dem blanken Saale, die übrigen häuslichen Einrichtungen des Bootes, welche ebenso gefährlich als nieder-

trächtig waren. Unser Kapitän aber war ein langer dünner Yankee mit Predigermanieren und schien Gewicht darauf zu legen, daß man in ihm ein Muster von Nüchternheit Geduld und Sanftmuth erkenne. Die gefährliche Röthe seiner Nase und ein leises Stammeln seiner Zunge ließen einen kleinen Verdacht aufsteigen, daß er irgendwo ein heimliches Rumfäßchen an Bord habe, welches er aufsuchte, wenn die langsame Fahrt über die Stromschnellen seine christliche Geduld gar zu sehr in Anspruch nahm. Indessen hatte doch das Mäßigkeitssiegel, welches sein Dampfboot an der Stirne trug, die gute Folge gehabt, daß die Rowdies, jene Geißel der Dampfbootreisenden im Westen, mit St. Peters Nüchternheit nichts zu thun haben wollten; die Kajüte blieb still und sauber und herbergte nur friedliche Menschen. Als ich dem Kapitän darüber eine Artigkeit sagte, verbeugte er sich mit einem seligen Lächeln und sprach mit honigfließendem Munde: „die Sterne des Himmels und die Thiere des Feldes wären friedlich und söffen nicht Wein noch Rum; Gott in seiner ewigen Gnade habe dem Menschen die Natur zum Vorbilde gesetzt, die sich nur mit Wasser tränke; alles geistige Getränk müsse von der Erde vertilgt werden, und jeder respektable Mann sei verpflichtet ein Beispiel zu geben; ein einziger Gerechter könne Hunderte vom schlimmen Wege abführen, und das Auge des allmächtigen Vaters ruhe auf ihm mit Wohlgefallen.“ Der Mann war zum Yankee-Prediger geboren. Im besten Reden aber wandelte ihn ein leises Schlucken an; er entschuldigte sich, er habe einen Fehler im Magen und müsse einen Löffel voll Medizin nehmen. Bald darauf sah ich ihn wieder aus seiner Kajüte schleichen, lächelnd und milde, das verstärkte Glimmern der Nase und Augen weissagte, daß seine Medizin ihm wohl bekommen. Später gab er mir unter den Fuß, da ich ein solcher Freund der Mäßigkeit sei, möge ich sein Boot auf schickliche Weise empfehlen. Als ich ihm darauf von ein paar

Flaschen Hermanner Wein sagte, welche mir Freunde in St. Louis auf den Weg gegeben, meinte er: das schade nicht, der deutsche Wein sei zu sauer und eigentlich nur Medizin. So sind diese amerikanischen Puritaner und Methodisten: in keinem andern Lande der Welt kann man im Umsehen eine so zahllose Menge der geschicktesten Heuchler beisammen haben. Sie halten ihre Heuchelei zuletzt für baare gottgefällige Frömmigkeit, sie ist ihre Religion geworden. Uebrigens habe ich jenes Urtheil über den deutschen Wein von vielen englischen Amerikanern gehört, sie begreifen nicht unsere Vorliebe dafür, und mögen nur süßen Madera oder scharfen Rum und Grog, oder ihren ekelhaften Whisky.

Je höher wir am dritten Tage unserer Fahrt den Mississippi hinauf kamen, desto eigenthümlicher wurde die Flußlandschaft. Auf der Karte macht der Fluß eine ziemlich gerade Linie, in der Natur aber ergießt er sich meist in weichen Krümmungen. Bei mehreren rasch sich bevölkernden Städtchen legten wir an, die nächste Flußwendung brachte uns jedesmal wieder in blühende Wildniß hinein, in die tiefe Einsamkeit der Natur. Man mußte sich immer wieder ins Gedächtniß rufen, daß wir wirklich durch eine Gegend reiseten, welche noch gar nicht so lange den Wilden abgekauft worden, so lachend und lieblich lag das Land zu beiden Seiten des Stromes. Dieser selbst blieb fast fortwährend eingefaßt von felsigen Wänden, welche auf das zierlichste durchbrochen und mit Buschwerk überhangen waren. Grüne Inseln, welche der Strom umglänzte, Wiesenbuchten in der Uferbiegung zwischen steilen Felsen, die stillen Thäler der Nebenflüsse, welche unter dem hohen Laubdach des Urwalds langsam herbeizogen, sich mit dem mächtigen Mississippi zu vereinigen, dieser selbst in seinen Krümmungen sich ergießend gleichsam durch ein Gewinde von Seen, — es war herrlich, es muthete einem an, wie Glück und Frieden. Der unsägliche Zauber der Wildniß, der Schimmer und die

Frische der jungen Natur lag über der Gegend ausgebreitet. Das Gefühl dieses Friedens wurde auch nicht gestört, wenn wir an ausgerissenen Uferwäldern, gelben Schlammbänken und treibenden Baumstämmen vorbei, oder in die rauschenden und schäumenden Stromwellen hineinkamen. Manchmal trieb ein Baumstamm den Fluß hinunter, an welchem noch Erdreich saß und auf diesem grünendes Buschwerk. Es hingen Vögel daran, welche sich bei dem Annähern des Dampfbootes wie entsetzt in's Dickicht stürzten. Nahe bei Nauvoo, als wir uns mit Untiefen abzuarbeiten hatten, brach die Welle des einen Rades. Wir trieben zum nächsten Ufer, und es war nun eine Freude zu sehen, wie flink und geschickt Steuerleute und Matrosen sich daran machten, den Bruch auszubessern. In wenigen Augenblicken war die ganze Arbeit geregelt, eine Schmiede hergerichtet, Holzschienen geschnitten, das Rad festgekeilt; kein überflüssiges Wort wurde gesprochen, keiner stand dem andern im Wege.

Mir war es nicht unlieb, daß der Unfall sich hier ereignete, denn gegenüber lag die Mormonenstadt Nauvoo. Während der zwei Stunden, welche mit der Herstellung des Rades hingingen, hatte ich Gelegenheit mich am Ufer umzusehen. Die ganze Gegend war noch voll von Erzählungen über den Sturm auf Nauvoo, und es wurden manche Züge aus den dabei vorgekommenen Gefechten erwähnt, in welchen die Mormonen eben so sehr als tapfere und begeisterte Männer, wie als verständige Leute erschienen, welche — um mich eines amerikanischen Ausdrucks zu bedienen — recht fest in ihren Schuhen standen. Ich hatte mir eine Art Festung vorgestellt, fand jedoch eine offene Stadt, die aber einen ganz eigenen Anblick bot. Auf einem hohen weiten Hügel, um dessen Fuß sich der Mississippi in breitem Glanze ergoß, stand weitleuchtend der Tempel, vom weißesten Marmor, eins der großartigsten Gebäude in den Vereinigten Staaten, wenn auch in einem seltsamen Style aufgeführt. Um ihn her erhoben sich stattliche Steinhäuser, das Rathhaus und

die Wohnungen der Vorsteher und die Werk- und Lagerhäuser. Den Hügel hinab und rings bis weit in das Feld hinein standen unzählige kleine recht niedliche Häuser, das eine wie das andere gebaut, jedes von dem andern durch einen regelmäßigen Zwischenraum getrennt. Auf jedes Haus kam ein Garten von etwa einem Viertel Acker und ein Feld von wenigstens einem Acker. Alles war gut bebaut gewesen. Jetzt war die Stadt wie ausgestorben, Tempel und Häuser verschlossen, nur in einigen Wohnungen am Flusse waren noch ein paar Mormonen, dienstfertig, aber finster und ungesellig; die andern befanden sich bereits auf der weiten Wanderung. Wohin man sah, erkannte man sofort, daß hier ein Geist strenger Ordnung und eine Unternehmungslust in großem Maßstabe gewaltet hatte; die Regelmäßigkeit und Sauberkeit, die kluge Benutzung aller natürlichen Vortheile der Lage der Ansiedelung war zum Bewundern. Ganz das Gleiche hört man jetzt von den neuen Wohnsitzen der Mormonen; durch alle ihre Verluste nicht im Geringsten erschüttert, haben sie nach demselben festen Plane wie früher ihre Stadt und ihren Tempel wieder gebaut. In der kurzen Zeit ihrer dortigen Niederlassung haben sie ein weitgedehntes Thal mit netten Häusern besetzt und in fruchtbare Wiesen und Ackerfelder umgewandelt, ihre Stadt ist hell und zierlich gebaut, die Straßen sind von hübsch eingefaßten Bächen bewässert. Sie leben in täglich wachsendem Wohlstande, und keiner versagt ihnen das Zeugniß, daß sie nüchtern friedlich und freundlich sich benehmen, an Ehrlichkeit wenigstens von keinem Amerikaner übertroffen werden, und in ihrem ganzen Bereiche eine größere Sicherheit und Ordnung aufrecht halten, als dies in irgend einer andern amerikanischen Stadt der Fall ist.

Die Amerikaner sprechen sonst mit Entzücken von dergleichen Anlagen. Nichts hätte sie mit mehr Achtung und Zuneigung für die Mormonen erfüllen müssen, als der Anblick

ihrer blühenden Ortschaften. Dennoch fand ich damals in Illinois überall nur Haß und Erbitterung gegen die seltsame Sekte. Viele sprachen sich zwar darüber aus, daß man gegen sie ungesetzlich, hart und grausam verfahren sei, aber Alle stimmten darin überein, daß die Mormonen eine Pest des Landes gewesen, und freuten sich, daß sie vertrieben worden. Man gab ihnen alle möglichen Laster schuld, man nannte sie nicht blos Ehebrecher, Räuber und eine organisirte Bande von Betrügern, welche das Land plünderten, sondern auch Pferdediebe, und unter einem Pferdediebe stellt sich der westliche Farmer einen Abgrund von Schlechtigkeit vor. Auch jetzt, wo die Mormonen in den Felsengebirgen den erschöpften Wanderzügen vom wesentlichsten Nutzen sind, auch jetzt liest man in jeder Nachricht, welche von dorther kommt, den schlechtverhehlten Aerger und Groll, die tiefe Feindschaft gegen die Mormonen. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese auch in ihren entfernten Zufluchtsörtern bald wieder in Händel mit den Amerikanern verwickelt wurden, und es ist schon wieder so weit gekommen, daß man sie mit Heeresgewalt aufsuchen und bezwingen will, so groß auch die Kosten und so ungewiß der Erfolg. Man sprach schon lange offen davon, die Mormonen müßten aus dem Lande weggefegt werden.

Was war und ist nun der Grund dieses Hasses? Vergebens sucht man nach einem ähnlichen Beispiele in den Vereinigten Staaten. Die Mormonen hatten es nicht mit dem Pöbel der Großstädte zu thun, sondern sie wurden von ruhigen Farmern vertrieben, welche sonst noch am ersten duldsam und nicht sogleich in Masse zusammenzubringen sind. Die Mormonen wurden auch nicht blos aus Nauvoo, sondern aus jeder ihrer vier früheren Niederlassungen in den vordern Staaten gewaltsam verdrängt durch die benachbarten Farmer, überall hatten sie in der Umgegend gleichen Haß erregt.

Die sonderbaren religiösen Meinungen konnten nicht in

diesem Grade die Erbitterung erzeugen. Jene sonderbare Institution, welche man die ganz eigenthümlich amerikanische Religion nennen muß, hat schon viele Zerrbilder hervorgebracht, über welche man sich wenig beunruhigt. Wer einmal einem methodistischen Waldlager beigewohnt hat, hält in Religionssachen bei dem amerikanischen Volke Alles für möglich. Man hat dort Tausende von Milleriten am hellen Tage in ihren Feierkleidern auf den Straßen gesehen, welche betend und singend und in allem Ernste die leibhaftige Herabkunft des Herrn erwarteten, weil ihnen ihr Prophet Miller den jüngsten Tag bis auf Tag und Stunde ausgerechnet hatte. Die deutschen Rappisten haben ebenfalls verschiedene blühende Niederlassungen gehabt und durch ihr Gemeinschaftsprincip größere Dinge in Gewerken und einen lieblicheren Anbau der Gegend zu Stande gebracht, als die Mormonen. Auch die Rappisten hatten ihre Geheimreligion, sie sind aber nie verfolgt worden. Die Shaker führen fort und fort ihre schauerlichen Tänze auf, üben ihr Coelibatssystem und zeigen ihre Verachtung der gemeinen Menschenkinder, man läßt sie ruhig gewähren. Die Sekte der Mormonen ist mit den angeführten Sekten verwandt, sie ist recht eigentlich aus der amerikanischen Religion herausgewachsen. Das Volk der Vereinigten Staaten, in Masse genommen, läßt Sekten ruhig entstehen und wieder vergehen. Es verlangt nur, daß ihre Lehren öffentlich seien, daß Jeder sich davon ohne Weiteres ganz und gar unterrichten könne. Es haßt Geheimreligion, weil es, ich möchte sagen, in seinem Instinkte liegt, daß Keiner etwas voraushaben soll, in welches nicht jeder Andere auch seine Nase stecken könne. Wo dagegen Sekten mit Religionssätzen ruhig bestehen, die nicht der Oeffentlichkeit vorliegen, da verlangt man wenigstens, daß ihre Anhänger unbedeutend seien, sich friedlich und demüthig und den öffentlichen Gesetzen gemäß aufführen.

Hier aber liegt der Grund zu dem Hasse gegen die Mor-

monen. Sie sondern sich als eine geschlossene Sekte von dem übrigen Volke ab, nicht blos in ihrer Geheimreligion, sondern in ihrer ganzen Wirthschaft. Sie wollen nicht blos an der Bibel genug haben, sondern auch begnadigt sein durch besondere Offenbarungen Gottes und seiner Engel. Nicht als demüthige Dulder treten sie auf, sondern als Männer des Schreckens, welche ihre Bataillons einüben und sich eine Artillerie verschaffen. Frank und frei verkündigen sie, sie allein seien die Auserwählten des Herrn, und die Andern alle Heiden und Verworfene. Dabei sind sie nicht blos einfache Landbauer und Handwerker, sondern ausgelernte Geld- und Geschäftsleute. Ein bloßer Schwärmer legt keine Banken an, um durch geschickte Operationen das Geld des Landes an sich zu ziehen, wie es der Prophet Joseph Smith so meisterlich verstand. Man hätte ihn den größten Humbugmacher in Amerika nennen können, wenn man nicht gesehen hätte, daß er eine reale Macht sich schaffe und daß diese Macht noch verschleierte und nicht unschuldige Zwecke habe. Wie wenig Smith sich um des Landes Gesetze kümmerte, zeigte er in Nauvoo, als er den Gerichtsboten untersagte sich bei Strafe in der Stadt wieder blicken zu lassen. In Missouri wie in Illinois mußte erst die bewaffnete Macht gegen die Mormonen ausrücken, ehe diese den Landesgesetzen Gehorsam versprachen. Auch jetzt widersetzen sie sich wieder den Anforderungen der Unionsregierung, und man glaubt Anlaß genug zur Furcht zu haben, der Mormonenstaat werde, wenn er stark genug dazu sei, sich für unabhängig erklären und die hergebrachte Staats- und Landesordnung zerreißen. Befürchtungen dieser Arten entstanden um so eher, als man sah, daß die Gemeinde der Mormonen sich hauptsächlich aus solchen bilde, welche nicht in den Vereinigten Staaten geboren waren.

Diese Absonderung vom gemeinen Besten, diese Ueberhebung über das übrige Volk, dies wirkliche oder vermeinte

Abweichen von dem, was einmal für unumstößlich als Recht und Sitte gilt, und dazu die Furcht, daß die Mormonen mindestens sich einmal der Gewalt und Gerichtsbarkeit des gesammten Volkes entziehen können, — das sind die Gründe des Hasses gegen dieselben. Die Mormonen leben nicht wie andere Leute, es ist etwas Geheimnißvolles um sie her, in das man nicht eindringen kann, sie können gefährlich werden, — das ist genug um sie feindlich zu behandeln und zu verfolgen. Der Amerikaner hat eine so hohe Meinung von dem, was einmal als Recht und Ordnung allgemein im Lande hergebracht ist, daß er sich mit instinktmäßigem Hasse gegen Alles richtet, was dagegen auftritt, sobald es nicht schon an sich ohnmächtig ist.

Ein besonderer Grund des Widerwillens gegen die Mormonen liegt auch in dem, was man von ihrer Vielweiberei erzählt. Man darf nicht Alles glauben, was von ihrem mit dem Religionsmantel bekleideten Wollustdienst amerikanische Blätter mittheilen, aber grundlos sind bekanntlich diese Erzählungen nicht. Es steht auch fest, daß durch Mittheilung jener rein irdischen Freuden die Mormonen an jungen Männern, die sie für ihre Sekte geeignet glaubten, Proselyten zu machen suchten. Nun ist der Amerikaner zwar keineswegs keuscher als andere Völker, aber der Gedanke an Vielweiberei empört ihn, weil sie ihm als ein Frevel gegen die Menschenwürde erscheint, die das Weib mit dem Manne theilt.

Die Mormonen wohnen nun in großer Anzahl in den Felsengebirgen, in einer ebenso großartigen als fruchtbaren Natur. Sie können dort vielleicht noch lange hausen, noch ist kein Heer bis zu ihnen gedrungen, das stark genug wäre sie zu vertreiben. Sie halten sich jetzt für unüberwindlich, bald aber muß es sich zeigen, welcher Kern darin ist, ob sie wieder zergehen und nichts übrig bleibt, als ein großer Irrthum und eine Menge fleißiger Landbauer und Handwerker, welche später

über die Mormonengeschichten lachen, oder ob sich wirklich ein Mormonenstaat noch eine Zeitlang hält, der die Menschengeschichte mit einem neuen seltsamen Blatte bereichert. —

Die Stadt Nauvoo hat zum zweitenmal eine merkwürdige Bevölkerung gehabt, die französischen Ikarier. Diese sind nicht vertrieben, ihre kommunistische Gemeinde hat sich selbst aufgelöst; ihr Gründer Cabet mußte selbst noch erleben, wie eine seiner Theorien nach der andern an dem natürlichen Widerstande der Menschen und Geschäfte scheiterte. Der prachtvolle Mormonentempel ist zerstört, die Hoffnungen der Ikarier sind zu Grabe getragen, Nauvoo ist wieder besetzt mit handels- und gewerbfleißigen Leuten, von denen jeder dem Prinzip nach für sich selbst wirthschaftet und mit den Uebrigen sich in Staat und Gemeinde nur zu demjenigen verbindet, was er selbst nicht leisten kann.

Wir kehren nach dieser Abschweifung zu unserer Flußfahrt zurück. Hinter Nauvoo nahm die Gegend einen andern Charakter an. Die Ufer wurden eben, man übersah oben vom Sturmdeck endlose Wälder und Prairien, letztere traten oft bis dicht an den Strom. Die Ufergelände waren an vielen Stellen hübsch bebaut, freundlich stellte sich insbesondere das sonnige Städtchen Bloomington dar, es entsprach seinem Blüthennamen. Aber auch hier wie in Burlington, welches weiter abwärts am Flusse liegt, hausen die Fieber, welche zwar nicht gleich tödten, aber doch das Mark aus den Knochen wegfressen. Man erzählte mir traurige Geschichten davon. Die Städte am obern Mississippi bekommen ihre ersten sechs bis sieben Tausend Einwohner rasch, dann steigt die Bevölkerung nur langsam. Die Ungesundheit der Gegend ist der Hauptgrund.

Der anziehendste Punkt auf der ganzen Reise war bei Deavenport, welches wir gerade erreichten, als die kurze Dämmerung einbrach. Die Sonne warf noch einmal ihre glänzendsten Lichter auf Strom und Gestade, alles prangte in

den kräftigsten Farben, dann sank plötzlich die Nacht herunter. Zwei Städte, Deavenporth und Rockislandcity, liegen sich hier gegenüber an beiden Ufern, in reichen Bottoms. In der Mitte des Stromes ist Rockisland, eine felsige Insel, hübsch bewaldet und darauf Fort Armstrong umgeben von festungsartigen Werken, welche jetzt verfallen. Die Wellen brachen sich spielend und schäumend an den felsigen Vorsprüngen der Insel. Am Fuße der Wälle standen ein paar Indianerhütten; die armen Wilden, in ihre weißen Decken gehüllt, standen und saßen wie starre stumme Statuen am vorbeirauschenden Wasser. Sie waren ein trauriger Ueberrest der Völkerschaften, welche einst hier jagten und kämpften und jetzt, immer weiter in den Westen hinein getrieben, rettungslos absterben.

Wir waren allmählig wieder in die Stromschnellen gerathen und die Nacht über liegen geblieben, auch am nächsten Tage ging es nur langsam vorwärts. Ehe man sich's versah, saß das Schiff wieder fest, und dann begann wieder die mühselige Arbeit des Ankervorwärtsbringens und Heranwindens. Die Ufer wurden immer höher und bewaldeter, die Gegend hatte etwas ungemein Einsames. Wenn man an den vielen und nicht unbedeutenden Flüssen vorüber kommt, welche in den Mississippi einmünden, so meint man, noch keines Menschen Fuß habe ihre Ufer betreten, so wild und jungfräulich sehen sie aus, wenn man in ihre Waldöffnungen einblickt. Diese Flüsse haben in dem reichen Boden gewöhnlich eine tiefe Mulde ausgehöhlt, und der gelbe Schlammrand, welcher von der ebenen Erde breit zum Wasserspiegel hinabgeht, entzieht den Wellen das grüne Ufergebüsch.

Einmal sahen wir auch das Vorspiel von amerikanischer Lynchjustiz. Es hatten sich Pferdediebe in der Gegend bemerklich gemacht, sie sollten sich nach dem Flusse hingezogen haben; zwanzig Farmer zu Pferde waren hinter ihnen her, sie erschienen und verschwanden, wie sie durch den Wald jagten, die

lange Büchse quer über den Sattel. Pferdedieb! ist hier das ärgste Schimpfwort. Man kann ohne Pferde in den Wäldern nichts anfangen, man kann sie aber nicht im Stalle einschließen, deshalb stehen sie unter jedermanns Schutze. Wehe dem Räuber, wenn er gesehen wird und nicht gleich steht, er wird niedergeschossen oder gefesselt und mißhandelt zum nächsten Gefängniß gebracht. Diese Farmer üben selbst ihre Polizei; sowie ein Diebstahl ruchbar wird, fliegt die Runde von Farm zu Farm und im Nu sind die Farmer mit ihren Pferden und Büchsen zusammen und hinter dem Diebe her. Daß gleich Standrecht über ihn gehalten und der nächste Baum sein Galgen wird, kommt jetzt nur noch auf den westlichsten Ansiedlungen vor.

Die Niederlassungen scheinen hier oben noch nicht zahlreich zu sein, oder sie liegen weiter vom Strome zurück; selten ließen sich ein paar ärmliche Blockhütten am Ufer sehen, gewöhnlich waren sie mit Holzklaftern umgeben; Holzhacker wohnen darin, um die Schiffe mit Brennstoff zu versehen, wofür sie gut bezahlt werden. Die einzige Abwechslung welche die Reisegesellschaft sich machte, war ans Land zu gehen, wenn das Boot anlegte um Holz einzunehmen. Dann wurden zwei Bohlen an das fast gleich hohe Ufer geschoben und alles trieb sich flüchtig und fröhlich über die schmale Brücke, um sich unter den hohen kühlen Waldbäumen zu ergehen. Des Abends, wenn die Nacht plötzlich wie eine schwarze Masse auf die Erde gefallen war und alles ausgefüllt hatte, kündigte ein rothes zitterndes Licht in der Ferne die Holzstellen an. Das Dampfschiff näherte sich und hinüber und herüber flog das Rufen. Dann wurde am Bord an einer langen Stange ein eiserner Gitterkorb ausgehangen, in welchem harzige Holzstücke flammten und kohlten, das Boot plätschert langsam zum Ufer und legt sich unter die Waldriesen, die mit ihren langen Zweigen wie mit dunkeln Geisterarmen weit über den Fluß greifen. Es eilen Bootsleute am

Ufer hin und her mit Kienfackeln, in ihrem Scheine werden Holzstöße und Blockhütten und ein paar roh gekleidete Männer sichtbar, mit deren Hülfe die Scheite rasch an Bord wandern. Das Dampfschiff wendet wieder in den Fluß hinaus, und die Fackeln am Lande verlieren sich in die Blockhütten, deren Bewohner sich für den ärmlichen Verdienst mit einer Flasche Whiskey belohnen, in ihrer Oede und Verlassenheit stundenweit von den nächsten Ansiedlungen entfernt. Das Schiff zieht weiter über die einsamen Gewässer, über welche sich Stille und Schweigen lagert. Es schneidet gleichsam ein in diese Starrheit des Schweigens und der Nacht, die wie ein Rest aus urweltlichen menschenfeindlichen Zeitaltern hier stehen geblieben. Endlich taucht fern am Horizonte ein großes Feuer auf, es flammt immer stärker: der Mond ist es, dessen Scheibe so roth glühend und groß langsam emporsteigt. Als wenn sie nur auf ihn gewartet hätten, blitzen auf einmal die Millionen Sterne hervor, und es beginnen auf diesen weiten westlichen Flüssen jene Nachtstunden, von deren Zauber sich durch die Schilderung auch dem besten Freunde nur eine Ahnung geben läßt. Stundenlang wanderte ich da auf dem hohen Sturmdeck auf und ab, wenn das Boot auf dem dunkelglänzenden Strome hinfuhr und die Sterne ihr ewig Licht über diese Gegenden tiefer Einsamkeit gossen und nichts zu hören war, als das dumpfe Rauschen der Wogen und Wälder. Die Seele versenkt sich da in die Tiefen der Natur, man sieht im Geiste die Geschlechter von Jahrtausenden kommen und gehen, die trauernden Schatten der Indianer fliehen dahin und erbleichen, und hinter ihnen her drängen die kräftigeren Schaaren der Weißen um hier zu Völkern zu erblühen.

Mit Tagesanbruch fuhren wir gerade in den Fieberfluß hinein. Wie die Nacht in diesen Gegenden ihr Dunkel nicht dämmernd und allmählich, sondern ganz und auf einmal über die Erde wirft, so bricht auch der Tag plötzlich und mit voller

Nacht herein. Man geht oben auf dem Sturmdeck, der Morgen ist scharf und kalt: über die Waldwipfel kommt ein leises Zittern und Flimmern, sie wittern den Tag, in Schweigen und Erwartung erhebt sich die Natur aus dem nächtlichen Schlummer. Dann fliegen ein paar bleiche Lichtschimmer über Fluß und Wälder, der Osten röthet sich: auf einmal schießen siegreiche Strahlen zahllos hervor, und mit unwiderstehlicher Gewalt bricht die goldene Lichtfluth von allen Seiten herein: die Natur springt auf und schüttelt den Nachtthau aus dem grünen Waldhaar, wie im Nu ist alles lebendig. Die Vögel flattern und schreien, ein Gewirr von Tönen läßt sich hören, die Sonne steigt im reinsten Glanze an der lichtblauen Wölbung empor. So oft man auch einen amerikanischen Morgen gesehen hat, man schaut immer mit neuer Bewunderung dies helle Licht- und Farbenspiel, die energische Klarheit, von der jedes Blättchen erfüllt ist, diesen reinen Aether, in welchem jede Baumspitze scharf sich abzeichnet, und die dichten Schlagschatten zwischen dem glänzenden Grün und den schimmernden Erd- und Steinfarben.

Galena, der Hauptort des Bleihandels, liegt ein paar Stunden vom Mississippi an einem schmalen Flusse, welcher Fieberfluß heißt, ein Name, der unheimlich an giftige Dünste, erdfahle Gesichter, schlotternde Glieder, kurz an Noth und Elend mahnt. Dieser Name entstand aber nur durch das angeborne Geschick der Amerikaner, fremden Worten jedesmal den häßlichsten Klang zu geben. Denn ursprünglich hieß der Fluß ganz unschuldig Bohnenfluß (Riviere des feves). Der Fluß selbst ist außerordentlich hübsch, auf der einen Seite hat er ein Gewinde von netten runden Felshügeln, auf der andern den üppigsten Wiesengrund mit kleinen dunkeln Seen, auf welchen bleiche Wasserlilien flossen. Heerden des kräftigsten Viehes weideten in dem hohen Grase, Menschen und Häuser sah man nicht, das Dampfboot brachte das einzige Geräusch in diese

Stille und Ruhe. Der Fluß wendete sich, und gleich waren wir mitten im Marktgewühl, zwischen den Häusern von Galena. Ungeheure Massen Blei lagen am Ufer und warteten auf Schiffe, um an und über das Meer gebracht zu werden. Die Thürme von Tonnen voll Mehl, welche dazwischen standen, waren aber wohl nur da, um die Holzsäger Wäldler und Ansiedler zu versorgen, welche noch weiter herauf am obern Mississippi zerstreut sind. Die Stadt Galena liegt zusammengekeilt zwischen grünen Hügeln. Ich klimmte einen von diesen hinauf und erfreute mich lange der köstlichsten Aussicht. Nachmittags fuhren wir den lieblichen Fieberfluß wieder hinab; allein so erfreulich für das Auge auch seine geschmückten kleinen Ufergelände sind, so wird es einem doch gleich anders hoch und licht zu Muthe, wenn man wieder in den weiten Mississippi und seinen dunkeln Glanz hineinfährt. Seine Fluth behält noch auf einer langen Strecke den eigenthümlichen schwärzlichen Schimmer. Der Strom zeigte uns noch einige prächtige Wald- und Felsengemälde, er blieb, wie fast überall außer den Stromschnellen, eine Reihe von stillen Seen. Dann landeten wir vor Dubuque, einer Stadt, die sich zierlich vor dem Hochufer ausbreitet, aber so recht in den Heckeplatz der Fieber gebettet hat. Lange Streifen aufgeschwemmten Landes ziehen sich, mehrere hinter einander, bis in den Fluß. Zu Zeiten befeuchtet, zu Zeiten abtrocknend, dünsten sie den verderblichen Schwaden aus. Dazwischen zieht sich ein Gewirr von natürlichen Kanälen, welche bei Hochwasser bis oben angefüllt sind. Wenn im Frühjahr der Regen in unendlichen Strömen niederstürzt, schwemmt das Wasser wohl einmal Reihen von Häusern so gründlich weg, daß an ihrer Stelle blos einige Löcher zu sehen sind. Weil die Dampfschiffe nicht an die Stadt können, so nahm ein Kahn uns und unsere Sachen auf, und landete uns um neun Uhr Abends vor dem großen Gasthause. Ich lief noch durch einige Straßen, alles war bereits still und in

Schlaf vergraben; nur das borstige Vieh wälzte sich noch in den Kothlachen. Jedoch wundern mußte man sich, hier in so weiter Ferne in ein paar Jahren bereits eine nette Stadt aufgeblüht zu sehen.

Von den Bluffs (den Uferhöhen) hat man herrliche Aussichten auf das Mississippi-Thal, welches glänzt von breiten Wasserstreifen und farbigen Inseln. Man übersieht die Stelle, wo die drei Staaten Jowa Wisconsin und Illinois zusammentreffen. Hinter den Bluffs dehnen sich leichte Anhöhen, auf welchen junger Wald wollig aufsprießt, sie sind sämmtlich von Minirern durchsucht, welche nach Blei hacken, die tiefsten ihrer Löcher waren an funfzig Fuß, oben eine Winde um das Erz herauszuziehen; dieses ist fast ganz rein und enthält achtzehn Prozent klares Metall. Ein Irländer der mich umherführte, erzählte, daß bei seiner Ankunft vor einigen Jahren, an der Stelle wo jetzt Dubuque sich ausbreitet, erst zwei Blockhäuser standen. Er führte mich auch zu einem Erdloche, welches an einem Abhange eingegraben war und mit einigen Holzstämmen vor dem Verschütten bewahrt wurde; es war nichts darin zu sehen als ein Strohlager eine Decke und ein Zinnbecher. Sein Bewohner gilt für einen der reichsten Leute und sollte neben den ergiebigsten Minenplätzen viele tausend Dollars besitzen, die er vergrub. Der alte Bursche konnte von seinen Gewohnheiten nicht lassen, noch immer schürfte er mit Hacke und Schaufel nach Blei und schlief des Nachts wie ein Hund in seinem Erdloche. Die Schmelzhütten sind unten in der Nähe des Flusses roh aufgerichtet, das Waschen und Schmelzen des Erzes geht höchst einfach und verschwenderisch vor sich; es kommt dabei nur darauf an, in möglichst wenig Zeit recht viel zu gewinnen, man sieht nicht auf den Abfall.

Die Stadt Dubuque ist zum dritten Theile von Deutschen bewohnt. Mancher ist hierher verschlagen, den Bildung und Vermögen zu etwas Besserem berechtigten, als hier zu ver-

sumpfen. Die Stadt ist auch Sitz eines katholischen Bisthums; eine schöne große Kirche und dahinter eine artige Bischofswohnung stehen bereits fertig, die deutschen Katholiken aber, welche den Haupttheil der katholischen Bevölkerung der Diözese ausmachen, verlangen nach kleinen Kapellen und Priestern vergebens, obwohl das Geld zu jenen Prunkbauten hauptsächlich aus Deutschland kommt. Prächtig eingerichtet waren auch bereits mehrere Amerikaner, welche vor Jahren das jetzt durch seinen Bleireichthum so werthvolle Land in großen Strecken wegkauften und jetzt mühelos jedes Jahr neue Reichthümer aufhäufen.

Höher den Fluß hinauf werden die Ufer mächtiger und bewaldeter, finstere Tannenforsten bedecken die Höhen, nur von Holzfällern belebt. Dann folgen tagelang grüne Prairien, über deren unermeßliche Flächen die Blicke hin und herschweifen, bis sie ermüden ein Ende zu finden. Der Mississippi, welcher in der Gegend von Galena noch fast eine Viertelstunde breit ist, hat jetzt nicht mehr die Hälfte dieser Breite Zum Pepinsee dehnen sich seine Gewässer wieder im meilenweiten Rund, ziehen sich dann aber immer enger zusammen. Es bleibt aber der Mississippi auch dann noch ein schöner Strom, dessen Größe im Geiste gleich in's Ungeheure schwillt, wenn man die Ländermassen bedenkt, welche er durchströmt. Jedes Schiff, das stromabwärts fährt, erweckt diesen Gedanken. Man begreift da das stolze Gefühl des amerikanischen Volkes, das sich als den Herrn weiß eines solchen Ländergebiets, welches von Natur durch Fruchtbarkeit Metalle Kohlen und Wasserstraßen begünstigt ist, wie wenige andere. Auf dem Wege von Neuorleans oder von Neuyork bis hierher, wo der Mississippi sich verengt zu einem Flusse gewöhnlicher Breite, wie viele Großstädte berührt man und welche zahllose Menge von kleinen Städten, von denen in einem Menschenalter beinahe jede ihre zwölf bis dreißigtausend Einwohner hat. Immer weiter geht

es in den Westen hinein, und überall wieder Ansiedlungen Städte und Eisenbahnen.

Die jüngste dieser vielversprechenden Städte ist jetzt St. Paul. Vor wenigen Jahren standen nur ein paar Hütten da, und der Platz hatte einen Hinterwäldler Namen „Schweinsauge“ (Pigseye). Seinen jetzigen erhielt er von der ersten Kirche, welche Katholiken zu Ehren des Apostel Paulus erbauten. Als die Stadt Hauptstadt des Territoriums wurde, eilten besonders viele junge gebildete Leute aus den Seestädten her und aus Neuengland, welche durch Land- Holz- Pelz- und Waarenhandel rasch wohlhabend wurden. Die Luft gilt hier für ausgezeichnet gesund, deshalb kommen in jedem Frühjahr und Herbste aus den weiter unten gelegenen Gegenden des Mississippi Schaaren von Kranken nach St. Paul, um hier Genesung einzuathmen. Noch sind es nicht zweihundert Jahre, als der erste Weiße, der fromme Franziskanermönch Ludwig Hennepin, nach Erduldung unendlicher Beschwerden und Mühsale, im kleinen Birkenboote in dieser Gegend landete. Furchtsam stand er vor dem gewaltigen Prasseln und Schäumen der nahen Wasserfälle. Er benannte sie zu Ehren seines Schutzpatrons von Padua die St. Antonsfälle. Weiter hinauf kam er nicht, denn die wilden Sioux überfielen ihn hier und schleppten ihn in die Gefangenschaft. Jetzt fährt man von St. Paul zu Wagen in zwei Stunden unbelästigt zu den Fällen, der Indianer schleicht scheu vorüber.

Die St. Antonsfälle verdanken den Ruf ihrer Pracht und Schönheit hauptsächlich dem Umstande, daß sie so weit entlegen sind. Die Sioux nennen einen Wasserfall Minne-haha, das heißt „lachend Wasser,“ — aber die St. Antonsfälle haben weder etwas Lachendes noch Majestätisches. Passender haben die Chippewas den Ort Kaka-Bika genannt, „Felsenbruch,“ denn man sieht mehr auf die Trümmer und Brocken der Felsen, als auf das stürzende Wasser, das nicht mehr klar, sondern

schmutzig gelb ist. Von stolzen Flußgestaden ist gar nicht die Rede. Die Einfassung des Wassers bilden Schutt und Steintrümmer, in der Mitte des Falles streckt sich jedoch eine waldbewachsene Insel, welche die Oede des Ortes bedeutend mildert. Die Umgegend ist rings nackt und glatt wie ein Teller. Auch das Städtchen St. Anton, welches nahe unter den Fällen steht, macht den Platz wenig malerischer; es ist gar nett und freundlich gebaut, aber eben und einförmig. In ältern Zeiten mag der Wasserfall ein erhabenes Bild gegeben haben. Quer durch den Strom geht unter dem Wasser nämlich ein Felsenriff, dessen Höhe von siebzig und mehr Fuß der Mississippi früher in einem gewaltigen Satze hinabsprang. Weil die obere Lage des Riffes aus festem Kalkfelsen, die untere aber aus leicht bröcklichem Sandstein besteht, so schlugen die am Fuße des Falles rückprallenden Wogen mit rastlos zermalmender Gewalt gegen die Sandsteinwand und höhlten sie so lange aus, bis die über die Höhlung hervorragende Kalksteinlage ihren Halt verlor, unter dem Drucke des darüber hinschießenden Wassers zerbrach und in tausend Blöcke und Brocken zertrümmert hinunterstürzte. Dadurch wurde zugleich das Flußbett immer mehr angefüllt. So rückten die Fälle immer weiter nach oben hin, zertheilten sich in eine Menge von kleineren Absätzen und Stromschnellen und wurden immer kleiner. Die St. Antonsfälle bieten daher den Anblick eines stets geneigten Flußbettes, welches über und über angefüllt ist mit großen und kleinen Felstrümmern und einer zahllosen Menge von Fichtenstämmen, welche heruntergeflößt werden, dazwischen und darüber schäumt und tost, springt und stürzt das gelbe Wasser. Nur an einer Stelle fällt ein Theil des Flusses noch beinahe zwanzig Fuß tief. Dieser Fall aber verschwindet zu sehr in der Ausdehnung des Flußbettes. Auch jetzt noch weichen die Fälle mit jeder großen Herbst- und Frühlingsfluth zurück; nicht sehr lange wird es mehr dauern, und statt der Wasserfälle sind hier nur

noch gewaltige Stromschnellen übrig geblieben. Der Mississippi ist wie ein junger Stromriese, der alles, was seinen geraden Lauf hemmt und unterbricht, wegwüthet. Auf dem ganzen Erdrunde geht leise und unmerklich eine Abminderung der Berghöhen und Hügel, ein Ausbröckeln der Wasserfälle vor sich: in Amerika tritt jede Naturerscheinung gewaltsamer und mit ersichtlich rascher Wirkung auf.

Auch die vielen Stromschnellen im Mississippi waren vor Jahrtausenden Wasserfälle. An ihnen arbeiteten ganz dieselben zerstörenden Kräfte ganz auf dieselbe Weise, wie noch jetzt am Niagara und an den St. Antonsfällen. Stromschnellen ähnlicher Art finden sich in all den zahllosen Flüssen bis zu den obern Seen hin. Man könnte bei einer Stromschnelle im Mississippi quer durch den Fluß eine gerade Linie ziehen und sie nach beiden Seiten verlängert denken durch diese Länderstrecken von ungeheurer Breite, und wahrscheinlich würde an jedem Punkte, wo ein Fluß über diese Linie müßte, sich eine Stromschnelle finden. So auffallend kehrt auch in solchen Dingen die Einförmigkeit der amerikanischen Landschaft wieder. Ueber diesen endlosen Ebenen des Westens liegt noch der monotone Charakter des Meeres, das sie einst bedeckte und hier die weitgedehnten sedimentären Schichten absetzte, welche später kein vulkanisches Feuer mehr durchbrach, um so viele und stolze Gebirge aufzuthürmen, wie sie, Rußland ausgenommen, in Europa uns bei jeden drei Tagereisen neugestaltig begrüßen.

VI.

Auf den Gränzen der Ansiedlungen.

Von Dubuque aus machte ich Streifzüge zu einsamen Ansiedlungen, in deren Blockhütten der Baumsaft noch nicht trocken geworden, hinter deren Feldzäunen zu Zeiten noch Wild und Indianer aufspringen. Mein Reisegefährte war ein junger Advokat aus Cincinnati, der sich mir angeschlossen hatte, den Westen zu sehen. Wir mietheten uns Wagen und Pferd, es war ein offenes leichtes Fuhrwerk, jedoch stark genug, um auch ohne Bahn Wald und Prairie zu befahren. Ein Schinken Brod Feldkessel eine Flinte und ein paar Büffeldecken, darin bestand unsere Ausrüstung. An einem Augustmorgen rollten wir aus Dubuque hinaus und in's unbekannte Land hinein. Unser Weg zog sich in ein enges Thal, es war mit den Dünsten bedeckt, welche des Morgens von der Sonne aus Erde und Gräsern aufgesogen und den neuen Ansiedlern so gefährlich werden. An beiden Thalseiten hingen und starrten die Felsen durcheinander, manchmal wurde die Umgebung so rauh und steinig, als wäre man hoch im Norden. Alles sah aus wie noch unberührt von Menschenhand. Eine Weile ging es hinaus über leichte Prairie, hügelauf hügelab, und dann wieder herunter in ein weites prachtvolles Thal, dessen

Hochseiten ebenfalls durch mächtiges Felsenwerk geschmückt waren. Die gelben Blumen der Prairie standen hier so hoch und dicht, daß der Rücken des Pferdes aus der gelben Fluth kaum hervorragte. Einige stattliche Farmen lehnten sich an die Anhöhen, überhangen von jenem amerikanischen Waldgewoge, welches in seinen schwunghaften Massen und in seinem vielfarbigen Laubgemisch die Schönheit eines Parks mit der stolzen Majestät des Urwaldes vereinigt. Jedoch breiten sich die herrlichen Waldungen in dieser Gegend nur in der Nähe der Flüsse und Tiefthäler aus; auf der Hochfläche des Landes verlieren sie sich in einzelne Haine und Baumgruppen, welche die weitgedehnten leisen Hügelzüge der Prairie überaus anmuthig begränzen.

Durch solche Waldlichtungen von Eichen gelangten wir Nachmittags zu einem alten Ansiedler, der sich etwas auf Wirthschaft eingerichtet hatte; ganz eine solche Lederhose, wie sie Sealsfield so lebenswahr gezeichnet. Der Alte erzählte uns, wie er vor Jahren die erste Axt hier in den Baum gehauen, wie er nach einem Radnagel sechs Stunden weit habe gehen müssen, und wie er jetzt dennoch wieder weiter müsse mit seinem guten Weibe, „denn — damit wies er nach den Dachspitzen, welche über die nahen Gehölze schauten — diese lassen mich nicht Herr mehr sein; das Gesetz sollte jedem Manne eine Meile um sein Haus sichern, frei für ihn und seine Kinder." Mit der Jagd sah es hier betrübt aus. Prairiehühner flogen uns vor dem Wagen zwar in Menge zum Schusse auf, doch nichts anderes ließ sich blicken, und der Alte sagte, es sei fünf Jahre her, daß er den letzten Rehkopf gesehen. Er führte uns auch in seinen Baumgarten in der Prairie, es war alles verkrüppelt, dünn und ohne Frucht. Wir sollten ihm Rath schaffen vor den Feinden der Obstbäume in und auf der Erde, aber wir konnten ihm ja die sorgsame Pflege des Deutschen nicht zu eigen machen. Der englische Amerikaner thut nur

die erste rohe Arbeit, und diese schnell und tüchtig, dann aber meint er, müsse die Frucht von selbst wachsen; deshalb ist er natürlich ein schlechter Obst- und Weingärtner und bekommt häufig genug weder Blumen noch Gemüse.

Eine gute Stunde von dieser Bauerei kamen wir auf Wegen, auf denen man im Umsehen den Hals brechen konnte, in einen dunkeln Thalkessel hinab. Der Mond sah wie ein leuchtender Herrscher über die Waldberge herein und schimmerte wieder auf einem breiten Sumpfteiche, modernde Bäume und hohe stille Weiden hoben sich in dichter Verwirrung darauf empor. Es war ein düsterer Anblick. Vom Sumpfe auf wallten die tödtlichen weißen Dünste, und wie wir erwarteten, da wo er in einen Bach abfloß, stand eine Sägemühle, und von ihren beiden Bewohnern war der eine leichenblaß vom Fieber und der andere trunken von Branntwein, beide unfähig uns eine Kürbisschaale voll Wasser zu reichen. — Fieber und Liederlichkeit, so gewöhnlich in diesen fruchtbaren, aber noch giftbeladenen Einöden, die erst gesund werden, wenn die Menschen die Verwesungsdünste weggeathmet und ihre Gewinnsucht mit Mühen und Tod gebüßt haben.

Der Bach führte uns zum Turkeyfluß und über diesen eine Fähre, die gefährlicher war als das brausende Wasser. Das Pferd schlug mit seinen Hufen durch den morschen Boden des Fahrzeuges, und seine angsthaften Befreiungsversuche drohten Wagen und alles in den Fluß zu werfen. Wir waren froh, endlich wieder auf den Ufersand zu kommen, und jagten rasch über das Thalbette in eine Oeffnung der Flußberge hinein, welche uns wieder auf die hohe Prairie bringen sollte, Der Fährmann hatte ganz einfach gesagt, wir würden uns wohl verirren und die Nacht im Freien zubringen, es hätte noch schlimmer kommen können. Unser Pferd scheute auf einmal, und als wir hinsprangen, hielten wir am Rande eines Abgrundes, der auf ein Haar uns aufgenommen, vielleicht

auch begraben hätte. Mit vieler Mühsal zogen wir den Wagen wieder rückwärts, nahmen einen guten Schluck zur Stärkung, und brannten uns, die Moskiten etwas abzuwehren, die Cigarren an. Wir mußten darüber lachen, daß wir in diesen Einöden soviel Kultur in unserm Wagen mit uns führten. Endlich kamen wir auf die Prairie, und nach einem hübschen Rennen in der prächtigen stillen Mondnacht, bei dem wir wohl einmal aus dem Wagen flogen wenn wir an einen Stamm anfuhren, um Mitternacht zu einer Blockhütte. Wer ist da? rief eine deutsche Frau auf unser Anklopfen, und freute sich nicht wenig, noch Landsleute zu finden. Ihre Einrichtung war indessen gar zu ärmlich, sie wies uns zum Nachbar, der mit Frau und Kind gleich aus den Federn kam, Feuer anmachte und uns vortrefflich bewirthete mit Kaffee und gebratenem Speck, dem Alltagsessen und Festschmause des neuen Ansiedlers. Das Heulager in einem Schuppen gab uns eine würzige, ziemlich kühle Nachtruhe, die blitzhellen Sterne sahen neugierig durch die Dachspalten. Die Augen fielen uns zu vor Müdigkeit, wir hatten den Tag bei vierzehn Stunden gemacht, und keineswegs auf Kunststraßen.

Am andern Morgen nahmen wir unter Lust und Lachen am Korndreschen Theil. Es geschah sehr einfach, die Tenne war ein kleiner Kreis im offnen Felde, und die kleinen Mädchen unsers Wirthes jagten mit den Pferden auf dem Getreide umher. Unser Landsmann war ein thätiger und verschlagener Mann, ein rechter Amerikaner; nur verdachten es ihm die Nachbarn, daß er aller amerikanischen Sitte zuwider seine Töchter im Felde mitarbeiten ließ. Ich lernte manches von ihm über den Anbau, die Erdarten und den Witterungswechsel in der Prairie; noch schärfer zeichnete er den Charakter seiner Nachbarn und ihr politisches Parteienspiel. Die Blockhütten und Weizenfelder dieser Gegend waren erst einige Jahre alt, und die Politik spielte bereits dazwischen Fangball. Wir fuhren

bei einigen der Nahwohnenden vor. Im Hause des Scherifs der Grafschaft, eines jungen durchtriebenen Bauers, war ein Indianer zur Strafe. Ein Händler hatte seinem Vater Whisky gegeben, bis er trunken war, für die Bezahlung ihm seine Decke abgerissen und ihn dann aus dem Hause gejagt. Am andern Morgen fand man den alten Mann erfroren im Schnee der Prairie. Sein Sohn nahm sogleich Büchse und Pferd, ritt zum Hause des Händlers und schoß den ersten besten darin nieder; leider war es der unrechte, der Händler war gerade verreiset. Der junge Indianer wurde gefangen genommen, und zu vierhundert Dollars und vier Wochen Gefängniß verurtheilt. Natürlich hatte er kein Geld, man wollte ihn nach einem halben Jahre Haft bei dem Scherif wieder laufen lassen. Träumerisch und regungslos saß er Tag für Tag unter dem Vordache der Hütte, das lange straffe Haar hing ihm über das kupferbraune Gesicht; oft gab er durch Geberden zu verstehen, man solle ihn hinlassen, damit er den Händler todt mache, dann wolle er wieder kommen und sterben. In dieser Gegend hörten wir schon viele Geschichten von den Indianern erzählen, achtzig Meilen weiter hinauf war die Gränze, jenseits welcher sie sich tummelten.

Als wir uns Gutenberg näherten, wurden die Ansiedler häufiger, es waren nur Deutsche und sie sprachen sich halbwegs zufrieden über ihre Lage aus. Ich mußte mich wundern, daß in kurzer Zeit meine Landsleute hier schon so viel geschaffen hatten, es waren aber auch Leute, die schon einige Zeit in Amerika gewesen und die Landesart verstanden. Die Ersten waren von Cincinnati hergekommen, dort hatten sie sich zu einer Aktiengesellschaft vereinigt und zwei Männer vorausgeschickt, welche den Platz aussuchten und kauften. Es sollte eine deutsche Ansiedlung werden und man gab ihr den Namen Gutenberg. Diese Deutschen, welche sich in Amerika ein Vermögen erst erwerben mußten, rechneten ganz richtig: bei An=

lage neuer Städte gewinnen die Geldreichen, welche den Grund und Boden kaufen und für die Arbeiter die Stadt anlegen: wir wollen lieber selbst die Stadt gründen, und Grund und Boden soll von Anfang an uns gehören, damit wir selbst den Preis gewinnen, den die Grundstücke durch vermehrte Ansiedlung erhalten. Ebenso richtig fingen sie nicht blos mit dem Bau der Stadt an, sondern gründeten sogleich auch die Landwirthschaften in der Nähe.

Wir kamen gegen Mittag wieder zum Mississippi hinab und sahen uns auf einem drei Meilen langen und fast eine halbe Meile breiten ebnen Wiesengrunde, rings umzogen von steilen hellgrünen Flußbergen, so daß es sich wie ein langes scharf abgeschnittenes Thal ausnahm. Der Boden war reichlich mit fetter schwarzer Erde, hier und da auch mit etwas Kiessand bedeckt und erhebt sich bei zwanzig Fuß über den Mississippi, der am Rande der Wiese breit dahin glänzt, gegenüber dehnen sich waldbedeckte Inseln, belebt von einer Menge Gevögel. Am Flußrande zieht sich Gutenberg hin. Wir verlebten in diesem Städtchen ein paar heitere Tage. Unsere Ankunft weckte in mehreren Häusern Leben und Fröhlichkeit. In dem Hauptmann in der Ansiedlung fand ich einen Landsmann aus der Nachbarschaft meiner Vaterstadt. Unter Besichtigung und Zeichnung der Umgegend, mit kleinen Jagdstreifereien in dem Ufergebüsch des gewaltig dahinströmenden Mississippi und mit allerlei Unterhaltungen, wie man sie in diesen nordwestlichen neuen Ansiedlungen führt, verging uns schnell die Zeit. Einen Nachmittag war „der alte Kapitän“ da, ein bejahrter Indianerjäger, der in seiner Jugend verwegene Stückchen ausgeführt und fünf Indianer zusammengeschossen. Nachdem er die Gegend einst ausgekundschaftet und in Ruf gebracht, war er jetzt ihr nützlichster Beamter. Er nahm gern einen kräftigen Trunk, und wie es hier in solcher Gesellschaft geht, einer bewirthet den andern, bis alle fest-

genagelt sind. Der alte Kapitän erzählte dabei seltsame Heimlichkeiten aus den Indianerhütten und von der Gefallsucht und Begierde ihrer Weiber. Daß er dabei abenteuerlich log, war einem solchen Vorläufer der Kultur nicht zu verdenken. Oefter besuchte uns auch ein Altpreuße, der die französischen Kriege mitgemacht hatte und mit seinem Lohne jetzt hier sein Brod suchte, indem er den Boden nach Blei umwühlte, ein leichtblütiger Mensch. Wie viele Männer, die in Deutschland auf den Schlachtfeldern oder in Schriften gekämpft hatten, fand ich in Amerika in unsichern Lagen. Sie schlugen sich durch wie es eben ging, das Leben war ihnen ein freies Geschenk, mit welchem sie willkürlich und wechselnd verfuhren.

Der Platz für eine deutsche Ansiedlung war in Gutenberg wohl ausgesucht. Der Ort hat ein weites und reiches Hinterland voll Farmer, einen guten Landungsplatz, Quellwasser, in der Nähe Bausteine und von den Holzflößen Bauholz. Dennoch ist die Stadt nicht so rasch gewachsen und gediehen, als man bei ihrer Gründung es erwarten durfte. Zu der Landesplage der Ansiedlungen am Mississippi, den Fiebern, kommt für die deutschen Ansiedlungen noch die nationale Geißel, die Streitsucht, hinzu. Einer ärgert den andern, und so ärgern sich alle und bleiben ewig verfeindet. Man muß sich wundern, daß ihre Ansiedlungen trotzdem gedeihen. Der englische Amerikaner ärgert sich nicht, er hat zu viel Fischblut, wenn auch zu wenig Gemüthsfreude.

Wenn mich die Nergeleien, mit denen die Gutenberger einer den andern zu verhetzen und zu verkleinern suchten, genug verdrossen hatten, warf ich die Flinte um und ging den Fluß hinauf, da war alles still und ernste Majestät, die weiten Gewässer flutheten und rauschten, der Wind hallte in ruhigen und schweren Tönen durch die Waldung. Ich vergaß die Reiher zu schießen, welche am Strande ihrer Nahrung nach-

gingen, und saß und sah in die Fluthen und dachte, wie sie hinabrollten den weiten Weg bis ins Weltmeer, und wie dort eine Welle die andere drängte, bis sie an das heimathliche Ufer schlugen. Dort war es so lieb und traulich und das Leben so voll von Lust und Noth und Wissen und Forschen. Ach, das deutsche Volk hat alles in Fülle, was das Dasein werth macht, aber es krankt an innerem Zwiespalt, es fehlt ihm das stolze Selbstbewußtsein, welches ein Volk groß und geachtet macht auf der Erde. Wer niemals in der Fremde gewesen, weiß nicht, wie schmerzvoll und peinigend es ist, Deutschland immer in seiner jetzigen weltpolitischen Stellung zu erblicken, und wie groß und gebietend sie sein könnte.

Der Abschied von Gutenberg war herzlich, mehreren kam die Thräne ins Auge; sie waren so weit verschlagen von der deutschen Heimath, so einsam hier in den Wildnissen! Gerade als wir auf den Wagen steigen wollten, loderte auf einmal ein Haus in hellen Flammen auf, es gehörte dem ärgsten Zänker der Ansiedlung, dessen Namen man in Kritthahn verwandelt hatte. Alle eilten herbei und retteten, aber das Haus war von trockenen Balken, in wenigen Minuten sahen wir es in Feuer und Gluth aufgehen.

Wir flogen wieder frisch und frei über die Prairie dahin, hügelauf hügelab. Der köstliche Kräuterduft wehte uns entgegen, die Brust dehnte sich und wir schrien und sangen vor Lust. So weit unser Blick reichte, schimmerte alles von gelben Blumen, die Halme hoben sich und nickten uns in den Wagen. Die immer wiederkehrenden Hügelwellen, der Wind, welcher die weiten Grasgefilde im ewigen Gewoge erhielt, das leise Rascheln, welches durch sie hinfuhr, die tiefe Einsamkeit rings umher, das machte den Eindruck, als wären wir mitten auf der See Noch oft bin ich Tagelang durch die wilde Prairie gefahren, und immer derselbe Frohsinn, derselbe Reiz. Was ist doch für ein Zauber darin? Man sieht so wenig, Wiesen

und Hügel und einzelne Baumgruppen darauf, selten ein rohes Bauernhaus, und in der Nähe Heerden, — das ist alles, das kehrt immer wieder, und doch gefällt man sich dort. Es ist das eigene Kraftgefühl, welches den Wanderer froh macht; man sieht sich allein, allein mit dem Freunde, mit Pferd und Büchse, auf weiter ungewisser Flur. Es ist die Morgenfrische der Umgebung, was so fesselt. Die Natur ist hier wie ein wildes junges Mädchen, so keck und so kühn, und doch so schamhaft still. Wie sie aus der Hand der Schöpfung kam, als der grüne Glanz über die Erde wallte, als die bunten Thier- und Vögelgestalten hin und wieder zogen, als der einsame Mensch, das schönste Gebilde der Natur, erhabenen Blickes hindurch schritt, durch all die Fülle und Schönheit, — so sieht so träumt man hier die Natur.

Abends wurde die Szene noch fremdartiger. Der Mond leuchtete auf und überdeckte die Flächen mit bleichem Schimmer, nirgends ein Laut, nirgends ein Ziel für das Auge. Wir fuhren und fuhren, gehüllt in unsere Büffeldecken, hie und da schwirrte ein Flug Prairiehühner auf, auch verfolgte uns manchmal eine Hetze frei weidender Pferde. Es wäre ganz hübsch gewesen, wenn uns mitunter die Finger nicht vor Kälte gestarrt hätten. Auch am Tage, obgleich im Hochsommer, blies der Wind oft nordisch genug. Und doch hatten wir vor wenigen Tagen noch dreißig Grad Hitze auszustehen gehabt. Einmal sahen wir auch einen Zug Händler, welche die Lebensbedürfnisse nach den Forts fahren, am Wege übernachten. Ihre Ochsen weideten umher, der Regen stürmte und sie lagen unter einem niedrigen dichten Zelte wie Wölfe in Pelze vergraben, schweigsam wie alle Amerikaner. Unser Nachtessen bei einem Farmer bestand immer wieder aus gebratenem Speck; man kann sicher sein, in jeder Blockhütte blos dreierlei zu finden, eine schlanke Frau, eine Büchse und viel Speck. Halbindianer trafen wir zuletzt nicht selten, häßlich gelbe Menschen mit

langen schwarzen Haaren, die noch immer wie bei uns die Zigeuner angesehen werden. Sie hatten ihren Verkehr bei den Indianerhändlern, den größten Spitzbuben unter Gottes Sonne. Diese Händler sind verwegene Weiße, häufig wegen Verbrechen flüchtig geworden, welche den Indianern heimlich Whiskey zuführen und ihnen dafür alle ihre Habe abnehmen. Wenn der Indianer ein paar Tropfen Whisky geschmeckt, so übermannt ihn die tolle Gier nach diesem feurigen Gifte, dann ist ihm alles feil für Whisky: Weib, Kind, Büchse und Pferd. Eine Nacht in der Hütte eines Indianerhändlers zu bleiben, das möchte keinem zu rathen sein, wenn er nicht ein leises Gehör und gute Waffen hat.

Hinter der Staatsgränze war ein dreißig Meilen breiter Strich Landes, „der neutrale Grund," auf welchem weder ein Weißer noch ein Indianer wohnen darf, um beide von einander entfernt zu halten, denn sie hassen sich beide tödtlich. Der Wilde wird wie ein Hund behandelt, und der Weiße mag sich hüten, wenn er durch seinen Whisky den Wilden wüthend gemacht hat. Auf diesem neutralen Grunde schlagen sich die Soldaten aus den Forts mit den Indianerhändlern herum, diesen westlichen Paschern. Eben als wir zum Turkeyfluß wieder herabfuhren und das Fort Atkinson mit seiner roth-weißen Fahne von der gegenüberliegenden Höhe herglänzte, hatten die Soldaten Whiskyfässer gefunden, welche auf der Prairie vergraben waren. Die Offiziere zerschlugen sie, doch der Branntwein konnte nicht so schnell auslaufen, als die Soldaten darüber her waren sich gründlich zu laben. Fort Atkinson auf der Höhe am Flusse nahm sich stattlich aus, in der Ferne erhoben sich die Rauchsäulen eines Prairiebrandes wie ein braunes Gewölke, vor welchem das große farbige Unionsbanner lustig hin und herflaggte. Wir mußten wohl in die unrechte Furth gekommen sein; denn als wir mitten im Flusse waren,

fing unser Wagen an ein bischen zu schwimmen, und nur mit Mühe und Noth kamen wir wieder heraus.

Die Festung besteht aus vier starken Holzhäusern im Viereck, welche von außen mit einer hohen Pfahlwand umgeben sind und nach innen offene Hallen haben. Vor dem Fort sind die Stallungen und die Kramläden, in letztern versteckte Whiskyfässer. Es sind in einem solchen Fort etwa anderthalbhundert Dragoner. Einige von ihnen sahen wir in juristische und theologische Bücher vertieft; sie wollten später Anwälte oder Prediger werden, sie sparten im Fort Kost und Wohnung. Ihr Leben aber schilderten sie als sehr langweilig; die Offiziere waren meist auf der Jagd. Diese Soldaten sollen das wilde Volk in Ordnung halten, das sich hier an den Gränzen umhertreibt, das rothe und weiße oder vielmehr braune Volk, denn die Haut eines Hinterwäldlers hat auch in der Farbe viel Aehnlichkeit mit altem Leder.

Vier Meilen von Fort Atkinson lag die Mission. Wir jagten einen Hügel hinauf, und auf einmal sahen wir links neben uns einen Kreis von Wigwams. Wir stutzten, es war ein seltsamer neuer Anblick, und dann ging es sofort darauf los. Jetzt war ich ja in der indianischen Romantik, von der mich dahinten in Westfalen Chateaubriand und Cooper so manches hatten träumen lassen. Ich sprang vom Wagen, mein Genosse hielt das sich schütternde Pferd. Vor der ersten Hütte lagen zwei alte Weiber im Staube und knöchelten, ein Abgrund von Häßlichkeit. Die zweite Hütte war leer, ich hob die Matte vor dem Eingang ein wenig, und sah ein schmutzig gelbes Wesen darin sich aufrichten, meine Nase aber wurde vor dem Dunstkreise, der es umgab, widerspenstig. Schnell kam ich zur dritten Hütte, vor ihr saß ein alter Mann, steif und ernst wie aus Stein gehauen. Ich ging nahe zu ihm und reichte ihm die Hand, er rührte sich nicht und rauchte weiter, nur seine Augen rollten wie die eines Geiers, er verzog keine

Miene, aber seine glitzernden Blicke faßten alle meine Bewegungen scharf auf. Das war nun ein Wilder, ein Wesen, welches die Natur noch in ihren Krallen hielt, dessen Trieb und Kraft noch so sehr die eines schönen Waldthiers waren. Plötzlich fühlte ich, welche Kluft zwischen dem Indianer und der Kultur ist, durch welche die wilde Natur beherrscht verschönt und vergeistigt wird. Unser Pferd fing an sich zu bäumen, ich eilte wieder zum Wagen und fuhr etwas nachdenklich weiter, die indianische Romantik war rasch grau geworden.

Die Landschaft wurde hübsch und belebt, es ging in ein langgedehntes grünes Hügelthal hinein. Immer häufiger wurden die Wigwams und die Indianer, zuletzt war die ganze Gegend lebendig. Wir hielten still, es war ein seltsames reizendes Bild. Ueberall auf den Hügelköpfen und in den grünen Thalwindungen standen die grauen Kegelhütten zerstreut, davor hie und da kleine weiße Zelte und rothbemalte Grabstöcke, in der Ferne die hellen Missionshäuser, — alles wie eben hingesetzt auf den schimmernden Rasenteppich. — Hin und her schossen über den Rasen die Indianer auf ihren Pferdchen, zwei oder drei auf einem, wie Unsinnige mit Geschrei und Gelächter auf- und abjagend, mit fliegenden Decken und Haaren. Unten auf den Wegen und Wohnplätzen vor den Hütten wandelten die Indianer majestätisch einher, die Frauen kauerten und die nackten Kinder lärmten überall. Unser Wagen war fortwährend von Buben umringt, sie kletterten mit schnellen schlanken Gliedern auf die Räder und auf das Pferd wie Eidechsen, und sprangen und lachten, und die Falkenaugen glitzerten dabei auf alles, was wir an und um uns hatten. Wir hatten Muße, die seltsamen Trachten zu beschauen. Es ist der Putz eines wilden Wesens, das in seiner Ausstaffirung seine Vorstellung ausdrücken will, wie es der Kraft und Kühnheit des Adlers des Rosses und der großen Schlange gleiche. Decken von rother grüner oder weißer Farbe, malerisch um

die Schultern oder über den Kopf geworfen, sind ihre vornehmliche Umhüllung, darunter kurze Hemden von farbigem Kattun. Die Männer tragen außerdem rothe befranzte Beinhöschen, die glänzend schwarzen Haarbüschel haben sie helmartig mit Federn aufgeputzt oder in Flechten herabhängen, die Gesichter waren roth blau gelb und schwarz scheußlich bemalt. Die Frauen, welche sich übrigens in der Entfernung hielten, trugen dazu noch dunkle Unterröcke, welche unten mit weißen Strichen durchwebt waren und auf der Erde schleppten. Die Tracht der Frauen schien menschlich natürlich, ja würdig, in der Tracht der Männer und Buben lag etwas Schreiendes und Trotziges. Diese Kleidungsstücke werden für die Indianer nach ihrem Geschmacke von den Weißen verfertigt.

Man nahm uns freundlich in der Mission auf. Wir sahen auf dem nächsten größern Hügel die Indianer sich drängen, und ein dumpfes Trommelgerassel, vermischt mit seltsamem Singen und Schreien, schallte zu uns her. Nicht besser konnten wir es treffen. Sie feierten einen ihrer heiligen Tänze, Medicine Dances, wie die Amerikaner sagten, deshalb waren sie auch so aufgeputzt. Wir eilten hin und hatten den ganzen Abend das merkwürdigste Schauspiel. Bei den Hütten war eine Art von langem Laubgang errichtet, und darunter bewegten sich zwei weite Reihen indianischer Männer hin und her. Bald faßten sie sich an, bald schlugen sie in die Hände und tanzten, die Köpfe nach dem Takte schüttelnd. Der Tanz dauerte jedesmal ein paar Minuten, dann hockten sie in ihrer Reihe nieder, einer der ältern stand auf und hielt eine eilende Rede, in einem Athem und mit heftigen Geberden, aber mit einem wirklich edlen Anstande. Von Zeit zu Zeit gaben die übrigen ihre Beistimmung durch ein dumpfes, schnell ausgestoßnes ho! ho! zu erkennen, welches sie, wenn er geendigt hatte, noch eine Weile und immer leiser fortsetzten, bis sie mit einem grellen heftigen Schrei schlossen. Dann hob der Red-

ner einen Gesang an, die Reihen wiederholten ihn und tanzten nach dessen Takte und nach dem Schalle der alten Trommel wieder vor und zurück. Von Zeit zu Zeit schritt auch einer, der etwas wie eine Stirnbinde trug, die Reihen entlang und berührte die Köpfe mit einem mannigfach verzierten feinen Ledersack. Das war, wie unsere Begleiter uns belehrten, der heilige Sack, in welchem sie ihre Zaubermittel hatten. Ihre Reden und Gesänge aber waren aus dem Stegreife zu Ehren des großen Geistes und seiner Söhne, der streitlustigen und klugen Winebagos. Mit dem Dunkelwerden wurde der Laubgang nach und nach von den Männern leer, nun aber kamen die Weiber und vergnügten sich ihrerseits an den närrischen Sprüngen. Wir traten in einige Hütten und sahen in der Regel deren Inhaber vom Whisky berauscht auf ihren Lagern. Als die Sonne untergegangen, konnte unter den etwa tausend Indianern kein Mann mehr auf den Beinen stehen. So schön wird das Gesetz gehalten, das die Wilden vor dem Branntwein beschützen soll.

Nach diesen wüsten und aufregenden Szenen war die Unterhaltung mit unsern Wirthen desto erquicklicher. Die Mission umfaßte mehrere Holzgebäude, und war wie das Fort mit einem stattlichen Pallisadenwall umgeben. Der oberste Beamte darin war der Intendant, der die Aufsicht über den Handel mit den Wilden führt und ihnen Auszahlungen der Regierung macht. Die Regierung besoldet außerdem einen Prediger, der die Wilden ins Christenthum hineinführen soll; das ist alles aber nur zum Scheine, auch diese Bekehrungsanstalt war zum Verderben der Naturkinder da. Der Prediger, ein finsterer Presbyterianer Eiferer, entwickelte uns seine Ueberzeugung, daß die Indianer die Nachkommen der zehn verlorenen Stämme Israels und auf ewig verdammt seien. Der Mann entsetzte sich, als ich ihm von unsern Universitäten erzählte und etwas wissenschaftliches Licht auf seine Mährchen einspie-

len ließ; nur aus Anstand hielt er seine Verwünschungen über solchen Unglauben zurück. Und dieser Mann war ein Heidenbekehrer. Alle Frucht seines Wirkens bestand darin, daß die Indianerkinder in seine Schule gingen, weil sie dort gutes Essen bekamen; dann kehrten sie in die Hütten ihrer Eltern zurück, und von Christenthum oder anderer Bildung war auch nicht die blasse Spur mehr zu sehen. In der That alles, was die Amerikaner mit den Indianern angestellt haben, hat nur ein reißendes Verderben unter diesen entzündet. Noch jetzt hegt der Hinterwäldler das Gefühl gegen den Wilden, daß er ihn lieber niederschießt, als ihm einen Trunk Wasser reicht, wenn der Arme flehend vor seine Hütte kommt.

Ein vortrefflicher Mann war der Doktor der Anstalt und des Forts: er ließ sich bitter über diesen Menschenverderb aus, und wir mußten seinem Zorne nur zu sehr Recht geben. Seine Frau und eine Tochter des Heidenlehrers, welche noch allein einen besänftigenden Eindruck auf die unbändigen Töchter der Prairie ausübte, waren liebliche Erscheinungen. Die feinen schlanken Gestalten kamen mir vor wie in die Wildniß verbannt, nur Schade, daß sie auch in dieser Einöde die Mißtöne der städtischen Klatschgesellschaft nicht ganz verstummen ließen. Die Familien konnten sich gegenseitig nicht ausstehen, obgleich sie nur ein paar Schritte von einander und mitten unter Indianern wohnten. Wir selbst erfuhren nur die schöne amerikanische Gastfreiheit, Frühstück Mittag- und Abendessen wechselten für uns in den Häusern umher. Empfehlungsbriefe haben in Amerika ihre ganz besondere Kraft, zumal wenn man ein Reisender aus Europa ist. Selbst bis hieher war unser Raumer durch sein Buch über das Land bekannt geworden. Es kamen auch Offiziere vom Fort, und die Gesellschaft amerikanischer Offiziere ist stets eben so belehrend als anregend. Sie genießen auf Westpoint eine gute Bildung, und in Naturwissenschaften haben sie nicht allein durch Bücher, sondern

auch durch selbstständige Erforschung der Gegend sich ihre Ansichten selbst begründet. Sie sind zu solchen Forschungen und zu Vermessungen verpflichtet, und keiner verlebt seine ganze Zeit unmännlich auf Bällen und in träger Garnison.

Das Erwachen in dieser für mich so neuen Umgebung hatte seinen eigenen Reiz. Ich eilte dann sogleich zu den Hütten der Indianer hinauf. Alles lag noch im Schlafe, jede Hütte hatte gewöhnlich zwei Lagerbänke, auf jeder eine vollständige Familie, die Männer an dem einen Ende, die Frauen an dem andern, die Kinder krabbelten in der Mitte. Es war bei ihnen alles ganz unverfälschte Natur, und ich kann nicht sagen, daß diese so durchaus appetitlich ist. Sie sprangen auf und liefen hinaus, wenn irgend etwas sie mahnte, und kamen und legten sich wieder hin zum Schlafe. Es kam mir oft vor wie ein Nest alter und junger Doggen. Erst wenn es schon lange heller Tag war, rollten sich zunächst die alten Frauen an den Feuerplatz, ein Loch in der Mitte der Hütte, und machten Feuer an. Diese Alten sind häßlich über alle Begriffe, sammt und sonders dick und kurz. Wenn sie sich hinlegen, die Kinder zu säugen, ist es nicht mehr zum Aushalten. Die jungen Frauen und Mädchen sind noch schlank und leicht und oft anmuthig in ihren Bewegungen. Ihre Augen, meist hellbraun, flackern und stechen wie das Feuer, sie haben die Klarheit und die Schärfe der Falkenaugen. Es giebt manches liebliche Gesichtchen unter den Indianermädchen, sie haben nur den einen Fehler, daß sie zu ihrer Toilette oft sechs Wochen lang kein Wasser brauchen. Unter den Männern zeigen sich manchmal prächtige Gestalten, die Gesichter aber sind derb und tiefrunzlich. Die Knaben allein bis zum sechszehnten Jahre sind wahrhaft schön zu nennen.

Bei den Hütten sah man Grabhügel und kleine weiße Zelte. Jene waren mit kurzen Pfählen umzogen, ein abgerundeter größerer Pfahl mit rothen Strichen daran bezeichnet den

Verstorbenen. In den kleinen Zelten verweilen die Frauen in strenger Absonderung zur Zeit ihrer Reinigung.

Wenn die Sonne ihren wärmern Glanz um die Hütten warf, kam alles gar bald hervor, sie brauchten sich ja nicht lange anzuziehen. Dann fingen die Buben sogleich zu lärmen an, sie sangen und übten sich im Pfeilschießen. Die Männer kauerten zusammen und rauchten und tranken verstohlen ihren Whisky, für Whisky boten sie mir durch Zeichen Pferd und Weib an, die Frauen spielten mit Würfeln oder eine Art von einfachem Damenbrett, die Mädchen schlichen sich wohl weg zum Fort, mit dessen Soldaten sie im besten Vernehmen standen. Sittliches Gefühl in dieser Beziehung schien ihnen ziemlich fremd, das Menschenkind im Naturzustande kennt wenig von den reinen Gefühlen der Scham und Liebe. Ich selbst kam einmal übel an. Ich war in einer Hütte, in welcher mehrere der ansehnlichsten Wildinnen zusammen waren, die Männer flüsterten ihnen etwas zu und gingen hinaus, auf einmal fielen die Frauen und Mädchen über mich her, rissen mich auf das Lager und erlaubten sich so verfängliche Handgriffe, daß ich mit der Faust mich los und durchschlagen mußte. Sonst sah es sich ganz hübsch ihren Spielen zu. Sie lachten und schäkerten mit einander, und ihre Sprache lautete wie das kurze Pfeifen und Schnattern von Hühnern und Putchen. Auffallend ist der Gang der Indianer: weil sie die langen Decken in weiten Falten um sich schlagen und mit steifem Knie und vollem plattem Fuße abgemessen einherschreiten, so sieht es schwebend und feierlich aus, als wenn Gespenster gingen.

Es herrschte in diesen Tagen eitel Lust und Fröhlichkeit in den Hütten der Winebagos. Es waren die goldenen Tage, wo ihnen die Agenten der Regierung Geld Mehl Fleisch Waffen und Kleidungsstücke aushändigten. Da wurde gezecht geschmaust. gelacht und gejubelt, bis sie Abends vor Müdigkeit umfielen.

An die Zukunft, an die bald kommende Noth dachte aus dem ganzen Schwarme kein Einziger.

Jetzt gab sich die kindliche Natur der Indianer in ihrer ganzen Harmlosigkeit zu erkennen. Den ganzen Tag saß hier und dort ein Häufchen zusammen, die Männer rauchten, die Frauen spielten, jeder hatte etwas zu erzählen. Sie vergnügten einander mit tausend Possen und lachten dabei so herzlich, wie sich nur Kinder freuen können. Mehrmal spielten sie mir den Streich, daß sich einer hinter mich schlich und, wenn ich stille dasaß, mir auf einmal den gräßlichen Kriegsruf „Hugh!", in die Ohren stieß. Blieb ich unbewegt, so wurde er ausgespottet; sprang ich erschrocken auf, so wußten sie sich vor Freude nicht zu lassen und die Buben tanzten wie Affen umher. Die Männer aber bewahrten mühsam Würde und Anstand, bis sie der Branntwein umwarf, dann aber offenbarte sich die wilde Natur in ihrer vollen Niedrigkeit.

Als ich mehr mit ihnen bekannt geworden, ließen sie mich in alle Geräthschaften und Heimlichkeiten ihrer Hütten einsehen. Ein alter Sachem hatte besonders Gefallen an mir gefunden und führte mich bei den vornehmsten Braven seines Stammes ein. Feierlich wechselte ich alle Viertelstunden mit meinen edlen halbnackten Freunden die Pfeife, denn darauf beschränkte sich hauptsächlich unsere Unterhaltung, sie konnten nur wenige Worte Englisch und ich noch weniger Indianisch. Für Gegengeschenke erhielt ich von ihnen allerlei Waffen, Pfeifen und Geräthschaften, und noch öfter habe ich in Deutschland mit Freunden ein paar Züge aus der Winebago-Pfeife geraucht, und zwar ächten Indianertaback, den sie Kinkenik nannten. Diesen Taback machen sie aus der abgeschabten Rinde einer Weidenart, er schmeckt ähnlich wie getrocknete Rosenblätter, und wirkt leicht betäubend. Den schweren rothen Pfeifenstein holen sie von einer Stelle im nordwestlichen Jowa, wo der rothe Speckstein zu Tage steht. Dieser „Pfeifenbrunnen"

ist bei allen Stämmen ein geheiligter Ort, jeder Indianer kann dort in Frieden seine Pfeifen schneiden. Auch von ihrem Feuerwasser mußte ich trinken. Die Händler hatten ihnen aber so viel Wasser hinein gemischt, daß das noch übrige Feuer eben nur diese Natursöhne entzücken und berauschen konnte. Verlangte ich reines Wasser, so fand ich es nach einigen Proben gerathen, nur auf den Rand und nicht auf den Grund der Kürbisschaale zu sehen, in welcher es gereicht wurde, — der Ekel hätte sonst das Trinken unmöglich gemacht. Auch die Kochkunst der Indianerfrauen ist schwer zu loben. Reinigen des Kessels schien ihnen höchst überflüssig, und wenn sie das Fleisch ohne Salz und blos mit Wasser kochten, so dachte keine daran es abzuschäumen. Ich zog daher das Gebratene vor, und davon wußten sie allerdings leckere Stückchen zu bereiten, die sie vorher, in würzige Blätter eingewickelt, etwas abgedämpft hatten.

Die Wahrheit zu sagen, viel besser als Zigeunerwirthschaft schien mir Indianerleben nicht zu sein. In den meisten Dingen stehen Zigeuner noch über Indianern. Der Jäger und Händler lebt mit ihnen, so lange er muß, — freiwillig hält man es höchstens ein paar Tage aus. Was sich Neues und Interessantes bei ihnen findet, lernt man in kürzester Zeit zur Genüge kennen.

Als wir zurückfuhren, hielten wir noch bei mancher Indianerhütte und bei manchem wilden Jäger an, der auf seinem kleinen Pferde, die lange Flinte vor sich und in die weiße Decke gehüllt, aus den Büschen hervorkam, einem Beduinen nicht unähnlich. Diese Wilden gehören so sehr in diese Natur, daß sie die Einsamkeit kaum unterbrechen. Sie sind bald wieder verschwunden darin wie Insekten auf weiter Wiesenflur. Einsamkeit folgt auf Einsamkeit, und wenn die Nacht hereinbricht, so scheinen Stille und Schweigen wie verdichtet. Man fürchtet es würde nie wieder Tag auf diesen Prairien, so starr und einsam ist

die Nacht und das Schweigen. Vorher aber, ehe das Dunkel plötzlich niedersank, floß und wallte über die ganze grüne Prairie ein Goldschimmer soweit man sehen konnte. Es war wie Abends auf dem Meere, wenn die Sonne unterging und mit ihren letzten Strahlen ein Goldnetz zog über die unermeßliche Fläche.

Wir hatten einen andern Weg genommen, als der uns hierher führte, und auf einmal fanden wir uns in stürmischer Regennacht verloren auf der öden Prairie. Es wurde so dunkel, daß wir den schmalen Wegstreifen, der uns zu einer Blockhütte führen sollte, nicht mehr sahen. Plötzlich schoß Pferd und Wagen einen Abhang hinunter und wir lagen im Sumpfe. Mit unsäglicher Mühe richteten wir den Wagen wieder auf, und nun ging einer nach dem andern aus, eine Bahn zu suchen. Das hohe nasse Gras schlug uns ins Gesicht, der Regen strömte, und während der eine das Pferd hielt, watete der andere umher, und wir riefen uns von Zeit zu Zeit an, um uns nicht ganz zu verlieren. Es war eine üble Lage, Mitternacht und viele Meilen weit kein Mensch wohnhaft. Das Pferd wurde unruhig, überschlug sich und stürzte, wir mußten, um es wieder aufzubringen, das Riemenzeug zerschneiden und banden es dann nothdürftig mit Schnupftüchern und Stricken wieder zusammen. Endlich brachten wir den Wagen wieder auf die Höhe hinauf und fuhren eine Strecke zurück, um etwas Gehölz für die Nacht zu suchen. Es wurde nach und nach wieder helle und wir entdeckten eine Wagenspur, die wir einhielten. Sie brachte uns am Morgen wirklich zu einem Hinterwäldler, der uns mit wahrer Güte erquickte. Es that uns Noth, denn wir waren bis zur Ohnmacht erschöpft. Ich bereitete mir ein Schwitzbad, mein Gefährte verlachte diese Vorsicht, aber nach drei Tagen weiteren Reisens stellte sich bei ihm das Fieber ein und bald lag er todeskrank. Der Farmer hatte uns vorher gesagt,

daß unsere Sumpffahrt uns wohl ein Fieber kosten würde. Ich blieb verschont, mein armer Reisegefährte litt wahrscheinlich noch lange daran, während ich mich schon wieder der kerngesunden Luft Deutschlands erfreute.

Auf den Gränzen der Ansiedlungen hatte auch eine deutsche Kommunistengesellschaft Land in Anbau genommen und Häuser Werkschuppen und eine Sägemühle errichtet. Trotz aller Mühe und Arbeit wollte die Sache aber nicht recht vorwärts gehen, jeden Sonntag wurden die entschiedensten Vorsätze gefaßt, einig und brüderlich zu sein, und die sechs folgenden Tage verfocht jedes Mitglied mit desto größerem Eifer seine ganz besondere Meinung. Dennoch behielten die Männer ihre Entschlossenheit und ihren düstern Ernst, sie glaubten an ihr Prinzip und sie wollten es durchsetzen, koste es was es wolle. Es beherrschte sie wie ein starrer mathematischer Lehrsatz. Mit männlicher Geduld ertrugen sie lange Zeit die härtesten Mühsale und Entbehrungen, vergraben in diese Einöde, und wenn auch der Zorn in ihnen kochte, glichen sie doch im Glauben an ihr Prinzip die Streitigkeiten wieder aus. Allein es gab auch zwei Frauen in dieser Ansiedlung, und über eine Rauferei zwischen diesen beiden Frauen, welche um ein paar Hühnereier entstand, ist zuletzt die ganze Gemeinschaft auseinander gegangen.

In Amerika habe ich mehrere solcher Ansiedlungen besucht, welche auf dem Fuße gemeinsamer Arbeit, gemeinsamen Besitzes und Genusses eingerichtet waren. Viele freudig begeisterte Apostel dieses Prinzips gab es, den meisten aber stand immer ein düsterer Trotz auf dem Gesichte. Sie kämpften mit der Gesellschaft, sie kämpften mit sich selbst. Alle diese Vereine, welche in Amerika das freieste Feld zur praktischen Bethätigung ihrer Lehren hatten, scheiterten und machten eigentlich so wenig Aufsehen, wie eine Seiltänzerbude in einer großen Handelsstadt. Dort unter den Indianern verschwindet

mit diesen selbst der harmlose Kommunismus der Naturkinder: hier, wo sich in den Erfolgen der Arbeits- und Gütergemeinschaft die höchste Blüthe der Civilisation entfalten sollte, kann der rationelle Kommunismus nimmer aufkommen. Steckt nicht in der Menschennatur etwas, was sich ihm ewig widersetzt? Der individuelle Werth läßt sich weder ausmünzen noch abwägen, und das Gefühl desselben empört sich unaufhörlich gegen die blinde Unterwerfung unter das Wollen und Können der Anderen. Kleine Gesellschaften, welche durch die Wärme der Familienliebe und Freundschaft oder durch die Kraft eines besonderen religiösen Bandes verkettet sind, können den Kommunismus wahr machen, — im Ganzen und Großen zeigt sich der Erfolg seines Prinzips nur in den Fortschritten, welche die menschliche Gesellschaft macht, um nach und nach die Unterdrückung der Einzelnen durch möglichste Sicherung humaner Freiheit zu hemmen und um Unwissenheit Unglück und Verbrechen durch öffentliche Institutionen zu vermindern.

VII.

Natur und Schicksal der Indianer in Nordamerika.

Es heißt oft, die Gegenwart sei eine Zeit der aufstrebenden Nationalitäten, man könnte mit demselben Rechte sagen, der absterbenden. Wohin wir blicken, sehen wir allerdings die Völker ihre Kräfte zusammennehmen, eine freie nationale Bewegung zu gewinnen. Niemals war das Nationalgefühl so allgemein thätig und fruchtbar, niemals so bewußt in den Lebensäußerungen der Völker, auch die alten nationalen Sagen und Lieder kommen wieder zu Ehren. Das gilt von den kleinen wie von den großen Nationalitäten. Allein mitten in diesem Völkerconcert hört man mancher Stimme an, daß sie bald verstummen muß; sie wird schwächer und schwächer, und die Zeit läßt sich bereits berechnen, wo auch ihr letzter ängstlicher Ton erstickt ist. Gerade der Druck, den die großen Nationalitäten jetzt auf die kleinen ausüben, treibt die letztern an, noch einmal ihr ganzes Vermögen anzustrengen, um sich vor dem Untergang zu retten. Es ist aber nur ihr letzter Anlauf, die großen Nationalitäten gewinnen und dehnen sich aus, die kleinen werden unabwendbar zersetzt und aufgerieben. Dieselbe Strömung der Zeit, welche schon so viel Individuelles in den Ständen Provinzialrechten und häuslichen Sitten ausgelöscht hat, zerstört auch das Nationelle in den kleinen und

schwachen Völkern. Nach dem mittelalterlichen Staatsprincip konnte ein und dasselbe Reich die verschiedensten Volks- und Staatsbildungen in möglichster Freiheit und Mannigfaltigkeit umfassen: die Geschichte der neueren Zeit hingegen arbeitet daran, einige wenige mächtige Völker als große Kulturmassen, als in sich gleichartige Staatsganze hervorzuheben. Das Verkümmern und Verschwinden der kleinen Nationalitäten geht deshalb in Europa von selbst vor sich, es bedarf nicht mehr wie früher dazu der Kriege und Gewaltthaten.

Noch viel tragischer ist das Loos der Ureinwohner in Amerika. Ganze Rassen sind dort im raschen Absterben begriffen. Sie weichen zurück weiter und weiter in das entlegene Innere der Länder, die Wilden flüchten vor der herandrängenden Civilisation, wie das Wild flüchtet, wenn es die Axt des Ansiedlers hört. Dort im tiefen Innern des Landes gehen sie unter, lautlos, spurlos. Die Nationalitäten, welche in Europa in eine größere aufgehen müssen, verleiben dieser auch einen Theil ihrer Geschichte, ihres Charakters, ihrer Sitten und Gewohnheiten ein: von den Indianern wird, das spanische Amerika ausgenommen, nichts übrig bleiben, als einige ihrer Geräthschaften in ethnographischen Sammlungen und die Abbildungen und Berichte in den Büchern.

Ein größerer Unterschied zwischen beiderlei Volksarten besteht in den Ursachen ihres Untergangs. Nationalitäten wie die wallisische und schottische in England, die provenzalische und bretonische in Frankreich, die romanische in der Schweiz, die wallonische in Belgien, haben Jahrhunderte lang ihre Eigenthümlichkeit frisch und kräftig bewahrt in und neben den größern Völkern. Was sie an Land und Leuten einbüßten, mußte ihnen durch Waffengewalt abgerungen werden. Wo sie heutzutage verkümmern, geschieht es auch keineswegs blos deshalb, weil sie an geistiger und bürgerlicher Tüchtigkeit hinter ihren

jetzigen Besiegern zurückständen; man wird z. B. die Finnen, Polen, Kleinrussen und Tartaren gewiß nicht für minder befähigt halten als die Großrussen. Es ist der weitgreifendere Wellenschlag der Geschichte, der jetzt durch die Völker läuft, diesem können sie nicht mehr widerstehen. Anders verhält es sich mit den Indianern. Diese verkümmern und nehmen ab im selben Augenblick, als sie des weißen Mannes Büchse knallen hören. Es ist, als ob bei bloßer Berührung mit den Weißen ihre Lebenskraft vertrocknete, als ob der Athem des weißen Mannes ihnen die Luft benähme. Hier kann die Ursache nur die eigene Inferiorität der Indianer sein.

Welcherlei Art diese Inferiorität ist, und welche Wirkungen sie hervorbringt, erhellt leicht, sobald man Wesen und Treiben, Natur und Charakter dieser Völkerschaften näher betrachtet. Es genügt nur eine davon ins Auge zu fassen. Ihre Zustände wie ihre Schicksale sind sich in ganz Nord- und Südamerika ungemein ähnlich.

Zu den kräftigsten wilden Stämmen gehören die Indianer im Gebiet der Vereinigten Staaten. In den vordern Unionsgebieten stößt man nur noch sehr selten auf ein Häuflein Indianer, welches mitten unter den Weißen sitzen geblieben ist, etwas von ihrer Kultur angenommen hat, unter deren Wucht aber verkümmert. Gleich wie ihre Hütten halb aus Lehm und Brettern, halb aus Baumrinde Matten und Thierfellen bestehen, so ist auch ihre Bildung ein ärmliches Flickwerk aus mühsam angelernten Sitten und Einrichtungen der Weißen und aus wildem ungezähmtem Natursinn. Sie verzehren sich in dumpfem Sehnen nach Freiheit, und nach wenigen Jahrzehnten wird auch der letzte verschwunden sein. Selbst im Westen der Vereinigten Staaten muß man erst viele Tage lang den Missouri oder obern Mississippi hinauf fahren, um in die Nähe der freien Indianer zu gelangen. Noch erinnern überall diese wild fluthenden Riesenströme und ihre Uferlandschaften

an die Wilden. Erst vor einem Menschenalter wurden ihnen diese weiten Strecken abgekauft. Noch liegt der Schimmer und die Frische der jungen Natur über der Gegend ausgebreitet. Doch wie selten zeigt sich das Dach eines Wigwam am hohen Uferrande oder sieht man dort in der Abenddämmerung einen Indianer stehen, der stumm in seine Decke gehüllt auf das fluthende Gewässer und das vorüberbrausende Dampfschiff hinstarrt. Einzelne armselige Familien sind zurückgeblieben, die Stämme, zu denen sie gehörten, sind schon tiefer im Westen, weit weg von den Ufern der großen Ströme.

Auf dem Wege zu diesen Stämmen nimmt der Reisende die ersten Nachtlager in den Blockhütten der Hinterwäldler und Jäger, die oft stundenweit von einander wohnen. Ihre schweigsame Natur bereitet vor auf die Einöde, wo alle Kultur schweigt. Halbindianer, ebenso häßliche als verachtete Menschen, durchtriebene Händler, welche den Indianern Branntwein, Fuhrleute welche den Forts Lebensmittel zuführen, hin und wieder kleine Jagdzüge von Offizieren aus den Forts, oder einzelne streifende Jäger, — das sind die Figuren, welche die weiten Prairien des Gränzgebietes sparsam beleben. Hinter dem Gränzgebiete, namentlich an Flußübergängen und längs den großen Handelsstraßen nach Kalifornien und Mexiko hat die Regierung an einzelnen Punkten kleine Forts errichtet, große feste Blockhäuser mit einer Umzäunung von hohen Palissaden, in welchen ein paar Schwadronen Dragoner in Garnison liegen, um die Indianer im Zaume zu halten. In diesen Forts wohnen die Intendanten, — Regierungsbeamte welche den Handel mit den Indianern leiten und überwachen, und ihnen zu bestimmten Zeiten im Jahre die Gelder Lebensmittel Waffen und Kleidungsstücke verabreichen, welche vertragsmäßig für die abgetretenen Landstriche bezahlt werden. In der Nähe des Forts befindet sich gewöhnlich eine Station

für Missionäre, welche von der Regierung oder von Privatgesellschaften besoldet werden, um die Indianer zum Christenthum zu bekehren. In der Regel ist die Wirksamkeit dieser Missionäre wenig segensreich. Einige Kinder kommen bis zum sechszehnten Jahre nach Laune in die Missionsschule, weil man ihnen darin zu essen giebt. Später gehen sie wieder auf im wilden umherziehenden Leben ihres Volkes, einige verworrene Ideen vom Christenthum sind die ganze Frucht der Thätigkeit amerikanischer Missionäre. Selbst diesen wird es zu schwer, sich von dem eingewurzelten Hasse gegen das Indianervolk loszumachen. Die französischen Jesuiten allein und die deutschen Herrnhuter haben es verstanden, die wilden Kinder der Prairien und Urwälder durch mildes und kluges Eingehen auf ihre Denkweise zu bekehren. Ihnen gelang es, dazu den wichtigsten und schwierigsten Schritt zu thun, indem sie die Indianer an einen festen Wohnsitz und an Ackerbau gewöhnten. Auf die deutschen Herrnhuter vorzüglich läßt sich, überall wo sie unter wilden Völkern gewirkt haben, das schöne biblische Wort anwenden: ihr Leben war Wohlthun.

Sieht man sich nun näher unter den Indianern um, in ihren Hütten, in ihren Rathsversammlungen, beobachtet man sie bei Jagden Schmausen und religiösen Festlichkeiten, so ist man sehr bald über ihr ganzes Leben und Treiben im Klaren. Es ist alles bei ihnen einfacher unverfälschter Naturzustand, und dieser ist weder appetitlich, noch ist viel darüber zu sagen. Die Indianer thun nur das Nothwendigste, was die Leibesbedürfnisse verlangen, und auch das nur auf die roheste und ärmlichste Weise, — alle übrige Zeit spielen sie oder träumen sie. Ihre Hütten sind leicht hergerichtet aus Stangen und Zweigen, bedeckt mit Rasen Baumrinden Fellen und Matten. Die Kleidung bereiten sie sich aus Wildhäuten oder erhalten. sie von der Regierung, oder tauschen sie ebenso wie Flinten Pulver und Blei von den Händlern ein. Etwas

Mais ist das einzige, was die Familie durch Handarbeit der Erde abgewinnt, für die übrigen Lebensmittel ist sie auf den zufälligen Ertrag der Jagd, auf wilde Wurzeln und Waldfrüchte, auf alles kleine eßbare Gethier angewiesen. Der Hunger ist daher ein regelmäßiger Gast in den Indianerhütten. Des Winters ziehen sie möglichst tief in die Waldungen, welche ihnen etwas Schutz vor den Stürmen gewähren: dann leiden sie oft bittere Noth vor Hunger und Kälte und kommen dutzendweise um. Die Phantasie der Weißen, welche mitten unter dem Reichthum und Zwang des civilisirten Lebens Sehnsucht nach freier Wildniß empfinden, hat das Indianerleben ausgeschmückt; in der Nähe betrachtet, behält es kaum noch einen Reiz für halbverwilderte Kanada-Franzosen.

Die nordamerikanischen Indianer stehen unter den wilden Völkern verhältnißmäßig auf keiner niedrigen Stufe: ihr geselliges Treiben, ihr bürgerlicher Verband aber, ihre Intelligenz und Sprache, ihre Religion und Sittlichkeit tragen im Wesentlichen dieselben charakteristischen Merkmale an sich, welche den Ethnographen bestimmen, darin nur den Anfang der Kulturgeschichte, nur die ersten Keime der menschlichen Entwicklung zu erblicken.

Man wird in vielen Beziehungen die Indianer richtig auffassen, wenn man sie als große Kinder ansieht. Stoßen sie mit Weißen zusammen, so werden sie innerlich bange, sie sind mißtrauisch und achten auf Alles, weil sie Schaden an Leib und Gut fürchten, — sie nehmen sich zusammen, um anständig und würdig zu erscheinen, und sind behutsam in Reden und Handlungen, weil sie sich fürchten, ausgelacht zu werden. Und doch sind sie äußerst lobbegierig. Mit Loben und Rühmen kann man sie fangen wie die Fische mit dem Köder. Sind sie aber unter sich allein, in den tiefen Wäldern oder auf den fernen Prairien, wo sie an den weißen

Mann und seine wunderbaren Waffen und Geräthschaften nicht mehr denken, so geben sie sich offen heiter und fröhlich, und wo einer etwas Gutes hat, bewirthet er seine Freunde und Nachbarn damit. Geiz und Selbstsucht sind ihnen unbekannt. Verbreitet sich in einer Dorfschaft die Nachricht, daß einer große Jagdbeute gemacht, so kommen sie aus allen Hütten heran, um am Schmause Theil zu nehmen, das versteht sich ganz von selbst. Dann sitzen und rauchen, spielen und plaudern sie den ganzen Tag zusammen und machen sich gegenseitig Spaß und Vergnügen durch allerlei Erzählungen.

Ihre gesellschaftlichen Einrichtungen sind höchst einfach. Von Familie Staat und Recht haben sie möglichst wenig, nur eben so viel als das Naturbedürfniß, die Noth, die zufällige Gewöhnung an einander hervorrufen. Das Anarchische ist der Grundcharakter ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse. Ihre Staatsverfassung würde so ziemlich wieder entstehen bei einer Schaar unserer Knaben, welche einen Tag lang in freier Natur sich selbst überlassen wären. Ihr Gesetzbuch ist noch kürzer als die zehn Gebote und wird weder aufgeschrieben noch auswendig gelernt.

Die Ehe wird ohne alle Feierlichkeit blos dadurch eingegangen, daß der junge Indianer in die Hütte der Eltern oder Brüder des Mädchens, oder dieses in die Hütte der Verwandten ihres Bewerbers aufgenommen wird, nach einigen Monaten oder Jahren baut der Mann sich seine eigene Hütte. Von wärmerer Zuneigung unter den Eheleuten ist nur eine leise Spur vorhanden, selbst das himmlische Glück der Liebe berührt nur selten und flüchtig die Herzen dieser Naturkinder. Die Frau ist die Sklavin des Mannes, das ist die Norm der Ehe. Gegen Mißhandlungen findet sie zweifelhaften Schutz bei ihren Verwandten. Gefällt die Frau dem Manne nicht mehr, so heißt er sie zu ihren Verwandten gehen, oder er nimmt sich eine andere hinzu, wenn er zwei ernähren kann.

Jedoch beides ist selten, Gewöhnung und natürliche Gutmüthigkeit hält die Ehen zusammen. Selten erlaubt sich der Mann Schläge und Scheltworte gegen sein Weib. Lärmt sie ihm zu sehr in der Hütte, so geht er zu einem Freunde und macht seinen Spaß über das närrische Weib. Die Regel ist jedoch, daß sie es ihm in seiner Hütte behaglich zu machen strebt. Daß sie allein Gepäck und Kinder schleppen muß, oft mühselig auf weiten Wanderungen, daß sie die Hütte abbrechen und wieder aufschlagen muß, ferner Reisig hacken, das erlegte Wild holen, kochen, Matten flechten, Leder gerben, Moccassins und Jagdhemden machen muß, — das ist einmal hergebracht. Der Frau kommt alles zu, was sich auf die Arbeiten zum häuslichen Leben bezieht, — der Mann hat die Familie zu schützen, ihr durch die Jagd, welche ja auch für ihn eine Arbeit und oft mühselig genug ist, Nahrung zu schaffen, der Rathsversammlung zu pflegen. Daher überläßt der Mann seiner Frau auch die Herrschaft in der Hütte. In dieser hält sie allein Ordnung, sie weiset den Fremden ebenso gut wie den Brüdern und Verwandten den Platz an, der Mann mischt sich niemals darein. Man kann in dieser Scheidung des häuslichen und öffentlichen Gebietes, und in der Herrschaft, welche in dem ersteren der Frau eingeräumt wird, einen sittlichen Zug, eine Achtung vor dem natürlichen Rechte des Weibes nicht verkennen: dieser Gedanke ist aber auf der untersten Stufe seiner Entwicklung geblieben. Welch ein Abstand von den alten Germanen, welche nach Tacitus' Worten in der Frau etwas Ahnungsvolles und Heiliges verehrten.

Lebhaft ist dagegen das Bewußtsein der gemeinsamen Abstammung; das Gedächtniß der Vorfahren und das Abzeichen des Stammes oder der Familie wird in Ehren gehalten, und Eltern, Kinder und Verwandte fühlen die Pflicht, im Nothfall für einander zu sorgen. Und dies geschieht häufig auf eine rührend kindliche Weise. Der Mann erträgt wohl ein-

mal Tage lang die Hungerqual, damit die Alten und die Kinder seiner Hütte zu essen behalten.

Eine Art von Obrigkeit besteht nur durch das Ansehen der Weisen und Tapfern. Vor den Bewährten hat jeder große Achtung. Gehen die Männer auf den Kriegspfad, so ist der Beste der Anführer oder Häuptling. Die große Achtung und Bescheidenheit, mit welcher die jüngeren Männer zu den Alten aufsehen, in deren Häuptern sich so viele Kenntnisse und Listen für Jagd Krieg und Rathsversammlung, so viele Erfahrungen von der Wirksamkeit der Manitus sammeln, — dieser Respekt erinnert ganz an die Art und Weise, mit welcher die Knaben bei uns einen Erwachsenen betrachten. Wie diese nichts mehr fürchten, als sich in Gegenwart von Erwachsenen lächerlich zu machen, so schließt diese Furcht auch dem jungen Indianer den Mund, wenn er in der Gesellschaft von erfahrenen Männern ist. Immerhin aber bleibt diese Achtung vor dem Alter ein Charakterzug, von dessen sittlicher Schönheit die jetzigen Amerikaner in ihrem rohen Jugendstolze nicht einmal eine Ahnung haben.

Die Entscheidung jedoch beruht immer in der freien Rathsversammlung. Wer sich dem Willen oder der Meinung der Andern nicht fügen will, zieht unbelästigt von dannen und schlägt anderswo seine Hütte auf. Der Hunger, die Furcht vor Feindesüberfall, und vor allem die niemals ruhende Begierde, sich auszuzeichnen und Lob einzuernten, führt ihn häufig zu seinen Stammesgenossen zurück. Stirbt ein berühmter Häuptling, so nimmt man seinen Nachfolger gern aus den Sprößlingen seiner Mutter oder Schwester, gleichsam als wenn die Anlage zu Kraft und Weisheit nur durch die Weiber forterbte; freilich ist auch bei dem Leichtsinn der Indianerinnen die Vaterschaft unsicher.

Nach festem Recht und Gericht haben die Indianer kein Verlangen, sie bedürfen es nicht. Das Recht kann sich bei

ihnen nicht entwickeln, weil Sondereigenthum an Grund und Boden dafür keinen Anhalt giebt. Am beweglichen Vermögen ist Eigenthum anerkannt, es wird, außer durch Jagd und Krieg, durch Handel Tausch und Familienerbschaft erworben. Sklaven kennen sie nicht, der Kriegsgefangene wird getödtet oder in den Stamm als ein Familienglied aufgenommen. Raub und Beleidigungen rächt jeder selbst, er ist eben sein eigener Richter so lange, bis er den Unwillen, den Widerstand, die Rache der übrigen hervorruft.

Ueberaus scharfsinnig und schlau benehmen sich die Indianer auf der Jagd, im Ueberfall des Feindes, in der Rathsversammlung. Da sind sie reich an Listen, welche sie mit unglaublicher Zähigkeit und Verstellungskunst ausführen. Die Kunst, zum Beispiel, zu telegraphiren, verstehen sie vortrefflich. Im Kriege und auf der Jagd geben sie sich auf weite Entfernungen hin untrügliche Zeichen durch die verschiedene Art, wie sie Feuer und Rauch machen und farbige Decken gegen die Sonne stellen. Ihre sonstigen Geschäfte besorgen sie mit großer Trägheit und Sorglosigkeit. In der Verfertigung von Schmucksachen und Geräthen bleiben sie den überlieferten Handgriffen treu, und zeigen einen gewissen rohen Geschmack darin, der sich an bunten Figuren und Farben ergötzt. Aus farbigen Lederstreifen, bunten Steinchen, hellen Thierzähnen, Federn und Haarbüscheln wissen sie allerlei Verzierungen an Waffen und Kleidungsstücken anzubringen.

Auffallend ist ihr Unvermögen, Ideen zu verbinden und Schlüsse zu ziehen. Ihr geistiger Blick hat immer nur die gerade Richtung bald auf das eine, bald auf das andere, daran bleibt er kleben und erhebt sich nicht zum Ueberschauen des Ganzen. Auch fällt es ihnen sehr schwer an die Zukunft zu denken und dafür Plane und Anstalten zu machen, wohl aber haftet ihr Gedächtniß und ihr Denken mit Zähigkeit an vergangenen Ereignissen. Die Zukunft ist für sie inhaltslos, weil

ihr Geist nichts hinein zu legen vermag. Die Indianer sind, noch viel mehr als unsere ungebildetsten Bauern, schwer von Begriff, und ihre vielbewunderte Schweigsamkeit und Selbstbeherrschung möchte, wie vielleicht auch bei vielen ihrer Landesnachfolger, den jetzigen Amerikanern, hauptsächlich in der Trockenheit ihres Geistes den Grund haben. Wenn der Hunger des Winters sich festsetzt in den Indianerhütten, dann werden schon die Kinder bedeutet, schweigend zu hungern. So werden die Wilden schon von Jugend auf gewöhnt, Leiden und Qualen schweigend zu ertragen, bis sie lautlos verenden wie der verwundete Hirsch im Dickicht. Wenn der Indianer Hunger hat oder wenn ihn sonst etwas quält, so greift er zur Pfeife. Ihre narkotische Wirkung unterbricht den Gedankengang seines Geistes wie den Stoffwechsel seines Körpers. Das ist es was er will, vergessen. Weil sein Geist ihn nicht höher trägt, weil er über Ursache und Wirkung nicht nachdenkt, noch weniger beides begreift, so ist sein Fatalismus natürlich. Der Knabe weicht dem Schlage aus, den er kommen sieht, ist er aber getroffen oder überfällt ihn sonst ein Weh, dessen letzte Ursache er nicht begreift, so weiß er nichts anderes zu thun als still zu leiden: die Natur unterwirft ihn dem Leiden, nicht thut es sein Heldenmuth. Mittel ein Unglück abzuwenden oder gar Vorbeugungsmittel auszudenken, würde dem Indianer gar zu schweres Kopfbrechen machen, es würde doch nichts anderes als Kindisches dabei herauskommen: deshalb denkt er lieber gar nichts, wickelt sich in seine Decke und wartet das Ende ab. Als die Indianer zum erstenmal von Blattern befallen wurden, — auch dies Unglück brachten ihnen die Weißen, — da lagen sie entweder ganz still und lautlos und starben wie die Fliegen weg, oder gequält von dem inneren Brande liefen sie wie besessen umher und stürzten sich in die Flüsse, um Kühlung zu suchen. Das Unglück fiel über sie her wie ein Ungeheuer, unter dessen

Griffen sofort jede Regung ihres geistigen Selbst zerfleischt wurde.

Der Mangel an Fassungsgabe für anderes als für das Allernächste zeigt sich auch in einer andern Eigenthümlichkeit. Kein Indianer ist für ein Gemeingefühl, für eine Idee zu begeistern. Nur was ihn selbst trifft, regt ihn zur Thätigkeit auf. Aus Stolz Ehrtrieb Rache duldet und unternimmt er das Aeußerste mit großer Ausdauer, alles andere berührt ihn kaum, er hat kein Verständniß dafür.

Die Natur des geistigen Vermögens der Indianer spiegelt sich am deutlichsten in ihrer Sprache, denn die Sprache ist bekanntlich der geistige Mensch. Wenn Indianer mit einander sprechen, hört es sich artig an, es ist eine lebendige Mosaik von ganz einfachen Naturlauten, oft wie Vögelgezwitscher Pfeifen und Gurgeln, und dann wieder wie Tosen Aechzen Rollen. Aber in dieser Sprache ist kein Denken, oder es giebt sich nur sehr matt darin zu erkennen. Es fehlen zum größten Theil die allgemeinen Begriffe. Der Indianer sagt von seinem Nachbar: er ißt, er trinkt, er schläft, er jagt, aber niemals redet er von dessen bloßem Leben und Dasein; er hat kein Wort für das einfache Existiren, weil keinen Begriff dafür. Jede der zahlreichen Eichenarten kennt und benamt er ganz genau, jedoch fehlt ihm das Wort, welches den Gattungsbegriff Eiche ausdrückt; er ist noch nicht so weit gekommen, das charakteristisch Gemeinsame all der Eichenarten aufzufassen. Der indianische Wort- und Satzbau selbst ist ohne das logische Element. Für die einfachsten Dinge braucht der Wilde eine Menge zusammengesetzter Worte, und darin sind Sylben und Worte entweder rein äußerlich an einander gehängt, oder so, daß in das erste Wort die übrigen gleichsam eingeschachtelt werden: die Worte sind nicht aus einander hervorgewachsen, sondern zusammengeleimt. Die Rede selbst besteht ebenso aus lauter einzelnen abgerissenen Sätzen hinter

einander, der Gedanke, welcher dem Ganzen Sinn und Leben giebt, schimmert nur undeutlich durch. Der Dakotah-Indianer sagt zu seinem Feinde nicht: weil du mein großes Volk beschimpft hast, deshalb mußt du sterben, — sondern: groß ist der Dakotah, ich tödte dich.

Mit dieser Natur der Indianersprache hängt auch zusammen, daß sie sehr individualisirend, überaus bildlich, naiv poetisch ist. Für Handwaschen hat sie z. B. ein ganz anderes Wort als für Gesichtwaschen, — ein Strom, dessen Ufer eingestürzt sind, heißt Acahela, wörtlich Wasser-Fresser-Land; — die schönste Stelle am Champlain-See, wo die Wogen an Felsen branden, führt den Namen Ticondaroga, wörtlich Wasser-Stein-Schlagen. Nach tieferen Gründen solcher Eigenschaften der Indianersprache braucht man nicht lange zu suchen, wir sind in dieser Beziehung fortwährend von einer Menge kleiner Indianer umgeben. Die Kinder bis zum siebenten Jahre denken gerade so, bilden ihre Worte und Sätze gerade so wie die Indianer, und man kann sich leicht das Vergnügen machen, zu hören wie flink und lustig die Kinderzunge indianische Worte nachspricht, z. B. die Namen der sechs Nationen in New-York-Staat: Oneida, Onondaga, Cayuga, Seneca, Wyandot, Tuscarora.

Noch ein tieferer Blick in die Indianernatur hinein erschließt sich bei Beobachtung ihres religiösen Gebahrens. Des Indianers Charakter ist von einer ernsten Religiosität ganz erfüllt, sie beherrscht vollständig sein Denken und Thun. Es ist jedoch eine eigene Art von Religiosität.

Der Wilde glaubt sich überall von unsichtbaren Geistern umgeben, von Dämonen oder Manitus, in deren Gewalt zu kommen er sich fürchtet. In jedem Dinge, jedem Ereigniß, das ihn betroffen macht, steckt für ihn ein geheimnißvoller Geist: so im Bär oder Büffel der seinem guten Schuß entgeht, im wildrauschenden Strom oder Gewitter, im heran-

rasselnden Dampfschiff, im Ticktack der Uhr. Wie alle Völker niederer Bildung, glaubt er fest an Träume, an Ahnungen, und hat tausend gute oder böse Vorbedeutungen. Nicht das kleinste Werk unternimmt er, ohne vorher die Manitus durch Opfer Beschwörungen und allerlei Teufeleien zu sühnen und sich geneigt zu machen. Kein Bursche geht auf seinen ersten Kriegspfad aus, ohne durch Nachtwachen Fasten und Beschwörungen an einsamen Orten sich seinen Schutzgeist, gleichsam seinen Leibmanitu einzufangen, den er wie durch plötzliche Eingebung auf einmal in einem bunten Steinchen, in einem Ast oder Wurzelfigürchen zu entdecken glaubt. Der heilige Sack, welcher bei den religiösen Tänzen der Indianer eine große Rolle spielt, und bei dessen Berührung sie häufig in Zuckungen fallen, enthält nichts als eine Sammlung von allerlei Knöchelchen Muscheln und Holzfigürchen, an welche die Manitus gefesselt sind. Der Priester bei den Indianern, welcher fortwährend mit den Manitus umgeht und die Kraft seiner Beschwörungen am besten abzuschätzen weiß, kann nicht anders als ein Gaukler werden, der immer mit wunderbaren Zeichen und Beschwörungen zu erscheinen hat, um sich und die andern zu betrügen.

Die Religion der Indianer ist also keine Ehrfurcht vor dem hehren allgewaltigen Weltgeiste, keine kindliche Liebe zu Gott, sie ist Furcht, tiefe düstere Furcht vor den unheimlichen Gewalten. Alles in der Natur kann dem Indianer plötzlich verdächtig scheinen, dann schreckt er in sich zurück und verhält sich still und stumm, und zittert insgeheim wie ein armes Schlachtopfer. Zum Begriff von Gott kann er sich gar nicht erheben, der „große Geist" ist ihm alles Unbekannte und Geheimnißvolle, das er nicht näher zu bezeichnen weiß. Aus seinen unzähligen Manitus von stärkerer oder geringerer Macht errichtet er in seiner Phantasie eine Geisterpyramide, aber auf seinen Sinnen liegt es wie eine drückende Nebeldecke, so daß

er die Blicke nicht bis zur Höhe der Pyramide erheben kann. Sieht er eine Leiche, so ist ihm unklar, ob die Seele noch darin weilt, oder schon weit weg ist. Er setzt bei der Leiche Speisen und Getränke nieder, und fabelt dabei vielerlei über den Geisterpfad, den die Seelen der Abgestorbenen wandeln, ohne über das geheimnißvolle Land, das sie am Ende ihres Pfades aufnimmt, irgend mehr als eine unklare dämmerige Vorstellung zu haben.

Schon viele Reisende, welche lange im Stillen das Treiben der Indianer, ihren Gedankengang, ihre Sitten und Gebräuche beobachteten, überkam es plötzlich wie eine dunkle Erinnerung an ein untergegangenes Kulturvolk. Es blitzten Streiflichter auf, welche eine versunkene geistige Welt erhellten, um gleich wieder zu verschwinden. Möglich ist es, daß diese Indianer nur verwildert sind, nur verkommene Trümmer eines einst höher gebildeten Volkes. Daß ein solches vor ihnen in Nordamerika da war, ist unbestreitbar, — daß Völker unter der Einwirkung des Klimas, im einförmigen Prairie- und Urwaldleben, abgeschnitten von den Kultursitzen, verwildern können, ist wenigstens nicht unmöglich. Dunkle Traditionen der Indianer, daß sie einst ein einiges großes und glückliches Volk gewesen, und dem gegenüber der eigenthümliche unaufhaltsame Zersetzungsprozeß in zahllose Völkerschaften und Sprachen, ferner mancherlei einzelne Reste in ihrer Sprache Sitte und Religion, welche auf Völker höherer Bildung zurückweisen, — dergleichen Stützen lassen sich jener Ansicht zuführen, daß die jetzigen Indianer blos verwildert seien. Es bleibt aber nur eine Ansicht, feste Anhaltspunkte dafür hat noch keine Forschung aufgefunden. Die Geologie hat in unsern Tagen die Blicke eröffnet in unermeßliche Urzeiten, vielleicht wird auch die rasch fortschreitende Völker- und Sprachenkunde, namentlich die vergleichende Sprachwissenschaft, uns noch Urvor-

gänge in der Weltgeschichte enthüllen, welche jetzt noch dunkle Nacht bedeckt.

In Romanen und ältern Reisebeschreibungen ist viel von den körperlichen und sittlichen Vorzügen der Indianer die Rede. Heutzutage wenigstens läßt sich nicht viel davon rühmen. Urbilder der Kraft und Schönheit sind gewiß zehnmal eher unter den gebildeten, als unter den wilden Völkern zu finden. Die Natur hat die Indianer mit keinen Vorzügen beschenkt, die sie vor andern Sterblichen voraus hätten, wohl aber zerstören Entbehrungen und Mühsale bei ihnen frühzeitig die Wohlgestalt. Die Feinheit und Schärfe ihrer Sinne ist erstaunlich, und sie leisten Bewundernswerthes in Fasten und Ausdauer auf Reisen und Jagden. Gleichwohl übertrifft sie der Gebildete zuletzt auch darin, denn ihm giebt Geist und Wille immer neuen Antrieb; wenn aber des Indianers körperliche Kraft ermattet, dann bricht er auch ganz zusammen, weil er in seinem Geiste keine Hülfsquellen mehr findet. Die Indianernatur widersteht lange Zeit den Einwirkungen von Frost Nässe und Hitze, von Hunger und Elend. Jede ernste Krankheit aber greift gleich den Lebensnerv an, und hat in ihrem Gefolge häufig völlige Verheerungen der Stämme. Die Blattern haben wiederholt die belebtesten Indianerdörfer in stumme Leichenhöfe verwandelt. Fieber sind auch in den Hütten der Indianer heimisch, und wer mit diesen ächten Natursöhnen ein paar Tage lang auf der Jagd gewesen, entdeckt, daß sie auch genug von Rheumatismus geplagt sind.

Die Sittlichkeit der Indianer läßt sich nicht nach unserm Maßstabe beurtheilen. Der Wilde thut, was ihm gefällt. Alles, wozu er die Stärke fühlt und wovon ihn sein Aberglaube nicht abhält, ist seiner Meinung nach auch das Rechte. Es fehlen ihm die meisten von jenen sittlichen Ideen, welche man gern als solche betrachten möchte, die der Menschennatur ursprünglich inwohnen, durch die Laster und Kämpfe im

civilisirten Leben aber unterdrückt werden. Von den vier Kardinaltugenden kennt der Indianer nur zwei, Tapferkeit und Weisheit: für Mäßigkeit und Gerechtigkeit fehlt ihm sogar das Wort. So reich seine Sprache an Ausdrücken ist, um Selbstgefühl Kraft Schlauheit zu bezeichnen, so wenig kennt und nennt er Dankbarkeit Milde Verzeihung. Der Wilde ist Naturkind, kein edleres Gefühl kein höherer Gedanke kann ihn auf die Länge beherrschen. Heute ist er offen treu gutherzig, kindlich fröhlich, — morgen springt plötzlich, wenn sein Stolz oder seine Habsucht erregt wird, die Leidenschaft in ihm auf; er kann sie nicht bemeistern, und ist er einmal im Morden, so wird er grausam und entsetzlich, weil die wilde Wuth ihn fortreißt. Man bildete sich früher ein, wilde Völker müßten noch einen Rest von paradiesischer Unschuld haben, — die Erfahrung zeigte überall nur das gerade Gegentheil davon. Ein dauerndes schamhaftes Gefühl würde man ebenso vergebens im Busen der jungen Indianerin suchen, wie bei der verheiratheten eheliche Treue. Gefallsucht und Leichtsinn bleiben die unzerstörliche Naturgabe der Mädchen und Frauen bei den Wilden; leicht gereizt folgen sie ohne Bedenken ihrer Lüsternheit. Jungfräulichkeit seiner Braut ist dem Manne gleichgültig; den Ehebruch rächt er als einen Eingriff in sein Eigenthum, aber er findet nichts Unrechtes darin, Frau und Tochter dem Gast aus Gefälligkeit oder aus Gewinnsucht anzubieten. Auch die Indianerin hat ein lebhaftes Muttergefühl, gleichwohl weist es auf schlechte und schändliche Gewohnheiten zurück, daß die Indianerehen so unfruchtbar sind, und daß die Kinder aus denselben so häufig in den Tagen sterben, wo sie noch zarter Pflege und Liebe bedürfen.

Wer die Wohlthaten der Civilisation recht tief erkennen will, der braucht nur ein paar Tage unter Indianern zu leben. Es sind nicht die tausend kleinen Annehmlichkeiten und Genüsse des civilisirten Lebens, welche man vermißt, es liegt

vielmehr für eine Zeitlang eine Lust darin, auf die ursprüngliche Freiheit und Kraft des Menschen zurückgeworfen zu sein; allein niemals entgeht man dem widerwärtigen und trostlosen Eindruck, daß diese wilden Völker kein Hauch von sittlicher Energie, kein heller Geistesstrahl belebt. Die Menschennatur zeigt sich unter ihnen in ihrer Niedrigkeit. Im Wilden liegt der geistige Mensch noch gefangen. Trägen und verdüsterten Sinnes, ein Spiel seiner Einfälle und Leidenschaften, lebt er einförmig seine Tage hin, es fehlt ihm alle Ahnung eines edleren Daseins. Erst durch die Arbeit und die Kämpfe, durch die Noth und die Leiden der Civilisation erhebt sich der Mensch auf die Stufe, wo er ein edles und schönes Menschenkind wird, voll herrlicher Genüsse und Kenntnisse, voll erhabener Gefühle und Ideen.

Ist es aber nicht möglich, daß der Wilde, erweckt und belehrt durch den Civilisirten, den finstern Bann durchbreche, in welchem ihn eine dämonische Gewalt wie in einem geistigen Tode gefangen hält? Kann nicht auch der Indianer der Wohlthaten der Civilisation theilhaftig werden? Die Erfahrung sagt entschieden Nein. Der Wilde kann nur gedeihen in freier Wildniß; wo die Kultur ihm näher rückt, entweicht er oder vergeht er wie das Waldthier. Die Berührung mit der Civilisation ist seinem Leben feindlich, schon der Blick der weißen Männer scheint ihm verderblich. Die Völkerschaften auf den westindischen Inseln, die mächtigsten Stämme der nordamerikanischen Indianer sind in wenigen Jahrhunderten von der Erde verschwunden. Auf allen Inseln der Südsee macht sich ein rasches Absterben der einheimischen Bevölkerung bemerklich. Die Angaben der Entdecker dieser Inseln über die große Volksmenge auf denselben sind zwar in der Regel übertrieben; denn als die ersten Schiffe der Weißen dort die Küsten entlang fuhren, strömten Schaaren von Wilden aus dem Innern herbei, und das Land erschien viel bewohnter als

es in Wirklichkeit war. Gleichwohl bleibt es zweifellos, daß überall die Bevölkerung seit dem ersten Anlanden der Europäer auf den Südseeinseln sich reißend vermindert hat. Nur auf wenigen ließen sich darüber bestimmte Zahlenverhältnisse feststellen; wo dies aber möglich war, sind sie erschreckend. Auf Hawaii z. B. sank die Bevölkerung in achtzehn Jahren von fünf und achtzig Tausend auf fünf und zwanzig Tausend. In so kurzer Zeit verminderte sie sich also um das Dreifache, und dies Absterben griff um so weiter und rascher um sich, je mehr Civilisirte sich im Lande ansiedelten. Merkwürdig genug bemerkt man auch unter den Lappen, deren Rennthierheerden doch unerschöpflich, auf deren hochliegende Forsten und Weideplätze die Kultur noch nicht gestiegen ist, — in den letzten fünfzig Jahren ein auffallend starkes und rasches Abnehmen der Bevölkerung.

In diesem raschen Verschwinden liegt etwas Grauenhaftes, etwas Beschämendes selbst für den Civilisirten. Kann denn ein menschliches Wesen so tief in die Klammern der wilden Natur gerathen, daß es zerbricht, wenn man es ihr entreißen und es auf sich selbst stellen will, daß es durch seinen Verstand, seinen Fleiß und Willen die Natur bekämpfe und besiege? Wenn wirklich das ganze Menschengeschlecht ursprünglich in solch rohem wildem Naturzustande war, welche ganz unermeßlichen Zeiträume haben dann über ihm hingehen müssen, ehe es langsam und mühselig sich von der Natur los und immer eine kleine Stufe weiter zur Bildung empor arbeitete!

Dies traurige Schicksal erklärt sich zunächst aus äußern Ursachen. Die wilden Thiere, deren Jagd dem Indianer in Nordamerika den Hauptbestandtheil seiner Nahrung verschaffte, fliehen, sobald ihnen auf hundert Meilen der weiße Ansiedler naht, als verkündigte ihnen der Instinkt ihr nahendes Verderben. Während der Indianer noch seine alten Jagdgründe durchstreift, sind Büffel Bären und Hirsche längst in weiter Ferne,

und die Folge der magern Jagd ist, daß Hunger und Elend wochenlang in der Indianerhütte herrschen, deren Bewohner entkräften und sie langsam dem Tode durch Frost und Fieber entgegen führen. Branntwein ferner und ansteckende Krankheiten, beides Gaben der Weißen an die Indianer, richten unter diesen entsetzliche Verheerungen an. Wenn die Amerikaner Nichts weiter thäten zum Abbruch der Indianer, als daß sie ihnen reichlich Whisky zuführten und wo sie könnten die Büffel vertilgten, so würden das Branntweingift und der Hunger schon allein hinlänglich sein, die Indianer jährlich zu Tausenden wegsterben zu lassen. Vielleicht hegen viele Amerikaner solche Hintergedanken. Sonst würden die ruchlosen Indianerhändler, welche trotz aller Gesetze den Wilden Branntwein genug zuführen, nicht so viele Helfer finden, — sonst würde man nicht mit so vielem Wohlgefallen von dem ungeheuren Schießen und Schlachten vernehmen, welches die Jäger alljährlich unter den Büffelheerden anrichten. Die Indianerstämme zwischen dem Missouri und Mississippi, welchen der Branntwein am nächsten und die Büffel am entferntesten, sind diejenigen, welche sich am meisten verderbt zeigen und am schnellsten absterben.

Bringt nun schon die erste Annäherung der Weißen den Indianern bereits so viel Unglück, so folgt später für diese regelmäßig noch das größere Unheil, indem sie von ihren altererbten Ländereien verdrängt werden. Der Weiße kommt, kauft ihnen Landstriche ab und giebt Decken Kleider Nahrungsmittel Flinten und Pulver dafür. Der Indianer gewöhnt sich an neue Bedürfnisse, verläßt sich auf die Gaben der Weißen, bringt ihnen seine Jagdbeute, und wird selbst immer träger und ärmlicher. Nach wenigen Jahren haben die Weißen auch seine übrig gebliebenen Jagdgründe umzingelt und drängen ihn, sie ihnen zu überlassen und weiter zu ziehen gegen Westen. Die Amerikaner wollen keine Indianer unter sich, es ergreift

sie eine stille Wuth, wenn sie in deren Besitze herrliche Ländereien unbebaut liegen sehen. Wollen die Rothhäute nicht im Guten weichen, so giebt es blutige Händel und Bedrückungen aller Art. Der Indianer begreift nicht die Natur und die Pflicht eines Vertrages, dessen letzten zwingenden Grund zu entdecken sich ja auch bei uns viele Philosophen umsonst angestrengt haben. Daß der Weiße, den er nur als seinen Verderber kennt, ihm freiwillig etwas Gutes schenke, — kann sich der Wilde nicht denken. Trotz aller Redensarten, welche hin und wieder gewechselt werden, fügt sich der Indianer nur der Gewalt, und wenn der Weiße ihn mit Nahrung und Kleidung zu versorgen verspricht, so glaubt der Wilde, es geschähe aus Furcht vor ihm oder es stecke irgend eine böse List dahinter, die er vergeblich zu entdecken trachtet. Heute verpflichtet er sich durch feierlichen Vertrag, das Eigenthum der Weißen zu achten, — morgen hat er das Ganze rein vergessen und führt dem Ansiedler oder Händler ein Pferd eine Kuh weg. Denn es geht einmal nicht in seinen Kopf hinein, warum er dem Weißen, der ihm ja alles nimmt, nicht wieder ein Stück Vieh nehmen dürfe.

In Georgia hatte sich bis vor etwa dreißig Jahren ein Stamm von Tscherokesen erhalten, welche zu den intelligentesten unter den Indianern gehörten. Sie hatten feste Wohnsitze Ackerbau und Gewerbe angenommen und sogar Zeitungen in ihrer Sprache. Die Vorsteher und Leiter unter ihnen waren allerdings hauptsächlich Weiße oder doch Abkömmlinge von einem weißen Vater und einer indianischen Mutter. Freilich mehrten sich die letzteren in auffallendem Maße, und zwar größtentheils aus illegitimen Verbindungen. Die Indianerin hört nicht auf, den Weißen zu suchen, wenn er in ihrer Nähe ist: — das ist auch ein Fingerzeig der Natur in die Zukunft der Völker auf niedrigerer Stufe. Es war, wie einmal die Sachen standen, möglich, sogar wahrscheinlich: daß es in

fünfzig Jahren einen Landstrich in Georgia gab, auf welchem nur wenige ächte und ein paar Tausend Halbblut-Indianer wohnten, Menschen welche von den Amerikanern immer als Gesindel verachtet und gehaßt wären. Allein die Amerikaner warteten nicht, wie sich die Sache entwickle und ob diese Tscherokesen wirklich kulturfähig sich erweisen würden. Durch allerlei Listen und Ränke wurden die armen Leute unaufhörlich bedrängt und zuletzt durch das schreiendste Unrecht von ihrem angestammten Boden vertrieben. Wenn man die tiefe Anhänglichkeit kennt, welche die Indianer an das Land fesselt, wo ihre Vorfahren jagten und begraben liegen, so kann man sich ihr Elend denken, als nach langem Widerkämpfen und Prozessiren sie endlich doch gezwungen wurden, im Geleite von Dragonern, mit Weib und Kind, verachtet und verhöhnt auf dem ganzen langen Wege, weit weit nach dem Westen zu ziehen.

So sind die Indianer nach und nach aus den vordern Staaten in die westlichern, aus diesen in die fernsten Prairien verdrängt worden. Die Bundesregierung kann bei dem besten Willen sie nicht schützen. Noch vor ein paar Jahren mußten die noch übrigen dreißig Tausend Sioux Ländereien von etwa vierzig Millionen Aeckern am obern Mississippi für den winzigen Preis von noch nicht drei Viertelmillion Dollars abtreten; aus Gnade sollten sie noch fünfzig Jahre lang jährlich fünfzig Tausend Dollars erhalten. Dies Geld fließt in kurzer Zeit zu den Weißen zurück, nur ein paar Häuptlinge bereichern sich dabei. Einige Jahre vergehen und schon sitzen die Weißen den Verdrängten wieder auf der Ferse, wieder müssen sie sich abkaufen lassen und weiter wandern. Ehe sie ihre Gesichter noch weggewendet von ihrer alten Heimath, pflügt schon der Ansiedler die Gräber auf, wo sie ihre Vorfahren bestattet haben. Auf diesen Wanderungen gehen dann Zahllose zu Grunde, und ist der Rest im neuen fremden öden Lande an-

gekommen, dann treibt sie der Hunger auseinander. Der eine Haufe sucht hier, der andere dort Lebensmittel, der Stamm zerstreut sich, und die vereinzelten Familien ziehen hierhin und dorthin, der Name des Stammes verliert sich. Nach hundert Jahren stehen vielleicht in irgend einem unwirthbaren Thale der Felsengebirge ein paar elende Hütten, angefüllt mit armen zitternden Menschen, die sich kaum noch von Jagd Fischfang und Baumrinde ernähren. Kein Mensch kommt mehr zu ihnen; ein Wanderer, der von ferne vielleicht einmal den Rauch aus ihren Hütten sieht, wird dann bedeutet: das sollen die letzten Sioux sein.

Das ist das Schicksal der Indianer und dies ereilt sie immer rascher und furchtbarer. Die Amerikaner haben niemals ernstlich etwas versucht, was irgend eine wirkliche Aussicht gegeben hätte, die Indianer zu retten. Noch jetzt ist es auf den Gränzen der Ansiedlungen eigentlich straflos, einen Indianer ohne Noth niederzuschießen. Selbst wenn ein Kläger sich fände, der Mörder würde dennoch vor dem Gerichte leichtes Spiel haben. Könnte das Geschichtsbuch Amerikas einst leuchtend werden, wie das Sonnenlicht: diese dunkeln Blätter würde Niemand wieder herausreißen.

Vermag der Indianer denn gar keinen Widerstand gegen die drohende Vernichtung? Wohl hat er eine dumpfe Ahnung von seinem traurigen Loose, er läßt es gleichgültig und verdrossen über sich ergehen. Er wandert und wandert und kämpft mit Hunger und Blöße, bis er langsam mit seiner Familie erliegt. Zu Zeiten, wenn die Unthaten der Weißen lange den Haß in ihm aufgestachelt haben, wenn begabtere Männer unter seinem Volke aufstehen, die es zum Krieg aufrufen und anführen, dann lodert das Rachegefühl durch alle Hütten, der Kampf wüthet unbarmherzig längs der ganzen Indianergränze. Allein die Kriegskunst und die überlegenen Waffen der Weißen behalten die Oberhand. Halb zusammengeschossen flüchtet ein

Haufe, ein Stamm nach dem andern weiter gegen Westen und besäet seinen Weg mit Todten und Elenden, welche vor Wunden Hunger und Ermattung sterben. Auch jetzt sind auf der ganzen westlichen Gränzlinie der Vereinigten Staaten die Indianer in vollem Aufstande. Die Reisezüge und Ansiedler können nur durch die Waffen sich vor Mord und Plünderung schützen. In einer Menge kleiner Gefechte haben die Indianer den Sieg behalten, weil sie die Uebermacht hatten, Ort und Zeit des Angriffes schlau wählten, und durch Ankauf von den Indianerhändlern sich mit Büchsen Pulver und Blei vorher wohl versehen hatten. Die Regierung läßt Truppen gegen sie marschiren, vor welchen die wilden Banden unausbleiblich nach einiger Zeit in unwirthbare Gegenden zurückweichen müssen.

Das Einzige, was den Wilden retten könnte, wäre sein Uebergang zu festen Sitzen, zu Ackerbau und Gewerben. Daran hindern ihn aber die Weißen, sie lassen ihm nicht die Zeit dazu, — daran hindert ihn noch viel mehr seine eigene Natur, und gerade hierin zeigt sich bei Berührung der Civilisirten und der Wilden der weite Abstand zwischen beiden.

Der Indianer will und kann nicht arbeiten, es widersteht seinem innersten Wesen. Jägervölker, die an die unbändige Freiheit der Wildniß gewöhnt sind, lassen sich überhaupt schwer civilisiren, — der Indianer aber haßt und verachtet die Arbeit als eine Erniedrigung des Mannes, dessen würdige Beschäftigung seiner Meinung nach nur Jagd Krieg und Rathsversammlung sind. Er staunt über das Wohlleben und die vielen wunderbaren Dinge, welche er in den Städten und Ortschaften der Weißen sieht. Allein das civilisirte Leben bleibt ihm unverständlich. Er hält uns unglücklich, gefesselt durch unsere Natur an die Scholle, ohne die Freiheit ohne das Licht ohne die Gefahren und Wechsel des Lebens in den Wäldern und auf den Prairien, verdammt zur ewigen einförmigen Arbeit.

Für sich selbst hält er das Arbeiten so unmöglich, als wenn sein Pferd tanzen lernen sollte. Die bitterste Noth zwingt wohl einmal einen Indianer, mit Weib und Kind auf einer benachbarten Pflanzung zu arbeiten, er hackt und gräbt zwei drei Tage lang mit rührender Geduld, in der nächsten Nacht verschwindet er, um zu seinem Elende zurückzukehren.

Diese eingewurzelte Arbeitsscheu zu besiegen, wird dem Indianer um so schwerer, als sich bei ihm im Verkehr mit den Weißen nach und nach eine Art von sonderbarer geistiger Lähmung einstellt, deren er nicht wieder Herr wird. Es ist ein Gefühl der Niedrigkeit und Ohnmacht, welches tödtlich seinen Lebensnerv angreift. Plötzlich herausgeworfen aus der Einbildung von seiner Stärke und Klugheit, sieht er sich den Weißen gegenüber als ein armes verachtetes Wesen. Nie hat er anders gedacht, als daß der große Geist seinem Volke das Land, auf welchem es seine Wigwams setzt, zum alleinigen festen Eigenthum gegeben, das ist ein Theil seines religiösen Glaubens, — und nun kommt der Weiße und nimmt ihm ohne Weiteres das Land weg. Niemals hat der Indianer es anders gehört, als daß der große Geist die Büffel und Hirsche zur beständigen Nahrung für ihn geschaffen habe, gerade so wie das Wasser und das Feuer, — da nähert sich der weiße Ansiedler und auf einmal sind Büffel und Hirsche verschwunden. Die erste Wahrnehmung davon setzt den Wilden in banges Erstaunen, es geschieht etwas, was er im Laufe der Natur für ganz unmöglich gehalten hat, er glaubt es noch nicht. Kommt er aber Jahr für Jahr mit immer schmalerer Jagdbeute in seine Hütte zurück, — kann er endlich gar kein Wild mehr auftreiben und wenn er Tage lang sucht und wartet, bis er vor Hunger und Ermattung umfällt, — muß er einen Landstrich nach dem andern hergeben und zuletzt auch den letzten Fetzen seiner ehemaligen Jagdgründe verlassen; — dann bemächtigt sich seiner ein tiefes Entsetzen, eine dumpfe Trauer, und er sagt: der große

Geist hat seine rothen Kinder verlassen. Seine Kraft und Unternehmungslust versiegt, seine Trägheit und Liederlichkeit nimmt zu, die Frauen scheinen unfruchtbarer zu werden, die Hütten füllen sich mit Mischlingen von Weißen und Indianern, und die Zahl der Todten übersteigt bald die der Gebornen.

Der Indianer beugt sich unwillkürlich unter die höhere Natur der Weißen. Auf den kleinen Südseeinseln spielt ein verlaufener Matrose gar bald den Herrn und Meister über Hunderte von Eingebornen, und selbst unter den viel kräftigeren nordamerikanischen Wilden erlangt der roheste Kanada-Franzose, der sich unter ihnen niederläßt, in kurzer Zeit das Ansehen eines Häuptlings. Eine merkwürdige Thatsache ist folgende. Auf kleinen Südseeinseln, bei denen zum erstenmal europäische Schiffe ein paar Wochen anlegten, brachen nach deren Abfahrt unter den Eingebornen verheerende Seuchen aus, obwohl die Schiffsbesatzung gesund gewesen. Machte vielleicht das erste Erscheinen der weißen Männer, welche den Indianern hier als göttliche, dort als schreckliche Wesen erschienen, einen so heftigen Eindruck, daß ihre leichte Natur plötzlich zu tief und verderblich erschüttert wurde?

Indessen erklärt auch diese Wehrlosigkeit der Wilden gegen all das Elend, welches mit der Ankunft der Weißen über sie zusammenbricht, nicht vollständig den Grund, weshalb sie so rasch und eilig vom Erdboden verschwinden. Dieser Grund liegt tiefer, er liegt in einem Selbstzerstörungs- und Zersetzungsprozesse, der im Stillen unter den Indianern wüthet. In einem Volke, welches noch eine Zukunft hat, hält sich alles instinktmäßig zusammen, und erträgt in diesem Gefühl selbst den Despotismus; die Masse überwuchert die Lücken wieder, welche die despotischen Gräuel in sie hineingerissen. Die Civilisation entfaltet sich aus dem erhaltenden Princip, welches ein Volksganzes in festen Formen aufbaut und gleichwohl dem Einzelnen ein frei und kräftig sich bethätigendes Selbstgefühl

gewährt. Ist aber ein Volk in seinem nationalen Leben von einem tödtlichen Schlage getroffen, dann beginnt in seinem Innern die Zersetzung, unaufhaltsam greift die Zerstückelung und Zerbröckelung weiter und weiter um sich, bis auch die letzten Reste sich verlieren, um mit ihren Lebensstoffen neu empor wachsende Volksadern zu düngen. Die Indianer bieten das entsetzliche Schauspiel eines Volkes, welches einem innern unheimlichen Zersetzungstriebe gehorcht. Der Geselligkeitstrieb ist einer der mächtigsten in der menschlichen Natur: bei den Indianern genügt der geringste Anlaß, oder nur eine Laune, daß ein Haufe vom andern, eine Familie von der andern sich trennt. Auf den Neger, auf den Chinesen macht der weiße Mensch gar keinen Eindruck, sie fahren fort sich zu vermehren wie die Fische im Meere; die Indianerhorden stäuben bei der Berührung mit den Weißen auseinander, während der Geist der Selbsterhaltung sie gegen ihre Dränger vereinigen sollte. Noch merkwürdiger ist, daß in den abgesonderten Gliedern eines Stammes selbst die Sprache sich so schnell verändert. Nur daher lassen sich die mehr als tausend Sprachen erklären, welche man unter der amerikanischen Urbevölkerung gefunden. Eine so außerordentliche Anzahl von verschiedenen Sprachen unter einer sehr dünnen Bevölkerung weiset darauf hin, daß jene Zersetzung schon lange vor der ersten Landung von Europäern im Gange war.

Je rüstiger und zahlreicher nun die weißen Ansiedler in das Innere Nordamerika's vordringen, desto gewaltsamer und rascher wirken all die bezeichneten Ursachen zusammen, um die Indianer zu verderben. Wo der Tourist jetzt noch mit ihnen auf die Jagd geht, stehen fünf Jahre später zahlreiche Farmen und Städte. Nicht lange mehr wird es dauern, und die Rothhäute sind auf die dürren Vorlande und in das Innere der Felsengebirge zusammengedrängt; dort, in einer

rauhen und unfruchtbaren Umgebung, werden sie allmählig ihrem Jammerschicksal erliegen. Wir können nicht anders als in diesem Hergang eine höhere Weltordnung erblicken, welche niedere Nationalitäten vergehen läßt, um deren Lande zu besetzen mit Völkern von besserer Art und höherer Bestimmung.

VIII.

Kulturpionire.

Am obern Missouri wo über die Prairien der monatlange Weg nach fernen Gebirgen und Küstenländern zieht, steht ein Wegweiser an einem Scheidewege; auf dem einen Arme ist zu lesen: Nach Mexiko, — der andere zeigt: Nach Kalifornien. Gerade wie bei uns von Dorf zu Dorf, zeigt der hölzerne Wegweiser naiv in die unermeßlichen Prairien hinein. „Da hinein geht's! nur die Richtung brauchen wir, das Durchfinden ist unsere Sache," so denkt dies kühne Volk, das sich fort und fort in ungezählten Schaaren in die Prairien und Wälder ergießt. Die Leute gehen vielleicht ein paar Tagereisen in der Irre, was schadet's viel, sie finden sich doch wieder zurecht, eine trockene Stelle zum Schlafen giebt es überall, und wenn das Mehlsäßchen leer geworden und verbrannt wird, schafft die Büchse neuen Mundvorrath herbei. Ihr Leben ist Mühsal und Entbehrung, und der Gewinn rinnt auch bald wieder durch die Finger, — aber die köstliche Freiheit dauert. Jede Schaar macht sich ihre eigenen Gesetze, und wer nicht einstimmt, trennt sich ohne Weiteres von den andern. Die Welt ist ja ringsum offen für ihn und seine Zuversicht ist ebenso gränzenlos. Das freie Schweifen in eigenthumslosen Gegenden, das ewige Rauschen von Wind und Wald, der ungehemmte

Blick weit weit über die offene Prairie, das lebendige Wasser das man durchschreitet, das aufspringende Wild, die einfache Kost, gewürzt durch Hunger und Gesundheit, das täglich feurigere innere Kraftgefühl, und dann die blühende Einsamkeit bei Tage und die friedliche Stille am Nachtfeuer, wenn hoch oben die Sterne unermeßliche Räume durchblitzen, — wer an diese Reize einmal gewöhnt ist, den locken sie immer wieder, so lange das Mark in den Knochen noch nicht taub geworden.

Und wie leicht gewöhnt man sich daran! Man braucht nicht die angeborne Nomadennatur der Amerikaner zu haben, die Natur des Landes erzeugt von selbst den indianischen Hang zum Schweifen und zum Wechseln der Augenweide. Das Land ist so groß so weit so einförmig, der Mensch erscheint sich wie eine Welle, welche dahin fährt auf dem Ozean der Prairien, wie ein spielendes Blatt im endlosen Waldgewoge. Auf keiner Stelle mag er haften mit Liebe und mit Haß. So lange es noch herrenlose Gebiete giebt, wo die Natur den Menschen ruft: komm und nimm was ich bringe, — so lange wandert die Beutelust durch die Wildnisse. Und wenn all das Volk, das jetzt jenseits der letzten Ansiedlungen streift und wirthschaftet, mit einem Schlage zu Boden sänke, so würden die amerikanischen Städte und die europäische Einwanderung wieder genug junges Volk in die Einöden schicken, Leute die sich zu gut halten oder zu wenig verstehen, um in den Unternehmungen der Rowdies oder verwegenen Spekulanten jene Jagd- und Beutelust zu befriedigen, welche unbezähmbar in allem erwacht, das den amerikanischen Boden betritt. Die Pioniere der Civilisation verlegen die Schauplätze ihrer Thätigkeit immer weiter, je weiter die Civilisation selbst ihnen nachrückt: allein sie haben noch jetzt ganz dieselben Ansichten und Neigungen Gesetze und Gebräuche, und gliedern sich noch jetzt in dieselben Klassen und Gruppen, wie ihre Vorfahren vor zwei und drei hundert Jahren.

Da ist zuerst der Ansiedler, der Hinterwäldler. Er will das Land ohne es zu kaufen. Ihn lockt die grüne Einsamkeit, in welche er das Gold des Korns einsäen will. Fette Gründe sucht er im wilden Wald und Wiesengrund, wo der Mais gedeihen kann und ein Flüßchen Wasser und die Hoffnung zur Errichtung einer Sägemühle giebt. Da baut er ein Hüttchen aus rohen Baumstämmen, deren Fugen er dürftig mit Moos und Lehm ausstopft, und ackert und jagt ein paar Jahre in ungestörter Einsamkeit, bis der erste Fremdling kommt, der Land kaufen will. Dann leidet es ihn nicht mehr, er bietet die Frucht seiner mehrjährigen Arbeit für ein paar hundert Dollars aus und verfolgt jeden, der in seine Nähe kommt, bis er seine Stätte losgeschlagen hat. Der andere Morgen schon sieht ihn beschäftigt, seine Habe auf den kleinen Wagen zu bringen und seine paar Stück Vieh zusammen zu treiben, und sein nächster Nachbar erfährt seinen Abzug erst, wenn er bereits funfzig Meilen weiter westlich nach einem andern Platze sucht. Diese Waldsiedler können nicht mehr anders: wo das Thier geboren ist, da will es leben. Es steckt in dem Menschen ein eigenthümlicher Hang, in die wilde Natur sich von neuem zu vertiefen, die Civilisation zerstört diese Neigung und Fähigkeit; ist aber der Mensch einmal Jahre lang in der Wildniß und Einsamkeit, so gewinnt sie wieder Macht über ihn. Er akklimatisirt sich nicht mehr in der Geselligkeit, gleichwie dem Beduinen nur leicht und wohl ist im brennenden Sand und in der Freiheit der Wüste, weil die Natur seines Geistes und Körpers sich einmal danach gerichtet und gebildet hat. Gegen seines Gleichen aber verhält sich der amerikanische Waldsiedler abgewendet und schweigsam, wie erstarrt und verhärtet in seinem Innern und zurückgezogen auf seine eigene Kraft, auf die Kraft seines Armes, die Verschlagenheit seines Geistes und die Sicherheit seiner Büchse, deren Kugel jedes Eichhörnchen, das er vom hohen Baume haben will, so geschickt zwischen

Ast und Fell streift, daß das Thierchen betäubt, jedoch unverletzt ihm in die Hand fällt.

Ein unstätes und unruhiges Volk sind die Metallgräber. Mit unsern Berg- und Hüttenleuten kann man sie gar nicht vergleichen, nicht allein weil sie nicht im Schooße der Berge arbeiten, sondern weil sie vom kunstmäßigen Bergbau und Hüttenbetriebe keine Ahnung haben. Sie wühlen blos nach Metall, das sich leicht losreißen und verwerthen läßt, in den Hügeln Bächen und im aufgeschwemmten Lande; ihre höchst einfachen Geräthschaften und Handgriffe lassen sich in einem Vormittag auslernen; ihre ganze Wissenschaft könnten sie in einer Viertelstunde vortragen, wenn sie wirklich dieselbe einem Andern vertrauen wollten. Denn das Hauptstück dieser Wissenschaft besteht in der Kenntniß ergiebiger Plätze und in der Kenntniß der Anzeichen, durch welche sich jene guten Plätze schon an der Oberfläche der Erde kund geben. Von diesem Wissen verräth aber der eine dem andern nur so viel, als durchaus nöthig ist, um Mitarbeiter anzuziehen und durch ihre Hülfe zu gewinnen. Gold Kupfer Blei, — der Reichthum daran, der fast offen zu Tage liegt, ist ungeheuer. Ihn auszubeuten ergießen sich die Metallgräber in großen und kleinen Schaaren über die Gegenden am obern Missisippi, an den obern Seen, und in Kalifornien. Wie mancher Goldwäscher wandert einsam die Bachgerinne in den kalifornischen Bergen hinauf, wie manches Bleigräberpaar bleibt für sich allein wochenlang draußen zwischen den Hügeln in Iowa und Illinois. Wo ihrer mehrere beisammen arbeiten, fehlt nie unter ihren Blockhütten der Laden des Händlers. Dieser zieht den Hauptgewinn ihrer Arbeit. Denn ihr einförmiges schmutziges Tagewerk macht, daß sie sich gern dem Trunk und wilder Fröhlichkeit ergeben, und der Zufall, dem ihre Arbeit täglich ausgesetzt ist, ob sie nämlich reiches Metall finden oder nicht, befördert in ihnen den Hang zum tollen Wagen und Spielen. Trunksucht und Spielsucht aber

haben stets die dritte Schwester, die Raufsucht, im Gefolge. Die Streitigkeiten unter den Metallgräbern hören nie auf und endigen jenseits der Staaten entweder mit einem Lynchgericht, das kaltblütig einen Menschen vom Leben zum Tode bringt, oder wenn die Parteien sich die Wage halten mit blutigen Gefechten, bis die besiegte Partei verdrängt ist.

Weiter als die Metallgräber wandern die Holzfäller. Es sind die stolzen Baumriesen, denen sie nachgehen, die großen und kleinen Flüsse hinauf, und von diesen das Geäder entlang der Bäche Seen und Seedurchlasse. Dort spiegeln sich in den einsamen Gewässern, deren Rand nur des Wildes und des Jägers Fuß berührt, die schönen stolzen Bäume, welche die Natur scheint geschaffen zu haben zum unvergänglichen grünen Schmuck der Wildnisse. Der Mensch jedoch trachtet ihnen nach, er braucht sie zu seinen Schiffen Wohnungen und Gewerbsbauten. Sie einzeln aus den Wäldern in der Nähe der Ansiedlungen zu holen, würde weder Zeit noch Arbeit lohnen, weil in Dickicht und Morästen an Wege nicht zu denken ist. Man sucht und fällt die Bäume, wo sie in das fließende Gewässer hinabstürzen und auf diesem leicht in die Städte geführt werden. Ein Unternehmer, der dazu Kapital besitzt, miethet ein oder zwei Dutzend Leute, steigt mit ihnen, wenn das Eis noch an den Bäumen hängt, einen Fluß oder See hinauf in die Wälder, sein Boot ist beladen mit Mehl- Speck- und Whiskyfässern, mit Sägen und Bettdecken und Kochgeräth. Am geeigneten Platze werden rasch ein paar Blockhütten und eine Sägemühle errichtet, und sofort und unausgesetzt mäht die Axt rings in die Wälder hinein, die schönsten Bäume fallen, werden zur Sägemühle geschleppt, in Bretter zerschnitten und diese zum Floß zusammengefügt. Floß auf Floß geht den Fluß hinunter, bis die Gegend aller stolzen Bäume beraubt ist, und man den ausgelichteten Platz verläßt, um andere Waldstellen aufzusuchen wo noch eine Fülle kräftigen Baumwuchses gedrängt steht.

Unregelmäßiger, kühner und gefahrvoller ist das Gewerbe jener Holzfäller, welche auf eigene Hand in die Wälder eindringen. Eine kleine Schaar thut sich zusammen, führt im leichten Birkenkahn Aexte und Büchsen, Schuß- und Mundvorrath, einen Schleifstein Kochgeschirr und für jeden Mann zur Nacht eine Wolldecke oder Büffelhaut auf einem Flüßchen herauf. Die Männer ziehen oder tragen mühsam das Fahrzeug über die Stellen von steinigem Gefälle. Was am Ufer steht von prächtigen Bäumen, wird niedergehauen, die herrlichen Eichen- Wallnuß- und Hickory-Bäume, nicht minder ein und der andere stahlharte Eisenholzbaum. Vor allen aber ist es die Ceder, nach der man ausschaut. Mit königlichem Wuchse erhebt sie sich auf den felsigen Abhängen, oft so hoch auf steilem nackten Gestein, daß sie aller Angreifer spottet. Allein diese kühnen Gesellen klimmen hinauf, auf schmalem Grate fußend schwingen sie die Wucht der Aexte, und alsbald neigt sich der edle Baum und schießt krachend und rauschend nieder und den Abhang hinab. Nicht selten, wenn einer Hirsche oder Bären entdeckt hat, wirft alles die Aexte weg und stürzt fort mit gespannten Büchsen. Dann kracht es durch die Waldeinsamkeit von Schüssen und wildem Halloh, und am Abendfeuer, an welchem die köstlichsten Fettstücke des erlegten Wildes braten, macht dann das Whiskyfäßchen und Gesang und Gelächter die Runde. Man ist auch nicht lange auf dem Anstande, wenn eine Streifschaar von andern Holzfällern in's Gehege fällt und behauptet, sie hätten den Cedernplatz eher entdeckt und durch Anhauen von ihm Besitz ergriffen. Da wird nicht viel unterhandelt, sondern die Büchsen krachen auf Menschenwild. Mit Indianern werden noch weniger Umstände gemacht. Wollen sie nicht gutwillig weichen, wo man auf einen Trupp von ihnen stößt, so erfolgen regelmäßig Diebstahlsanschuldigungen, Angriffe und Gefechte. Es kommt auch vor, daß im Eifer des Cedernsuchens die Holzfäller sich zu weit in die Wildnisse

versteigen. Dann geht der Mundvorrath aus, die Kleider reißen vom Leibe und wochenlang müssen sie um ihr Leben mit dem Hunger und den Schrecken der Wildnisse kämpfen. Sobald aber die hinlängliche Anzahl Bäume gefällt und zu Stämmen behauen, werden sie dutzendweise verknüpft und den Fluß hinunter geflößt. Kommt tieferes Wasser, so zimmert man aus dem Ganzen das große Floß, und fröhlich, jedoch unter tausend neuen Gefahren und Mühseligkeiten, fahren die Männer den Strom hinunter, bis sie vor einem Hauptplatze des Holzhandels anlegen und ihren den Wäldern abgejagten Raub für ein paar tausend Dollar verkaufen. Zu Zeiten wenn sie lange und tief in den Wäldern gewesen sind, bringen sie auf dem Floße auch junge Bären, Bärenschinken und Fäßchen voll wilden Honigs mit. Kaum aber ist das Geld im Beutel, so stürzen sie jubelnd zu Saufgelagen Spiel und Dirnen, wie der Matrose in den Hafenstädten und wie all das andere Volk es macht, das seinen Gewinn aus den Wildnissen holt.

Am weitesten von all den Vorgenannten streift der Jäger. Denn sein Ziel ist das flüchtige Wild, das in unaufhörlichem Zurückweichen vor den Ansiedlern begriffen ist, jährlich um dreißig bis funfzig Meilen. Wie lange wird es noch dauern und dem Wilde ist im ganzen Bereiche der Vereinigten Staaten der freie Wechsel abgeschnitten. Dann wird es zurückgedrängt sein auf die Wüsteneien vor den Felsengebirgen und im Umkreise derselben, und auch dort wird die mordgierige Büchse der Jäger es anfallen, welche um des kleinsten Gewinnes wegen ganze Rudel tödten. Nicht zu zählen sind die Büffel, welche jährlich blos der Häute Hörner oder Zungen wegen zusammengeschossen werden. Unter den Büffeljägern bilden noch immer den Hauptstamm die Nachkommen der französischen Ansiedler, von denen sich in den meisten Städten an den westlichen Flüssen und Seen noch Reste erhalten haben. Diese jagen wie Indianer, mit deren Art und Wesen sie sich merk-

würdig leicht vergesellschaften. Der Franzose in der Wildniß verharrt gleich dem Indianer Tage lang düster und schweigsam, dann ergiebt er sich auf einmal wie dieser ohne allen Anlaß der Ausgelassenheit und Schlemmerei. Dabei ist er geschickt, listig und ungemein rasch mit Blick und Hand, nimmt fürlieb mit dem kärglichsten Brode, und wenn er den ganzen Tag gehungert und gedurstet, singt er des Abends noch sein Liedchen. Diese amerikanischen verlornen Kinder Frankreichs sind ganz so kindisch eitel putzsüchtig und empfindlich, wie die wilden Naturkinder. Sie machen gleich den Indianern niemals Pläne im Großen und machen sich niemals Kopfweh durch Denken, sind dafür desto geschickter rühriger und anschlägiger in all den kleinen Handtirungen, wie sie die Jagd und das Befahren der Wildnisse und Gewässer erfordern. Wenn die Engländer hundert Jahre daran probirt und alle Mittel dazu gehabt hätten, so würden sie keine Menschenklasse erzogen haben, die geeigneter wäre als die Kanadier, Monate hindurch in Eis und Schnee, durch Wald und Sumpf, über Flüsse und Seen zu reisen, um Pelzthiere zu jagen, mit den Indianern Handel zu treiben und die entlegenen Handelsposten mit Nachrichten und Mundvorrath zu versehen. Früher wurde auch die Verträglichkeit der Kanadier gerühmt, sie zankten sich zwar häufig, erhitzten sich aber nicht bis zum Todschlagen; seit der stolzere germanische Amerikaner unter sie gefahren, entscheiden sie ihre Streitigkeiten häufig durch Messer und Büchse.

Alljährlich verlassen diese braunen harten Gesellen die Ufer des Missouri und Mississippi und ziehen mit Roß und Wagen den Büffeln entgegen, deren Heerden einige hundert Meilen westlich von den letzten Ansiedlungen die Prairien durchstampfen. Dort bleiben die Jäger bis zum Herbste unter freiem Himmel. Streifende Indianer stoßen zu ihnen, um an der Büffelernte Theil zu nehmen, müssen aber ihrer Diebsgelüste wegen in der Regel außerhalb der Wagenburg kampiren, die

jede Nacht aufgefahren wird. Werden von den Indianern, welche die Plänkler der Jägerschaar machen müssen, die Büffel gemeldet, deren Heerden eine schwarze Linie durch die Prairie ziehen von einer halben Stunde Länge, so galoppirt alles an die Ränder des lebendigen Thierwalles und knallt und metzelt unter wüthendem Geschrei und in toller Leidenschaft, bis die grüne Prairie besäet ist mit Büffeln, die in ihrem Blute verenden, und das Gestampf der forteilenden Heerde wie ferner Donner am Horizonte verhallt. Diese Jagd hat eine rohe Aehnlichkeit mit einem Gefecht. Die Jäger, welche die sich hin und herschiebende Masse der Büffel anfallen, müssen wohl Acht haben, welche Richtung sie nimmt; denn wer vor die Linie der fortstürzenden Thiermenge geräth, ist im Nu zermalmt. Auch ergeben sich öfter Einzelkämpfe; der verwundete Büffel, der nicht gleich zum Tode getroffen ist, wirft sich mit rasender Wuth auf den ungeschickten Schützen und zerstößt und zerstampft Roß und Mann, wenn beide nicht wiederholt im wohlgemessenen Seitensprunge dem Anprall ausweichen. Glück und Stolz des Jägers ist hierbei sein Pferd. Dieses edle Thier, welches sich überall verständig dem Willen und Thun des Menschen anschmiegt, folgt auch aufmerksam jedem leisen Hand- oder Schenkeldruck des Büffeljägers. Es eilt im lustigen Wettrennen auf die Heerde ein, hält im Nu wie eine Mauer vor den funkelnden Augen des heranstürzenden Bullen, damit der Jäger ruhig zielen kann, und kaum ist der Schuß abgegeben, so fliegt das Roß wieder ab und an den Feind, als spielte es mit der Gefahr. Die Büffeljäger schießen in der Regel so viel und so lange, als sie auf ihren Wagen noch Platz haben für Büffelzungen und Büffelhäute, und auch dann wird noch manches Thier blos aus Jagdlust erlegt. Zu Zeiten gerathen sie, wenn die Heerden sich zu rasch zurückziehen, im Verfolgen tief in Sand- und Steinwüsten hinein, der Jagdeifer treibt sie voran, so lange in ihren Pfer-

den noch Muth und auf ihren Wagen noch Mehl und gedörrtes Fleisch ist. Dann suchen sie lange lange Zeit umherirrend den nächsten Rückweg, die Pferde fallen, das Lager wird immer stiller, und wenn sie endlich wieder zu Wiesengrün und Wasser kommen, sind die Männer selbst nur noch ein mattes Gerippe. Kehren sie aber zu Anfang des Winters mit reicher Jagdbeute zurück, so beginnt sofort in ihren Hütten das Trinken und Schlemmen, das Tanzen und Lustigsein mit Weib und Kind. Bald nach Weihnachten ist gewöhnlich der ganze Gewinn wieder verjubelt, dann bleibt einige Wochen lang in ihren Häuschen der Heerd kalt und die Branntweinflasche leer, bis der Schnee schmilzt und die Jagd- und Wanderlust die Männer wieder in's Weite lockt, — mögen die Frauen unterdessen sehen, wie sie sich durchhelfen.

Einzelne dieser verwegenen Burschen ziehen auch allein mit Pferd und Büchse und Decke in den Wildnissen umher und fristen ihr Leben vom Ertrage der Jagd. Dann kommen sie Monate lang unter kein festes Dach, die große wilde Natur überwältigt sie vollständig, ihr Aufputz wird roh und phantastisch im Geschmack der Indianer, wie diese werden sie scheu und rückhaltig vor den Weißen, und das Ende ist, daß sie sich eine Indianerin zugesellen und von den Ansiedlungen ganz zurückziehen. Für die Wilde aber ist es der Gipfel der Ehre und des Glücks, das Weib eines weißen Jägers zu sein; sie ist ihm treu und wachsam wie ein Hund, besorgt sein Lager seine Hütte und jeden Gang und jede Arbeit mit rührender Geduld, und bringt ihrem Gefährten bald zwei oder drei Buben zur Vermehrung jener häßlichen Menschenrasse, welche man indianisch Halbblut nennt.

Andere Weiße, welche sich den wilden Reizen des einsamen Jagdlebens ergeben, streifen gewöhnlich nur auf dem etwa zweihundert Meilen weiten Landgürtel umher, der die Ansiedlungen von der völligen Wildniß trennt. Es sind ge-

wöhnlich ernste schweigsame, aber gutmüthige und treue Menschen; einen Schimpf jedoch ertragen sie nicht und ihre Rache trifft, wenn auch erst nach Jahren, so sicher wie das Blei ihres Büchsenlaufs. Wochenlang bringen sie einsam in den tiefen Wäldern und auf der hellen Prairie zu, streifend auf fette Bären und Hirsche. Nur um die Schärfe von Blick und Hand zu prüfen, schießen sie den Adler herunter, der hoch oben über dem Wäldermeer in den blauen Lüften seine stillen Kreise zieht, von unten aus den grünen Grüften nur dann sichtbar, wenn die Sonne seinen Hals beglänzt. Die Ehre einen Panther zu jagen, ist jetzt äußerst selten geworden. Auch Biberfallen zu stellen, verlernt man, weil der Biber sich gar zu weit zurückgezogen hat. Der Jäger baut sich hier oder dort, je nachdem die Jagd ergiebig ist, das nächste Jahr vielleicht viele Tagereisen weiter, sein höchst dürftiges Blockhaus; kaum hält es Sturm und Schnee ab, ein tagelanger Regen dringt regelmäßig durch. Wenn es hoch kommt, zieht der Inhaber nahebei etwas Mais und Bohnen. Statt dessen füllt er seine Hütte mit Hirschschlegeln, Bärenschinken, wildem Honig und Ahornzucker. Dafür tauscht er ein, Pulver Blei Kleider und ein wenig Mehl. Ein solcher Jagdmann ist auf fünfzig Stunden in der Umgegend bekannt, bei dem Hinterwäldler und in der Hütte des Indianers; der Jäger bringt der Rothhaut wohl einmal eine Flasche Whisky und der Indianer überläßt ihm eine Nacht Hütte und Squaw. Wenn der Jäger auf seinen Streifereien keine menschliche Wohnung in der Nähe weiß, macht er sein einsames Nachtfeuer am Waldsaume, wo es trocken ist und er weithin blicken kann. Selten jedoch lebt und stirbt noch jetzt Jemand als Jäger. Die Ansiedlungen rücken zu rasch in die Gegend, wo er alle guten Jagdplätze kennt, und mit dem Ansiedler kommt irgend eine Evatochter, welche den wilden Jäger zum gesetzten Farmer macht, wenn er nicht

vorzieht, sich auf Pelz- und Holzhandel oder dergleichen zu verlegen.

All die vorbezeichneten Gruppen bringt in ständige Verbindung mit einander der wandernde Händler. Der Handel ist das wahre Leben Amerikas und erhält seine Bevölkerung in fortwährender Bewegung, in rastlosem Sinnen und Trachten. Außer den Kaufleuten und Krämern, welche in den aufblühenden Städten und Städtchen ihre festen gewinnreichen Plätze finden, giebt es noch eine Menge von Händlern, welche ruhelos umherstreifen, um zu sehen wo sich ein Geschäft machen läßt. Merkt ein solcher, daß an einem Platze Sachen und Waaren billig sind und an einem andern fehlen, gleich macht er sich auf, kauft zusammen, bringt seine Fässer und Säcke auf Dampfschiffe und Wagen, und fährt hin, wo man seiner Waaren bedarf. Auch das Leben dieser Leute ist eine Kette von Wagnissen und Abenteuern aller Art. Sie streifen bis zu den entlegensten Posten der Metallgräber und Holzfäller, nehmen deren Ausbeute gegen Dollars Mehl Branntwein Kleidungsstücke Geräthschaften und allerlei Tand in Empfang. Auf den ersten Blick erkennen sie, was sich dort finden und verwerthen läßt, und regen die Leute an, es herbeizuschaffen. Auf der untersten Rangstufe der Kaufleute steht der wandernde Krämer. Er zieht mit seinem Wägelchen im Lande umher, öffnet vor den Frauen der Hinterwäldler seine Kasten und schwatzt ihnen mit der geläufigsten Zunge seine Siebensachen auf. Der Indianerhändler versucht sein Glück bei den Wilden und nimmt ihnen durch Pfiffe und Ränke ab, was sie auf der Jagd erbeuten und was sie an Geldern von der Regierung für abgetretene Ländereien bekommen. Wo die Blockhütten der Hinterwäldler dichter stehen oder Schaaren von Metallgräbern und Holzfällern längeren Halt machen, stellt sich der Ladenhalter ein, ein Kaufmann für alles, hinter und unter dessen Tische sich das Gemeinste und das Feinste

findet, was Menschen und Thiere in jenen entlegenen Gegenden brauchen, ohne es aus erster Hand von der Natur nehmen zu können. Kramschiffe lassen sich von Dampfböten die Flüsse aufwärts bringen und treiben dann stromab, indem sie hier und da anlegen und Handel machen. Mit den früher auf den westlichen Flüssen so zahlreichen Flachbooten, roh zugerichteten langen Fahrzeugen, sind bis auf wenige Reste auch die Flachbootmänner verschwunden. Diese waren die Matrosen des Mississippi, welche die unbehülflichen großen Bretterschiffe mit den darauf aufgehäuften Waaren von Ort zu Ort steuerten, auf den wilden Gewässern Arbeiten Gefahren und Kämpfe aller Art bestanden und zu den lustigsten verwegensten und wüstesten Gesellen unter der Sonne gehörten. Die meiste Poesie des Händlerlebens kosten jetzt noch die Leute, welche aus den Vereinigten Staaten die Waaren über die Prairien weg in's Innere von Mexiko bringen. Ihre langgedehnten Züge von befrachteten Pferden und Maulthieren ziehen Woche auf Woche schwarze Linien durch die grünen einsamen Fluren; unterwegs müssen sie gerüstet sein, einen Strauß mit feindlichen Indianern zu bestehen, und am Reiseziele angelangt bedürfen sie aller Schlauheit und Mannhaftigkeit, das Gesindel unter Behörden und spanisch-indianischem Volke abzuwehren und die größtmögliche Menge von Dollars für die Waaren sicher in ihre Taschen zu bringen. Es war früher die Rede davon, die Kameele zu diesen Waarentransporten zu benutzen, denn die Amerikaner haben auf alles in der Welt ein Auge was sie vielleicht brauchen können. Ehe indessen jene Wüstenschiffe des Orients und Afrikas in der neuen Welt in hinlänglicher Zahl im Gange wären, würden sie durch die rasch entstehenden Eisenbahnen überflüssig werden.

Die gemeinsame Sprache, welche all die bezeichneten Gruppen und Arten der Pionire mit einander verbindet, ist die englische, die Sprache, welche jetzt am weitesten auf der Erde

geht. Die englische Sprache ist, wie die deutsche in der Wissenschaft, die französische in der höheren Gesellschaft, vorherrschend im Welthandel und überall auf den Meeren und in den Wildnissen und unter entlegenen Völkern, wo die Kraft und Kunst des Europäers sich geltend macht. Jedoch hört man unter den Kulturpioniren in Nordamerika auch Französisch, Deutsch und Spanisch. Der Kentucky'sche Schlag ist es aber, nach dem sie am meisten arten. All das wilde Volk, das vor hundert Jahren aus den südlichen und mittleren Staaten über die Alleghanieberge stieg und den Mississippi hinaufschiffte und im Kampfe mit der Natur und den Indianern mitten durch die weiten Wildnisse die ersten dünnen Kulturstriche zog, in welchen Ansiedlungen und Familien aufwuchsen, hat seinen Nachkommen die gemeinsame ächte Hinterwäldlernatur hinterlassen, welche man die Kentucky'sche nennt. Der Kentuckier bringt überallhin seine riesige Körperstärke, seine Tollkühnheit, den ungeschlachten Trotz, das warme Herz und den unverwüstlichen Humor. Nächst dem Kentuckier ist am meisten vertreten der Yankee, der trockne harte Spekulant und Arbeiter im Kleinen und Großen. Unter dem gemeinen Troß der Jäger Holzfäller und Metallgräber hält sich der Yankee nicht lange auf; denn er versteht Rechnen und Handel und Wandel, bekommt leicht etwas Kapital in die Hände und stellt sich als Unternehmer an die Spitze dieser Fischzüge in der Wildniß. Der französische Amerikaner, — das heißt der aus dem Norden, nicht der sinnliche und laue Kreole aus dem Süden, — ist der geborne Jäger, der geduldigste Pfadsucher und Karrenführer in den Einöden, der geschickteste Matrose auf den großen Flüssen und Seen, aber selten wird er ein fester Ansiedler. Auch der spanische Amerikaner stellt sich ein unter den Jägern und Metallgräbern; für den Ackerbau hat er nicht Ausdauer und ist ihm der Gewinn nicht lockend genug. Der Deutsche ist unter allen Gruppen zahlreich, verhältnißmäßig

am wenigsten unter den entlegenen Hinterwäldlern. Zu diesen flüchtet sich nur der gebildete Deutsche, um in Arbeit und Oede Trost zu suchen für die Wunden seines zerissenen Gemüths, — im besten Falle ein rechter Narr, im gewöhnlichen ein armer unglücklicher Schelm, dessen Elend und Seelenleiden der schweigende Urwald bedeckt. Deutsche aus solchen Klassen, welche die Gewöhnung an Handarbeit mitbringen sind in der Regel zu gescheidt, um sich anders als in kleinen gemeinsamen Ansiedlungen soweit in die Wildniß hinein zu wagen. Sie überlassen die erste rohe Arbeit der Liebhaberei der Kentuckier und Yankees, kaufen ihnen später die gelichteten Plätze ab und machen nach und nach stattliche Gehöfte daraus. Bei sonstigen Unternehmungen in der Wildniß nimmt der Deutsche häufig in der Führerschaft die nächste Stelle nach dem Yankee ein. Als Führer von kleinen Handelskaravanen haben sich schon mehrere Deutsche ausgezeichnet und Vermögen erworben.

Zu welchen Völkerstämmen und Geschäften sich indessen die Kulturpionire auch bekennen, immer findet man bei ihnen in den Grundzügen denselben Charakter und Ideengang, dieselben Sitten und Gebräuche.

Zuvörderst irrt sich, wer bei ihnen steten Hang zur Unordnung und Losgelassenheit voraussetzt. Dieser Hang greift nur Platz außer der Arbeit, bei dieser selbst bekunden sie vorzüglichen Ordnungssinn. Verstand und Erfahrung haben sie gelehrt, daß ihre langen und mühseligen Arbeiten nur dann gedeihen, wenn sie nach festen Regeln zusammen wirken. Da sind zuerst gewisse Gesetze, welche sich in der Wildniß durch die Ueberlieferung forterben, und so alt sind als der erste Axt- und Ruderschlag, als der erste Büchsenschuß, der durch die Einöden hallte. Es ist das Naturrecht der Wildniß, in wenige einfache Artikel gebracht. Der eine Theil soll möglichst genau den Augenblick feststellen, wo das Occupationsrecht, das Recht

der ersten Besitznahme in Vollzug gekommen; der andere Theil bestimmt, wann Lagerplatz Hütten Geräthe Holzschlag Anbau auf Metall und dergleichen als preisgegeben und wann Hausthiere als in den Zustand der Wildniß zurückgekehrt zu betrachten sind. Diese Gesetze werden ernst und sorgfältig beobachtet, wer sie verletzt, hat sich durch die That selbst verfehmt, und ohne Mitleid und Erbarmen trifft ihn die gemeinschaftliche Rache. So besteht unter den Vorsiedlern das alte Gesetz, daß jeder Mann auf ungefähr hundertsechszig Acker Wildland sein Besitzrecht blos dadurch gründen kann, daß er ein paar Bäume fällt oder anhaut, oder ein paar Stämme Baumrinden und Zweige zusammenschleppt und eine Art Hütte daraus macht und einen Feuerplatz davor. Auch der Staat, wenn er dem Vorsiedler nachrückt, erkennt dies Recht theilweise an; denn kommt das Land, wo jener sich eingehockt hat, zum Verkaufe, so braucht er nur seinen Anspruch anzumelden und kann jetzt während zweier Jahre das Land zu einem mäßigen Preise kaufen. Ist dieser Zeitraum verstrichen, so könnte freilich jeder Fremde das Land von der Regierung kaufen und den Hocker von seinem Eigenthum vertreiben. Dazu würde er aber weder Hülfe finden, noch würde es ihm ungerächt hingehen. Denn noch immer besteht unter den Vorsiedlern, wenn auch der geordnete Staat sie mit seiner Herrschaft schon erreicht hat, ihre Clublaw, ihr Genossenrecht. Der Ankäufer, der sich mit dem Vorsiedler auf seinem Grund und Boden nicht gütlich abfinden wollte, würde von den Umwohnenden bald die Botschaft erhalten: sie sähen ihn nicht mehr als Nachbar an. Was wollte er dann anfangen! Nirgends fände er Hülfe und Schutz in der Einöde. Ein Stück Vieh nach dem andern, das er des Morgens erschossen bei seiner Hütte fände, würde ihn mahnen: Vertrag dich oder flieh. Auch in andern Sachen entscheidet in der Wildniß das Genossenrecht, das ist der Wille der Mehrheit, der sich in Noth-

fällen auch durch eine förmliche Versammlung oder durch ein bestelltes Geschwornengericht ausspricht; das natürliche menschliche Gefühl von Recht und Unrecht ist hier der Richter. Wo Jemand gegen einen Räuber Dieb oder groben Beleidiger sein Recht der Selbsthülfe gebraucht hat, bedarf er nur der Rechtfertigung bei seinen Genossen und wird allemal Zustimmung finden. Seine sonstige Gesellschaftsverfassung giebt sich jeder Haufe selbst. Wo kein Unternehmer an der Spitze ist, wird der Gescheidteste und Tüchtigste förmlich oder stillschweigend zum Hauptmann gesetzt, und so lange er nicht gegen den Willen der Mehrheit verstößt, unterwirft sich alles seinem Ansehen. Nur die Deutschen haben in dieser Beziehung eine nationale Schwäche. Bei ihnen ist Hader Eigensinn Parteiung und endlich Zerfall einer gemeinschaftlichen Unternehmung etwas sehr Gewöhnliches. Der genossenschaftliche Sinn, die Neigung und Fähigkeit, sich freiwillig und dauernd unterzuordnen unter ein gemeinsames Haupt und Gesetz und Ziel, — dieser edle Sinn welcher Hebel und Anker der staatsbürgerlichen Freiheit ist, in dessen fester und fruchtbarer Uebung die Deutschen früher allen Völkern vorangingen, kam wie es scheint ihren Nachkommen nur zu sehr abhanden.

Ein zweiter Charakterzug unserer Pionire in den Wildnissen ist eine ernste und düstere Religiosität. „Wer nicht beten kann, soll auf das Meer geschickt werden.“ Dieser Spruch bewahrheitet sich auch in dem Ozean der Wälder und Prairien. Die Unermeßlichkeit der Naturumgebung, ihre ernste Majestät und Ruhe, die plötzlich heranwogenden Schrecken der Wildniß, die tägliche Erfahrung wie der beste Plan, das kräftigste Leben zerschellt an etwas vorher nicht Gewußtem und nicht Bedachtem, — durch solche unaufhörlich fortgesetzten Eindrücke wird der Leichtsinn ausgetrieben und das Gemüth ernst gestimmt. Wer viel in einsamer Natur lebt, ist immer religiös: die Ge-

seligkeit, welche dem Menschen mehr Sicherheit des Lebens und Erwerbes verbürgt und mehr abwechselnde und hinreißende Genüsse giebt, entkleidet ihn ebenso leicht des religiösen Ernstes, als sie wieder die reinsten und zartesten Blüthen frommen Sinnes erzeugt. Die Religion des Bewohners der Wildniß ist die Ehrfurcht vor der ewigen Gewalt über Leben und Tod. Mit dieser Ehrfurcht verbindet sich leicht ein Aberglauben an geheime und wunderbare Kräfte und an die Mittel, sich ihrer zu versichern. Am meisten religiös ist der Ansiedler in den tiefen Wäldern und der Jäger, am allerwenigsten der Händler. Zu Zeiten ergreift die Hinterwäldler ein wahres Hungern und Dürsten nach religiöser Nahrung. Dann eilen sie viele Tagereisen weit zu den methodistischen Waldlagern, deren entsetzliche Aufregungen eben nur in dem düstern und rauhen Leben kentuckischer Hinterwäldler ihren Ursprung nehmen konnten.

Ueberhaupt ist die geistige Habe all dieser Arbeiter und Ansiedler in den Wildnissen hart und roh zugehauen. Sie sind merkwürdig geschickt in Handgriffen und Listen und reich an Einfällen in allen Dingen ihres täglichen Geschäftes und Verkehres; ein deutscher Bauer macht darin ihnen gegenüber eine plumpe hölzerne Figur. Allein dieser deutsche Bauer hat dennoch mehr Reichthum des Geistes und Herzens als jene Leute, deren Inneres so trocken und unfruchtbar bleibt wie steiniger Boden. Doch das ist ein Mangel, den sie mit fast allen ihren Landsleuten theilen.

Will man den Amerikaner, dessen Vorfahren einst fast überall in ähnlichen Zuständen waren, vollständig kennen lernen, so muß man den Charakter studiren, wie er sich im Kampfe mit der Wildniß bildete. Rach- und Händelsucht, Jähzorn, Leidenschaft für das Hazardspiel sind Eigenschaften, welche sämmtliche Kulturpionire theilen, am meisten haben sie die Metallgräber und Holzfäller, am wenigsten die Hinterwäldler.

Das ist die Kehrseite des Kraftgefühls, das diesen Männern in Brust und Armen siedet und sich Luft macht in tollen Streichen. Das Bewußtsein, wie oft sich diese Kraft erprobt hat, giebt ihnen einen ruhigen Stolz, eine stählerne Ausdauer und eine Unternehmungslust, die in Erstaunen setzen. Sie machen sich an Unternehmungen, bei deren Gedanken schon den gewöhnlichen Kulturmenschen Zittern ankäme. Ihre Phantasie ergeht sich deshalb in abenteuerlichen Erzählungen und Vergleichen, und so große Lügner auch die Jäger und Seeleute in Europa, sie sind darin unschuldige Kinder gegenüber den Leuten in den wüsten Wäldern und Prairien von Nordamerika.

IX.

Junge Städte im Westen Nordamerikas.

Die Städte eines Landes, in welches sich die Geschichte nur eben erst hier und da etwas eingekerbt hat, können noch wenig von großen und seltenen Begebenheiten erzählen. Die Städte in Nordamerika, so jung sie sind, erleben jedoch manchmal ganz eigenthümliche Schicksale, wie in keinem andern Lande. Wir meinen hier nicht, daß sie häufig mit den hübsch gezeichneten Hallen und Kirchen und den breit und in schönster Regelmäßigkeit ausgelegten Straßen auf dem Papiere stehen bleiben, während in der dumpfen Waldung, die noch auf dem Stadtgebiete wogt, kein Anderer wohnt, als ein Agent von Landspekulanten, und verlockte Einwanderer, denen Entbehrung und Fiebernoth auf dem Gesichte steht. Wir haben auch nicht blos solche Städte im Sinne, welche an Flüssen und Seen ganz ausgezeichnet zum Handel gelegen waren, in wenigen Monaten rasch aufblühten, und doch nichts anderes wurden, als ein weiter Kirchhof für Millionen von Dollars und Tausende von Menschenleben. Die Ueberschwemmungen und die giftige Luft haben dort die Leute wieder weggetrieben, und es ist von allen Anstrengungen nichts mehr übrig, als einige elende, halb schon in den Sumpf versunkene Hütten. Auch

mit den Umbauten, welche stufenweise jede amerikanische Stadt gleich im Großen durchmacht, wollen wir uns hier nicht lange aufhalten. Es sind das aber folgende vier Umwandlungen. Erst fängt die Stadt an mit Blockhäusern und Bretterhütten, die zweite Ausgabe besteht in zierlichen und festern Holzhäusern, die dritte nimmt sich ihr Baumaterial aus Backsteinen, und vielleicht kommt noch eine vierte Ausgabe in stattlichen kunstverzierten Wohnungen. Diese Verbesserung der Stadt geschieht nicht langsam und vereinzelt, je nachdem hier und dort ein Hausbesitzer mehr Geld und Baulust bekommt, sondern die ganze Stadt, oder doch, wenn einige Stadttheile den später angebauten schon voraus sind, ein ganzes Stadtviertel zieht auf einmal ein neues Kleid an. Es ist das gerade so, wie der Amerikaner seinen Anzug aufträgt, ohne Schuster und Schneider mit Flicken zu bemühen, bis er eines guten Morgens in ein Kleidermagazin tritt und von Kopf bis zu Fuß neugekleidet wieder herauskommt. Das Feuer ist ein vortreffliches Mittel, um reine Bahn zu machen, und man kann ungefähr die Zeit vorher wissen, wo die Zeitungen verkünden werden, daß dieser oder jener Stadttheil, hier oder dort eine neue Stadt durch den unglücklichsten Zufall von der Welt aufgegangen ist in Rauch und Flammen. Die Versicherungsgesellschaften kennen den Schwindel, und richten Prämien und Versicherungszeit danach ein. Nur im eigenen Hause des Versicherten darf das Feuer nicht ausgebrochen sein, wenn er sofort die neuen Baugelder ausbezahlt haben will; für seine Nachbarn ist das freilich um so schlimmer.

Diese in Bausch und Bogen vor sich gehende Umwandlung einer Stadt ist merkwürdig genug, aber seltsamer noch, daß Städte ohne abzubrennen, in Bausch und Bogen und oft in einem Jahre ihren Werth verlieren, wie eine Waare nach welcher keine Nachfrage mehr ist. Man trifft hin und wieder in den Vereinigten Staaten auf solche noch ganz hübsch mit

Häusern besetzte Plätze, welche gleichwohl wie Städteleichen aussehen. Das Leben ist daraus entflohen, die Windladen hängen schief, Fenster Thüren und Dächer machen Anstalt breit Luft einzuathmen, hochüppiges Unkraut nimmt seine alten Stellen wieder ein auf den Straßen. Die Leute, welche noch in diesen Häuseransammlungen wohnen, glätten, wenn sie einen Fremdling sehen, schnell die Falten aus ihrem Gesichte und fragen ihn, ob er ein Haus kaufen wolle. Er könnte vielleicht halbe Straßen kaufen für ein Billiges.

Städte dieser Art haben gewöhnlich ein kurzes fröhliches Frühlingsleben gehabt, sie erwuchsen gleichsam über Nacht mitten im Walde oder in der wilden Prairie, man konnte die Bäume nicht schnell genug weghauen, als die Häuser Platz verlangten. Die Menschenströmung zog über solche Stellen, oder hielt sich auch wohl ein paar Augenblicke da auf; sie bedurfte Häuser dort, Waaren und Werkhütten, sie entstanden: — die Verkehrsströmung nimmt einen andern Weg, und Häuser Waaren und Werkhütten werden entwerthet. Das ist die Geschichte dieser Städte.

Es giebt hauptsächlich drei solcher städteerzeugenden Ursachen, welche sich im Verfolg leicht in städteverwüstende umkehren.

Die erste ist das Flüssigwerden, das Ausbeuten neuer Handelsartikel auf noch unberührtem Gebiete. Der Ruf verbreitet sich, daß in einer Gegend Blei, Kupfererz, Steinkohlen oder gar Gold zu graben, oder ein Reichthum von Wild und Pelzwerk und guten leicht verschiffbaren Bauhölzern vorhanden sei. Sofort machen sich aus nahen und entlegenen Städten und Ortschaften Kapitalien und Arbeitskräfte auf nach dem gelobten Lande, es entsteht dort ein Zusammenfluß von Menschen, die Geld verdienen und Geld ausgeben können. Gleich ist der kluge Yankee hinter ihnen her und eröffnet dort seine Gast- und Speisehäuser und seine Waarenläden. Handwerker

finden sich ein und schlagen ihre Werkstätten auf. Sehr bald entsteht ein geordnetes Gemeindewesen mit selbstgewählten Beamten, auch die Prediger bleiben nicht aus, und die netten Bretterhäuser bilden eine Straße nach der andern. Allein wie bei der amerikanischen Landwirthschaft, so legt man sich auch hier nur auf den Raubbau. Man entrafft dem Boden und den Wäldern so hastig und so roh, als es nur gehen will, ihre Schätze; an einen regelrechten, alles benutzenden Betrieb, der auch auf die Zukunft ein Auge wirft, ist gar nicht zu denken. Die Oberfläche ist daher bald ausgeschöpft, die tägliche Arbeit wirft nicht mehr den gewünschten Gewinn ab, und die Arbeiter wandern haufenweise wieder weg, oder es zieht sie auch nur das Gerücht fort, daß es an einem andern Platze noch besser gehen soll. Vielleicht war sogar die ganze Geschichte nur eine tolle Spekulation von ein paar Leuten, deren Bankerott dann einen lähmenden Rückschlag übt. Der Yankee packt also seine Waaren und Geräthe zusammen und begiebt sich wieder auf die Reise; es folgt ihm jeder, der sich noch losmachen kann, und diejenigen, welche nirgends anders mehr hin können, versuchen erst nach und nach, ob in der Gegend auch Viehzucht und Ackerbau lohnt. Können sie dabei, wie man sagt, ihr Leben machen, so kann vielleicht nach einer ziemlichen Reihe von Jahren die Stadt wieder bessere Zeiten sehen.

In Europa kommt in Berggegenden etwas Aehnliches vor, wenn die Gruben erschöpft sind, und Berg- und Hüttenleute sich nach andern Bergwerken wenden. Jedoch von Anfang an ist hier alles auf solidern Fuß eingerichtet, Feld- und Gartenbau nebst Viehzucht ernähren gleich einen Stock ständiger Bewohner. Diese wissen auch nicht, wo sie so schnell hin sollen, denn in Europa ist alles schon besetzt; man muß daher an dem Orte, wo man einmal sitzt, schon auf Ersatzgeschäfte sinnen. Der Verfall tritt daher in Europa an solchen Orten,

wenn er einmal unabwendbar ist, erst nach einer Anzahl von Jahren ein. Namentlich der Deutsche steckt in den Boden, den er zu bearbeiten anfängt, gleich etwas ich möchte sagen von seinem Geist und Gemüth hinein, und wenn ihm dieses dann aus Baum- und Bauwerk wieder entgegenblüht, so ist ihm das Stückchen Erdboden so lieb geworden, daß er es ohne wirkliche Noth nicht leicht wieder verläßt. Der Amerikaner kennt nichts der Art, was ihn so anheimeln könnte, ihm ist das ganze weite Land, mit allem was in und über der Erde ist, eben nichts anderes als ein Beutefeld. Wo durch Verstand und rasche Thätigkeit nichts mehr zu erraffen ist, packt er ohne weiteres auf und zieht irgendwo anders hin. Häufig thut er es auch noch früher, blos weil die Veränderungssucht, die Lust an neuen Dingen und Geschäften ihm zur andern Natur geworden ist.

Eine andere Ursache, welche Städte hervorzaubert, liegt in der Richtung, die eine Handelsstraße nimmt. Erst suchen Saumthiere und Ochsenwagen mühsam ihren Weg durch die Wildniß, und die leichten Kähne und Flachboote ihre gefährliche Bahn auf den weiten strudelnden Gewässern. Aber sie genügen, um an Haltpunkten und Kreuzwegen Städte hervorzurufen, weil die Händler und Boote gleich in ganzen Zügen ankommen und ihnen Wirthe, Kaufleute, Handwerker und Versender nöthig sind. Steigt der Verkehr und vermehren sich die Ansiedlungen der Farmer in der Umgegend, so verbessert sich der Landweg zu einer regelrechten Fahrstraße, ihr folgt später der Kanal mit den langen Reise- und Waarenbooten, und endlich die Eisenbahn. Die Seen und Flüsse aber werden nach und nach belebt durch immer größere Dampfschiffe, welche auf leichtem Holze die Fluthen durchschneiden und den Weg verkürzen. Dabei wird es einstweilen bleiben, bis andere Bewegungsmittel, welche noch schneller und billiger sind als Eisenbahnen und Dampfschiffe, uns zu Ge-

bote stehen. Daß sie einmal und vielleicht bald ausgesonnen werden, daran zweifeln wenigstens in Amerika wohl wenige mehr.

Indeß halten wir uns jetzt nur an die Reisemittel, die wir schon haben. In derselben Stufenfolge, als die Verkehrsstraßen häufiger und schneller befahren werden, vermehren und vergrößern sich auf ihrer ganzen Länge die Ortschaften und Städte. Jedes Dampfschiff das anlegt, jeder Wagenzug der anhält, setzt einige Leute ab und zieht andere aus der Umgegend herbei, welche dort Geschäfte machen lernen und sich nach und nach auch ansiedeln. Je schwunghafter der Verkehr auf der Handelsstraße wird, desto rascher wächst die Bevölkerung, desto mehr Arbeitskräfte und Reichthümer häufen sich dort an. Auf einmal stockt die Zufluth, es sind andere kürzere und vortheilhaftere Straßen gebaut, und die Strömung des Verkehrs, welche auf allen Haltstellen Goldkörner absetzte, gleich wie ein Fluß an sonnige Uferplätze mit tiefem Wasser die Fische heranspült, verläßt die alte Richtung und lenkt in die neue ein. Dann beginnen sich in jenen Städten die sorglichen Gesichter zu zeigen, welche immer länger werden, je dünner die Reise- und Waarenzüge auf der alten Bahn ausfallen. Alsbald beginnt eine Auswanderung. Erst wird der Abfluß der Kapitalien merklich, welche sich beeilen, an begünstigteren Orten zu spielen; dann ziehen ab viele Großhändler und Mäkler, und mit ihnen geht die Menge der Clerks, der jungen Leute, welche sie als Schreiber beschäftigen. Auch Kleinhändler Doktoren Advokaten und zuletzt Handlanger Karrenführer und Handwerker finden es allmählig gerathener, ihre Hausgötter, welche vor Wanderlust unruhig werden, nach den lebhafteren Plätzen zu tragen. Der Rest, welcher nicht fortwandert, besteht in solchen Industriellen, welche festbegründete Anlagen haben, deren Einträglichkeit nicht mehr blos von örtlicher Fluth und Ebbe des Verkehrs abhängt, und jene Doktoren Prediger

Kaufleute und die Menge der Handwerker, die ihre Geschäfte nicht mehr ausdehnen wollen. Regelmäßig zurück bleibt die Mehrzahl der deutschen Handwerker und der deutschen kleinen Grundbesitzer, denen es einmal wie Blei in den Gliedern liegt. Diese benutzen jetzt aber die gute Gelegenheit, sich bessere Häuser und kleine Farmen in der Nähe zu kaufen.

Einige Jahre hindurch wird es nun in einer solchen Stadt merkwürdig still im Vergleich mit dem Leben, welches sie früher durchbrauste, und ihre Bewohner befleißigen sich einer ehemals hier nie gekannten Bescheidenheit. Das gesellige Leben aber wird unter ihnen nun freundlicher, ja es bekommt einen Hauch von Gemüthlichkeit. Die Leute betrachten einander als eine vom großen Heereszuge zurückgelassene Schaar. Nach einer Reihe von Jahren wird dann die Umgegend mehr besiedelt, und der dadurch gesteigerte Verkehr bildet einen natürlichen Ersatz für den verlorenen. Er ruft nicht mehr mit einem Schlage Geschäfte und Gebäude hervor, wie der Volksstrom, welcher zwischen Osten und Westen hier durchjagte; was aber durch jene langsam anwachsende Bevölkerung der Umgegend geschaffen wird, das ist gleich anfangs mit mehr Dauer und Manier begabt. Als den Zeitpunkt, wo die natürliche Genesung einer solchen Stadt vollendet ist, kann man das Jahr betrachten, in welchem die Farmer der Umgegend anfangen, dort ihre landwirthschaftliche Ausstellung, und die benachbarten Prediger und Advokaten, ihre regelmäßige Versammlung zu halten.

In Europa giebt es ebenfalls große und kleine Städte, welche die Ebbe der Handelsströmung, die sie mit Leben erfüllte, wie Fische auf dem Trockenen liegen läßt. Dann erhält der ererbte Reichthum noch Jahrhunderte hindurch der Stadt die zahlreichen und angesehenen Familien, und die Solidität der einmal gegründeten großen Geschäfte ist der Art, daß sie noch auf viele Menschenalter sich künstlich den Verkehr in die

Weite schaffen, wenn der natürliche Zufluß schon aufgehört hat. In europäischen Ländern ist es gar nicht so leicht, Nebenbuhler berühmter Handels- und Gewerbsplätze zu werden, es gehören nicht blos beträchtliche Baarmittel, sondern auch bedeutende Kenntnisse dazu. Die Nanteser z. B. sahen mit Mißmuth der nahen Zeit entgegen, wo St. Nazaire, welches zwölf Stunden tiefer an der Loire liegt, mit ihrer Stadt durch eine Eisenbahn verbunden war; denn es siedelten eine Menge Geschäfte sich dorthin über, weil die Schiffe lieber dort ihre Ladung löschen, als daß sie erst den zwölfstündigen sehr beschwerlichen Weg den Fluß hinauf nehmen. Aber so blühend auch St. Nazaire werden mag, Nantes bleibt doch die alte reiche lebensvolle Handelsstadt, und St. Nazaire wird nie etwas anderes als ihr Vorwerk. In Amerika genügt oft schon das Verschlammen des Flußhafens, — wie es durch eine veränderte Strömung der großen Flüsse leicht eintritt, jedoch durch kräftige Arbeit zu hemmen wäre, — um gerade auf dem entgegengesetzten Ufer in zwei Jahren eine neue Stadt entstehen lassen, welche ihrer ältern Schwester die Bewerber zum besten Theile völlig entzieht.

Eine dritte Ursache, welche wie Fluth und Ebbe in Amerika Städte aufblühen und abnehmen läßt, ist die Einwanderung. Auf den Punkten, wo die Schaaren der Einwanderer aus den Wagen und Dampfschiffen steigen, um sich in das umliegende Land zu begeben, entwickelt sich unglaublich rasch eine größere Stadt. Die Familien der Einwanderer verweilen dort ein paar Tage, während die Männer in der Nachbarschaft den Ansiedlungspunkt aussuchen und die ersten Blockhütten aufschlagen. Alle Ansiedler haben mancherlei Geräth für Haus- und Feldwirthschaft, Fenster, Handwerkszeug und dergleichen nöthig, noch mehr, sie müssen das erste Jahr hindurch, oft noch im zweiten, Mehl und Rauchfleisch kaufen; endlich brauchen sie Tag ein Tag aus Kaffee Zucker Kleider Medizin,

Zeitungen, alles das muß an Ort und Stelle beschafft werden. Der erfinderische Yankee sorgt dafür, er langt häufig gleich mit den ersten Einwandererzügen an, schlägt sein Bretterhaus auf, packt seine Waaren aus und eröffnet seine Gast- und Schenkwirthschaft. Wohin nun die Einwanderung einmal eine Richtung bekommen, da bleibt sie in dieser Bahn gewöhnlich ein paar Jahre hinter einander, mit jedem Monat wächst daher die Stadt, wo dieser Strom ausmündet, um sich in zahllosen kleinen Bächen ins Land hinein zu verlaufen.

In welche Gegend die Einwanderung nun gerade eindringen wird, das kann nur ein des Landes lange Kundiger, und oft auch der nicht zwei Jahre vorher, wissen. Regel ist nur, daß die Hauptmasse immer weiter in den Westen hineinbricht, und daß auf dem Wege dahin nach und nach immer mehr Seitenströme abbiegen, um bisher unbeachtete Gegenden aufzusuchen. So giebt es z. B. im Staate New-York noch weite Strecken, welche so naturfrisch mit dichtem dumpfem Urwalde bedeckt sind, als irgend eine Gegend im Westen. Häufig ist es rein zufällig, daß die Einwanderung in einem Jahre gerade diese oder jene Gegend aufsucht, das Land ist dann durch irgend etwas in der Leute Mund gekommen, und hieher rennt alles was eine neue Heimath haben will. Eben so häufig aber sind es die unsichtbaren Hände der Landhändler, welche den nichts ahnenden Einwanderer gleichsam bei den Haaren fassen und ihn nach einem bestimmten Orte ziehen. Denn jeder Einwandererkopf ist für jene Leute seine baaren Dollars werth.

Eben so schnell, eben so zufällig oder künstlich abgelockt verläßt nun der Einwandererstrom eine Gegend wieder. Die Folge davon ist in den vorbezeichneten Städten sofort zu spüren. Erst tritt eine gewisse Schwankung, dann eine Klemme, dann ein völliges Zusammenbrechen in bedeutenden Geschäften ein, der Verdienst hört auf, die Häuser werden billig, die

Stadt prunkt nicht mehr mit den Zahlen der Bevölkerungszunahme, sie sieht nur Abziehenden nach. Diese Erscheinung ist eben so regelmäßig in ihrem Verlaufe als unausbleiblich. Das Geld der Einwanderer hat die Geschäfte hervorgerufen, es hört auf zu fließen, sobald sie angesiedelt sind, denn sie haben es dann für Landankauf und erste Einrichtung ausgegeben. Blieben diese Gelder in der Gegend, so würde der gesunde Geldumlauf, auf welchen der Amerikaner mit Recht so große Stücke hält, nicht gestört; aber das Uebel ist, daß das Einwanderergeld schon in den ersten zwei Jahren nothwendig in großen und kleinen Bächen seinen Abfluß nehmen muß nach den großen Städten, welche weiter nach dem Osten zu liegen. Mit diesem Gelde müssen dort die Kolonial- und Manufakturwaaren gekauft werden, deren Verbrauch in einer neubesiedelten Gegend täglich fortgeht, ohne daß man gleich im Stande ist, sie mit Mehl Fleisch Häuten Ahornzucker, Erzen u. s. w. zu bezahlen. Der Farmer ist schon sehr froh, wenn er in den ersten Jahren nur gerade so viel Korn und Vieh von seinem Lande erzielt, als er selbst nothdürftig braucht. Er muß der Regel nach erst hartes Lehrgeld geben, eine Mißernte, ein Einbruch der Heerde in die Aecker, das Fallen von ein paar Stück Vieh ist im Stande, ihn zu ruiniren oder auf Jahre niederzupressen, auch wenn er ein paar tausend Thaler Geld mitgebracht hat, denn dies ist ausgegeben oder gegen die lockenden hohen Zinsen ausgeliehen; einer ist dem andern verschuldet, aber keiner kann zahlen. Weil dieser Gang der Dinge natürlich ist, deshalb bleibt er auch fast niemals in einer neubesiedelten Gegend aus. Ein vortrefflicher Rath für die Ansiedler wäre daher, einen Theil ihres Geldes in einer der größern Städte im Osten stehen zu lassen und vor dem dritten Jahre nichts davon anzurühren; denn die Noth, welche in den neubesiedelten Gegenden in den ersten Jahren herrscht, erreicht oft eine fürchterliche Höhe. Manche Familie

sehnt sich Monate lang danach, daß ihre Kuh wieder Milch gebe, weil ihnen die Butter das Fleisch im Haushalte ersparen soll. Im Besitze von werthvollen Dingen muß sie dennoch die Schrecken der Armuth ertragen. Die einzige Hoffnung ist auf neue Einwanderer, denn diese bringen nothwendig neues Geld in die Gegend, weil sie Land, Vieh, Geräth und Arbeit kaufen müssen. Man kann sich daher schon aus diesem Grunde manche Einladungsschreiben in die liebe Heimath erklären, wenn auch nicht sonst noch hundert andere Ursachen selbstsüchtiger Natur mitwirkten, Verwandte und Freunde zu sich heranzuziehen. Die Ansiedler können aus purer Noth in der Stadt nichts mehr kaufen, und selbst wenn sie Stücke ihres oben angekauften Landes wieder losschlagen wollten, bringen sie die alten Schulden und Wucherzinsen nicht mehr auf. Die Folge davon ist, daß die Stadt ein paar Jahre hindurch still und traurig wird; sie kann ihren eigenen Bedarf an Kolonialwaaren Kleidern Geräthschaften und all dem andern, was aus den schon lange angebauten Ländern bezogen wird, nicht mehr bezahlen. Beinahe jede Stadt an den großen Seen und Flüssen hat eine solche böse Zeit zu bestehen gehabt oder befindet sich noch jetzt darin.

Das aber ist gewiß, daß gerade solche Städte, welche in Folge der Einwanderung in das benachbarte Land entstanden, nach einer Anzahl von Jahren sicher wieder empor kommen. Endlich fangen doch auch die Farmer der Umgegend an, Produkte in solcher Menge zum Verkauf zu erzeugen und zuzubereiten, daß man nun mit den ältern Städten in regelmäßigen Handelsverkehr eintreten kann und dadurch sich ein gesunder Geldumlauf wieder herstellt. Es kommt vor, daß eine neu besiedelte Gegend mit ihrer Stadt lange, lange in Armuth und Trostlosigkeit stecken bleibt, und das ist dann der Fall, wenn keine neuen Einwanderer mit ihrem Gelde die ältern Ansiedler in die Höhe bringen, oder sonst sich keine ganz besondere Erwerbsquelle für die Gegend findet. Regel ist es

jedoch, daß Städte, welche durch Einwanderung von Farmern hervorgerufen werden, von Anfang an mit den Bedingungen ausgestattet sind, nach welchen jede amerikanische Stadt einem wenn auch langsamen, doch sichern Aufblühen entgegensehen kann.

Diese Bedingungen sind einfach folgende drei: erstens ein reich besiedeltes Hinterland mit ständigem Ackerbau, zweitens eine Lage an Flüssen Eisenbahnen Kanälen oder doch guten Landstraßen, drittens gesunde Luft mit gesundem Wasser.

Beginnt eine Stadt, ohne Farmer in der nächsten Nachbarschaft von zehn bis fünfzehn englischen Meilen die Kunde zu haben, so bleibt sie ein künstliches Werk, das zerfällt, wenn der Wind, der es zusammengeblasen hat, eine andere Richtung nimmt. Im ersten Falle aber macht die Stadt zwischen den Farmern und den Abnehmern landwirthschaftlicher Erzeugnisse theils den Zwischenhändler theils den Zubereiter. Das Besorgen des Umtausches zwischen dem, was der Farmer nöthig, und dem, was er selbst auf den Markt zu bringen hat, und das Zurichten des einen und andern nach beiderseitigem Geschmack bringt Geld und Arbeitskräfte in die Stadt. Diese steigt daher im selben Grade, als die Farmer ihres Hinterlandes mehr bezahlen können. Wie viele Hände beschäftigt nicht allein das Mahlen des Korns, das Anfertigen der Fässer für das Mehl, das Verpacken und Versenden! Umgekehrt, die Kleiderstoffe, welche aus dem Osten kommen, wollen in der Stadt erst zu Röcken und Schuhen für die Farmer verarbeitet sein. Letztere wollen auch ihre Zeitung haben, welche die Fruchtpreise und täglichen Ereignisse aus der eigenen Umgegend meldet, also findet sich bald ein Herausgeber ein, der Schreiber und Drucker in Arbeit nimmt. So giebt es tausenderlei Geschäfte, welche schon im zweiten Jahre den An-

siedlern in ihrer Verkehrsstadt nöthig werden; das eine ruft das andere herbei.

Natürlich aber muß man zu der Stadt, soll sie der Verkehrsplatz für die Umgegend werden, eben so gut vom Binnenlande als von See und Fluß, Kanal und Eisenbahn her, gut heran kommen können. Kann der Farmer einen halben Tag Fuhre sparen, so wird er gewiß zu einer näher gelegenen kleinen Stadt gehen als zur entferntern größern. Er wird selbst dahin wirken, daß an einem ihm nächstgelegenen Platze sich Händler und Handwerker ansiedeln und daß sie gute Verbindungswege nach größern Städten bekommen, weil er dann sowohl für das, was er kauft als was er verkauft, weniger Frachtlohn zu tragen hat. Städte, welche an den Wegen und Haltplätzen der Einwanderung entstanden, haben eben deshalb von Anfang eine günstige Lage in gedachter Beziehung und behalten sie auch.

Ein anderes Bedenken ist aber, ob diese Lage auch gesund ist, reine Luft und trinkbares Wasser hat. In Europa setzt man beides von selbst voraus, in Amerika belehren oft erst die Verheerungen, welche von den Fiebern in den ersten zwei oder drei Jahren angerichtet werden, darüber, daß eine junge Stadt auf gifthauchendem Boden gebaut ist. Dann hilft natürlich die beste Lage nicht. Einige Jahre hält sie die Gewinnsucht noch obenauf, welche die Leichen nicht mitzählt, dann aber läßt sich das Uebel nicht mehr verdecken, und der schlimme Ruf verbreitet sich um sie her wie eine Scheidewand, welche sie vom großen Verkehr ausschließt. Die Zahl solcher Städte ist gar nicht klein, welche in der ersten Zeit unter blühendem Namen auch rasch aufblühten und jetzt schon eine Reihe von Jahren dahinsiechen. Sie sagen nicht gern, daß sie keinen Zuwachs mehr haben und daß selbst die in Amerika so zahlreichen Geburten die Lücken, welche der Tod macht, nicht mehr ausfüllen. Mögen sie nur zu Grunde gehen diese

Fiebernester, Gesundheit bleibt am Ende auch in Amerika eines der edelsten Güter. Schade nur um die armen Deutschen, welche sich von solchen Wohnorten des Todes nicht mehr losmachen können.

Nach diesen allgemeinen Umrissen über das Entstehen und die ersten Jahre einer neuen Stadt sehen wir uns näher in ihrem Innern um

Kommt man aus den Wildnissen von den lebhafteren Plätzen der Metallgräber und Holzfäller zurück und in eine junge Stadt des Westens, so scheint anfangs der Unterschied des Lebens und Treibens gar nicht so groß. Nur mehr Leute sind hier auf einen Punkt zusammengedrängt, um ihre Häuser aber wogt noch rings die wilde Natur, und ihre Geschäfte Ideen und Ansichten sind von derselben frischen Luft des Wagens und Abenteuerns, von demselben Raub- und Handelsgeiste gefärbt, wie bei jenen Pioniren der Kultur. Bald aber merkt man, daß hier die Leute wohnen, welche die Arbeiter der Einöden in Bewegung setzen. In ihrem Wirrwarr von halb oder ganz fertigen Häusern Hütten, großen und kleinen Holzschuppen geben sich doch schon feste Linien zu erkennen, welche die künftigen Plätze und Straßen bezeichnen, hier und da erhebt sich bereits ein Steingebäude; an diese Städte also soll das Leben und die Kultur dauernd gefesselt werden. Die Ansiedlung hat eine Zukunft, während jene Pionire von ihrem Thun nichts hinter sich lassen, als eine Feuerstätte, welche der Nachtregen wegwäscht, oder eine rohe Blockhütte, die in Wind und Wetter verfault, wenn sie nicht der nächste Ansiedler zusammenreißt.

Wir versetzen uns in eine eben aufblühende Stadt, in deren großen Gasthofsgebäuden man gebrannte Wasser, dreimal täglich reichliches fettes Essen und eine Schlafstelle erhält, schwerlich aber den Luxus eines eigenen Zimmers. Im Schlafsaal stehen ein halb Dutzend Betten, der europäische

Fremdling, der mit einer Anzahl lautloser Männer hineintritt, wählt sich das äußerste Bett in der Ecke, allein mit Entsetzen nimmt er wahr, daß der erste beste Hinterwäldler ernstliche Anstalten macht, sich brüderlich zu ihm zu legen, statt in das leere Bette daneben. Diese Artigkeit scheint noch aus den Zeiten der Indianerkriege herzurühren, wo es gerathen war, bei nächtlichen Ueberfällen einen Schlafkameraden nahe bei der Hand zu haben. Man ersinnt in der Angst alles Erdenkliche, um sich solche warme Freundlichkeit vom Leibe zu halten und ist froh, wenn sich der Nachbar mit einem „verdammt sonderbarer Bursche" in seine eigene Decke wickelt. Am andern Morgen, wenn der erste Tagesstrahl die Nasen der Schläfer berührt, streckt einer um den andern den Kopf hervor, ein jeder rülpst und seufzt und dann legt sich jeder zurück in ernstem Schweigen. Nach einer kleinen Weile klingelt schallt und dröhnt durch das ganze Haus der Gong, die gräßliche Lärmtrommel der Chinesen. Im Nu fährt alles vom Lager, blitzschnell hat jeder den Hut auf dem Kopfe, geht nach dem Fenster, sieht nach dem Wetter und wünscht dann dem andern ehrbar guten Morgen. Langsam und versenkt in Geschäftsgedanken bekleiden sie darauf ihren Leib, den Hut aber, das Zeichen der männlichen Würde, setzen sie blos den Augenblick ab, wenn es an jenes saubere Geschäft geht, das für die ganze Gesellschaft mit einem einzigen Waschbecken und Handtuch abgethan wird. Bald lärmt der Gong zum zweitenmal, bei dem ersten Klang allgemeines Thürschlagen Rennen und Poltern auf den Treppen, als wäre das Haus im Brande, jeder will zuerst zum Frühstückstisch. Da sitzen sie dann an langer Tafel, an jeder Seite fünfzig und mehr, Speisendunst und dumpfes Schweigen ruht über der langen Reihe, kein menschlicher Ton wird gehört, nur das Knirschen und Arbeiten der Zähne und das Rasseln der Teller und das Rennen der farbigen Diener, welche mit den gefüllten Schüsseln auf und ab

fliegen. Wer es nicht wüßte, glaubte er sähe Sträflinge im Schweiggefängniß, oder der Prediger werde gleich seinen ernsten Vortrag beginnen.

Doch zum Beobachten ist wenig Zeit. Schon hat jeder wieder seinen Deckel auf dem Kopfe und rennt noch kauend auf die Straße. Die sonderbaren Leute! Sie sind sonst so praktisch und wollen auch mit dem Essensgeschäft keine Zeit verlieren: wär es aber nicht viel geschäftsmäßiger, wenn sie menschlicher äßen und zu allen Dingen leichter und gesunder blieben? Es würde am Ende doch mehr abwerfen.

Wir folgen den Herren auf die Straße. Ein eigenthümlicher Anblick, — als wäre eine Stadt abgebrannt und sollte in größter Eile wieder aufgebaut werden. Doch hier ist kein Schutt von zerstörten Menschenwerken wegzuräumen, nur die tausendjährige Schöpfung der Natur wird von einem Fleckchen Erde vertilgt, damit der Mensch Platz habe. Mitten in die Wildniß ist plötzlich ein Stück von der Kultur und Ueberkultur unserer Großstädte geworfen. Wahrhaftig, dort bei dem Restchen von Urwaldbäumen steht ein Indianer vor einem Schaufenster, hinter welchem ein Meisterstück der Landesindustrie aufgestellt ist, der Watten- und Drahtharnisch, den eine Amerikanerin unter den Kleidern trägt, um sich runde Formen zu geben. An jenem glänzenden Hause steht und stiert eine Kuh, fast drückt sie das Spiegelfenster ein mit dem goldschimmernden Porzellan dahinter. Dem Gasthof gegenüber zeigt sich ein ganzes Straßenstück mit hübschen Häusern fertig, sie haben stellenweise schon ein sauberes Steinpflaster vor der Thür, zwischendurch sucht man den Weg über Haufen von Sand Kalk und Backsteinen, zwischen denen einem der Urwaldkoth hinterlistig in die Schuhe läuft. Auf der andern Seite der Straße sind mehr Häuserlücken zu sehen als Häuser, die Säue reiben sich an Baumstümpfen, und die ganze Pflasterung besteht hier aus schwankenden Bretterlagen, durch deren breite

Fugen bei jedem Schritte schmutzige Wellen aufsprudeln. Diese eine Hauptgeschäftsstraße, welche regelmäßig ihren Namen von der Hauptstraße einer ältern Stadt entlehnt, scheint der Kern der Ansiedlung werden zu sollen, wenn diese überhaupt einen Kern enthält. Entstehende Gärten und darin hübschgeweißte Holzhäuschen mit großen Säulenpforten, auf der einen Seite eine Ansammlung häßlicher Holzschuppen, auf der andern eine gothische Kirche von Brettern, Pferdevermietherställe, Milchwirthschaften und glänzende Kaufläden, das drängt sich noch alles durch einander, das eine will über das andere hinaus, und doch steht noch keines auf festem Grunde.

Denn seinen Einwohnern schwebt bereits die große Stadt vor Augen, welche bald hier entstehen soll. Nur vorläufig richten sie sich ein, noch haben sie alle Hände voll zu thun, etwas Geldströmung und Handel herzuziehen. Das eilt und rasselt und treibt sich hastig durch einander, vom Morgen bis zum Abend ist alles in fliegender Geschäftseile. Man sollte glauben, es ständen hier in jeder Stunde die größten Reichthümer zu erobern, und jeder wäre im Wettrennen danach. Und hört man die Leute von ihrer Stadt sprechen, so klingt es wirklich, als sprudelten hier die Gold- wie die Gesundheitsquellen lustig aus dem Boden. Es ist wirklich Stolz und Liebe in ihnen für ihre neue Heimath. Jeder trägt die ungeheuern Hoffnungen, die er von seiner eigenen Zukunft hegt, auf den neuen Platz über. Diese Neigung für den Ort bekundet sich auch darin, daß man ihre Geschichte und Naturumgebung in's Licht zu stellen sucht. Kaum ist die Stadt fünf Jahre alt, so kann man darauf rechnen, daß ein Prediger Advokat und Grundeigenthümer anfängt, die Naturalien und die Indianergeschichten der Umgegend zu sammeln. Der Sinn für die Oeffentlichkeit, für das allgemeine Interesse giebt den Reiz und den Antrieb dazu. Es ist ein wunderbar kräftig wirkendes Mittel, diese Oeffentlichkeit, sie facht Ehrgeiz und Thatkraft

im gewöhnlichen Menschen an und läßt ihn nicht ruhen, bis er etwas thut, was aller Blicke auf sich zieht. Das spornt die Unternehmungslust täglich von neuem.

Die größte Regsamkeit herrscht fortwährend in einer solchen jungen amerikanischen Stadt an ihrem Wharf, am Landungsplatze sei es am Flusse oder am See. Man ist tief im Innern des Landes und doch weht hier etwas wie Seeluft; die Gedanken fliegen über unermeßliche Strecken, als wäre man an den Küsten des Meeres. Das bewirken die großen Flüsse und die Kette von Seen, auf welchen man Schiffe mit Ladungen, wie sie Meeresschiffe tragen, an die Küsten des Ozeans schickt. Die Anwohner der westlichen großen Seen, des Mississippi und Missouri werden selbst in den entlegenen Gegenden des inneren Landes niemals die Schwerfälligkeit des europäischen Binnenländers bekommen. Ihre Gedanken sind gewohnt, mit den raschen Wellen und Schiffen fort und fort zu eilen bis an die großen Seestädte, welche recht eigentlich die Hafenplätze für das ganze Land sind. Freilich, Länder voll uralter eigenthümlicher Kultur, bei welchen die Gedanken stehen bleiben müßten, liegen ihnen nicht im Wege.

Doch die schönsten Wasserstraßen genügen in Amerika nicht mehr. Die Fülle und der Schwung des Handels will raschere Wege nach und aus dem Westen. Kaum ist dort eine Stadt im Entstehen, so denken ihre Bewohner schon an Eisenbahnen. Alle die großen Städte des Westens wetteifern mit einander, ihre Eisenbahnen auszulegen nach allen Hauptpunkten des Verkehres. Wer am ersten damit fertig ist, gewinnt Millionen von Dollars. Kaum sind die ersten Schienen gelegt, so gehen die Unternehmer schon ans Werk, durch die seltensten Mittel die Aufmerksamkeit der ganzen Union auf die neue Eisenbahn zu lenken. Als die Bahn zwischen Chicago und dem Mississippi eröffnet wurde, luden zu ihrer feierlichen Eröffnung die Unternehmer gegen neunhundert Gäste aus allen

Theilen der Union ein. Die Direktionen sämmtlicher Eisenbahnen, welche nach Chicago führen, boten auf das bereitwilligste die Hand zur Verherrlichung des Festes und sicherten allen Eingeladenen volle drei Wochen lang freie Fahrt zu. Jeder hatte deshalb bequeme Zeit, Hin- und Rückreise auch auf Umwegen zu machen. Aber die Eingeladenen wurden nicht blos mit freier Fahrt auf Eisenbahnen und Dampfschiffen und mit Musik Hurrahgeschrei und Festgepränge bedacht, sondern sie waren wirkliche Gäste der Eisenbahnherren; gegen neunhundert wurden wochenlang auf das glänzendste von diesen bewirthet. Eine so großartige Gastlichkeit übt man nur an Königshöfen oder in Amerika. Freilich ist sie gut angewandt, man könnte sie auch eine ächt amerikanische großartige Spekulation nennen. Was wollen bei einem so bedeutenden Unternehmen, das Millionen kostet und Millionen Gewinn in Aussicht stellt, fünfzig tausend Dollars sagen, welche mit der Bewirthung der Gäste aufgehen? Wird diese Ausgabe nicht zehnfach, hundertfach eingebracht werden, wenn durch solche Gastlichkeit all die Berühmten und Bedeutenden unter den neunhundert Eingeladenen sich für die Eisenbahn interessiren, wenn die glänzende Eröffnungsfeier Veranlassung giebt, daß wochenlang im ganzen Unionsgebiete die neue Eisenbahn in Zeitungen, auf Geschäftsstuben, in Familienkreisen besprochen wird, wenn dadurch angeregt sich Tausende mit ihren Geschäfts- und Ansiedlungs-Gedanken der neuen Eisenbahn zuwenden, — wenn endlich längs der ganzen Bahnlinie Niederlassungen Kaufläden Gasthäuser Sägmühlen Fabriken und Städte entstehen? Wo eine Eisenbahn herzieht, da bevölkert sich das Land auf beiden Seiten, da steigt der Bodenwerth rasch von zwei auf zehn und zwanzig Dollar für den Acker, und je rascher dies geschieht, desto größer ist der Gewinn für die Landhändler, unter denen sich sicher auch die Inhaber der Bahnaktien nicht

vergessen haben, desto schneller wächst auch der gewinnbringende Verkehr auf der Bahn selbst.

Es ist wahrhaft wunderbar, wie rasch die eben erst aufblühenden Städte im tiefen Westen das Land mit Eisenbahnen durchzogen haben. Nicht lange mehr wird es dauern, so schnaubt das Dampfroß auch von den St. Antonsfällen nach dem obern Missouri.

Und wird es dort rasten? Freilich noch weiter westlich liegen nur erst kleine Ortschaften und Punkte von Städten, die Ansiedler in diesen Gegenden sind noch jung und spärlich, man kann sie noch bei Tausenden zählen. Und noch weiter westlich hinter ihnen liegen die Prairien, leer und unabsehlich; ihre endlosen Ebenen geben blos Büffelhäute Büffelzungen Pelzwerk wilden Honig Metalle und dergleichen ab. Da hinein verlohnt sich noch keine Eisenbahn, wenigstens jetzt nicht; nach ein paar Jahren, wenn die jungen Staaten dort Volks genug haben, werden sie sich schon nach Eisenbahnen umschauen. Aber weit dahinten, hinter den leeren Prairien, ja hinter den Riesenkuppen und Hochpässen der Felsenberge, da winken Oregon, Californien. Wie glänzt es da, wie wimmelt es da von Leuten und aufschießenden Völkern, wie schnell mehren sich die Städte, welche ungeheure Reichthümer deckt der Boden auf, welche prächtige Bayen hat die Küste, welche herrliche Flüsse und Wälder das Land! Wer schnell da wäre und all das Gute, all das Geld sich heranholen könnte für eigene Waaren! Und dann der unendliche indische Ozean vor den Küsten, San Franzisko ein Hafen wie es keinen bessern auf der Welt giebt. Von San Franzisko kann man nach China und Japan, nach Chili und Peru, nach Ostindien und Australien fahren. Also die große Westbahn! Dieser Gedanke sprang schon, ehe Californien seine Goldschätze ausschüttete, geharnischt aus den Häuptern. Es galt dem ganzen unermeßlichen Waarenverkehr, der von Europa die lange mühselige

Straße um Afrika herum nach Asien und Australien gebracht werden muß, auf einem viel schnellern und kürzern Wege seinen Zug mitten durch das Herz von Nordamerika zu geben. Der Gedanke forderte sein Recht, er ließ sich nicht abweisen, er verlangte That zu werden. Die ganze Gewinnsucht, die ganze sprühende Unternehmungslust, selbst die große Eitelkeit der Amerikaner warf sich auf diesen Plan. Allein das Unternehmen war zu ungeheuer, die Prairien öde, ohne Lebensmittel, manchmal ohne Wasser, vor den Felsengebirgen die weiten Sandflächen, überall raubsüchtige mordsüchtige Indianer, und dann der Wall des Felsengebirges mit seinen selbst im Hochsommer schwer ersteiglichen Pässen. Man machte Pläne über Pläne zu dieser etwa zweitausend englische Meilen langen Bahn, jedoch die Ausführung schreckte noch zurück. Jetzt aber, wo Californien aufgetaucht ist wie ein riesenmäßiges Juwel, jetzt ist kein Halten mehr. Die große Westbahn soll und muß fertig, der atlantische und der indische Ozean sollen sich durch eine Eisenstraße ihre Grüße schicken.

Die Amerikaner haben Lust und Eifer zum Bauen, und Kapitalien und Leute fließen ihnen von allen Seiten zu. Längs dieser Straße werden Städte aufblühen und Farmen und Niederlassungen gegründet werden. Sie wird wie ein breiter belebender Strom die noch unbewohnten Gegenden durchziehen, und nach allen Flüssen und Hauptpunkten Zweigstraßen mit Ansiedlungen besetzt absenden. Jene öden wilden Gegenden, in welchen bisher nur Indianerhorden und Büffeljäger sich tummelten, und die Wagenzüge der Westwanderer die Büchse stets zur Vertheidigung bereit haben mußten, werden sich nach und nach in bewohnte Gebiete verwandeln. Der Waarenstrom, der sich an den Küsten des atlantischen und indischen Ozeans ablagert, wird sich mitten in den Vereinigten Staaten kreuzen. Ueber die Landenge von Panama führen bereits Kanäle und Schienenwege, diese Straße hat den so bedeutenden Vortheil der Kürze

und Wohlfeilheit voraus. Aber die Amerikaner werden nicht müde werden, sie in ihrem eigenen Lande zu überbieten, sie haben Californien vor sich und ihre reichen Seestädte hinter sich. Und haben sie nun Californien auf der Eisenbahn erreicht, dann werden sie längs der ganzen Küste dort zahllose neue Handelsplätze gründen, und sich des Handels von und nach Asien zu bemächtigen suchen. Sie werden sich zahllos an den Küsten von China sammeln, und die Chinesen aus ihrer Ruhe und Einförmigkeit von Jahrtausenden aufstören. Sie werden drängen und wieder drängen, projektiren und wieder projektiren, um in China selbst eine Eisenbahn landeinwärts nach der Mitte von Asien zu Stande zu bringen. Die Projekte der Amerikaner in solchen Beziehungen kennen keine Gränzen, und sie werden es sich ernstlich vornehmen, auf einer Eisenbahn quer durch Asien an einem schönen Morgen die Europäer in deren eigenem Lande zu begrüßen.

Das hat nun freilich noch eine gute Weile Zeit. Jedoch unverkennbar ist, daß der Zug der europäischen Civilisation, nachdem sie in Nordamerika neue Triebkraft erhalten hat, immer nach Westen drängt. Alte Sagen berichten uns, das Menschengeschlecht sei von den Küsten des großen Meeres im Osten aus immer weiter nach Westen gegangen: es dringt jetzt von Westen wieder in den Osten ein und stört seine dort veraltenden Glieder wieder auf.

Mit Gedanken und Plänen dieser Art trägt man sich in den kleinen wie in den großen Städten des Westens. Soweit längs dem Geäder der großen Flüsse und Seen die hellen Punkte der Städte und noch fünfzig Meilen weiter vom Uferrande in's Land hinein die grauen Pünktchen der Ansiedlungen eingestreut sind in das unermeßliche Grün der Wälder und Prairien, — so weit arbeitet überall in den Leuten derselbe Eroberungsgeist, der das Land in Besitz nehmen und ausbeuten will auf dem rascheſten Wege. Die Civilisation ist mit einer

solchen neuen Stadt der Wildniß gleichsam mit der Thür in's Haus gefallen. Die Stadt ist nicht gebaut, sie ist „ausgelegt;" denn auf Dampfschiffen und Wagen wurden alle Bautheile fertig aus den Fabriken bezogen, zusammengesetzt, das Innere der Häuser mit Tapeten ausgeschlagen, das Aeußere weiß angestrichen, gerade wie Kinder ihre Nürnberger Spielsachen aus dem Kasten nehmen und Dörfer und Städte machen. Und nun glänzt und lacht das neue Städtchen in seinem saubern weißen Anstrich mitten in der grünen Wildniß, als wäre es eine Zuflucht idyllischen Friedens weit weit ab vom Getöse des Weltmarktes. Aber dieser Weltmarkt rollt auch hierher seine Wogen und sein Getümmel. Beutelustig, unternehmungsfeurig, lernbegierig, sprechbegierig treibt sich das Völkchen wieder durch einander auf seinem neuen Sammelplatze. Alles was wird und geschieht, muß erst öffentlich durchgesprochen und durchgekämpft werden. Dadurch kommt eine Masse von Anregung und Wissen ins Volk, daß auch in den entlegensten Ortschaften des Westens jene europäische Klasse von Leuten nicht Stich hält, welche in Unwissenheit, roher Handtirung und demüthiger Selbstbeschränkung gleichsam erstarrt sind.

Allen voran sind auch in den jungen Städten wieder die Yankees als die rechten Ritter der Industrie, als Landspekulanten, Unternehmer, Prediger und Advokaten. Der Kentuckier ist immer nur Jäger und Hinterwäldler, er zieht nur die ersten Furchen in die Wildniß: der Yankee aber ist der Städtebauer, der Schanzgräber für städtische Kultur.

Er kommt oft viele hundert Meilen her an einen Platz, wo kaum erst ein paar schlechte Hütten stehen, allein er hat die ganze große Stadt, welche hier sich erheben muß, schon im Kopfe und beeilt sich der erste zu sein, welcher den Rahm von der Milch schöpft, Land und Bauplätze zu kaufen und neue Geschäfte auszusinnen. Kaum daß von einer irgendwo

neu in Ansiedlung genommenen Gegend etwas verlautet, gleich weiß er den Weg dahin, es ist als hätte er es wie ein Jagdhund in der Nase.

Die schmutzigsten Geschäfte in jungen Städten fallen den Irländern zu, welche sich müssen umherstoßen lassen, als hätten sie ihr Menschenrecht verloren. Selbst der Neger, der sich niemals, was ein Werthmesser seines nationalen geistigen Vermögens ist, in irgend einer Sprache richtig ausdrücken lernt, macht sich in seinem Kauderwelsch über den liederlichen und schmutzigen Irländer lustig. Nur wenig besser ergeht es den armen Deutschen, welche nicht mehr vermögen als Taglöhnerarbeit zu thun, und neben den Irländern ihre ärmlichen Bretterhütten auf den äußersten Rändern der werdenden Stadt ansetzen. Aus dem rohen und häßlichen Stoff der eingewanderten Irländer wird in Amerika kein besseres Holz mehr geschnitzt, ihre Söhne erheben sich um so rascher in allen Dingen, wodurch ein Amerikaner groß wird. Mit den Kindern der Deutschen geht das nicht so geschwind, wohl aber erhebt sich die eingewanderte deutsche Familie selbst durch Fleiß und Sparsamkeit langsam zu besseren Verhältnissen. Auch gehört den Deutschen gleich von Anfang der Stadt ein beträchtlicher Theil der besseren Häuser, wenige in der Hauptstraße, desto mehr in den anstoßenden Nebenstraßen. Die einzigen Gelehrten in einer jungen Stadt kann man nur unter den Deutschen suchen, sie sind Aerzte, oder verrichten Taglöhnerarbeit als Schullehrer, oder leben still und zurückgezogen vom Ausleihen kleiner Kapitalien, welche zwar hohe Zinsen bringen, nicht selten aber mit den Zinsen verloren gehen.

Die bestbebauten Farmen in der Umgegend gehören in der Regel Deutschen. Wir machen einen Ausflug zu dem einen oder andern, weil es dem Besucher einer jungen amerikanischen Stadt, wenn er selbst keine Geschäfte dort besorgt, in dem Bienenkorbe voll Geschäftsthätigkeit sehr bald langweilig

wird. Die nächste Umgebung der Stadt ist höchst widerlich. Die häßlichen Fenzzäune Gestrüppe und Pfützen, dazwischen weggeworfenes altes Geschirr Kleiderlumpen Viehgerippe und Kuhhörner, sind der Schmuck des Bodens. Auch von den schönen Waldbäumen steht nichts mehr als modernde Stümpfe. Wo der Amerikaner sich niederläßt, da wirft er sich wie aus angeborner Feindschaft gleich auf die Bäume. Jeder wird umgehauen, als stände hinter jedem ein Indianer mit dem Tomahawk. Nur ein leeres Feld, wo nirgends eine Baumgruppe Schatten und für das Auge einen Ruhepunkt giebt, entspricht seinem Schönheitssinn. Es erreicht auch die bestbebaute amerikanische Gegend selten die landschaftliche Schönheit einer europäischen. Man erblickt zwar eine Menge weißer Häuser und Ortschaften verstreut über die grüne Fläche und zwischen die Hügel, überall stehen noch Waldstückchen: aber das Ganze sieht kleinlich und zerhackt aus. Denn nur der Einzelbesitz und was ihm Nutzen bringt, prägt sich hier der Landschaft auf, es fehlt die Abwechselung von großen Wald- und Feldgruppen und freundlichen Dörfern, welche sich halb in Gärten und Obstgrün verstecken. Die amerikanische Hand zerreißt den Erdboden nur, die deutsche schmückt ihn unwillkührlich. Die deutsche Landschaft erinnert an Gemeinschaft und Brüderlichkeit, die amerikanische nur an Egoismus.

Eine neue amerikanische Stadt behält noch lange Zeit einen oft mehrere Stunden breiten Gürtel von Wald oder Prairie, in welchem die Farmen erst spärlich vorkommen. Erst hinter diesem Gürtel werden sie zahlreicher, denn dort ist das Land billig, in der Nähe der Stadt aber theuer. Die Eigenthümer halten letzteres absichtlich so hoch im Preise, damit sie nur wenig verkaufen, bis zur Zeit, wo die Gegend volkreicher und das Land werthvoller geworden. Es gehört das zu den Operationen des Landhandels, der im ganzen Westen Amerikas in jeder Stadt und in jeder Hütte Tag ein Tag aus eines

der hauptsächlichsten Geschäfte ist. Die Bauplätze einer neuen Stadt befinden sich sämmtlich und fortwährend gleichsam auf der Börse, bald steigen sie in diesem, bald fallen sie in jenem Stadtviertel im Werthe, und die schlauesten und künstlichsten Mittel werden angewandt, um das eine oder andere zu bewirken. Noch viel abgefeimter betreiben die Landspekulanten ihre Sache.

Der Landhandel ist noch immer das einträglichste Geschäft in den Vereinigten Staaten. Durch ihn vorzüglich wurde der großartige Reichthum vieler alten Familien begründet. Daß dieser Handel einen so außerordentlichen Gewinn abwirft und zugleich mit ausstudirter Geschäftsfeinheit betrieben werden kann, ist in einem Lande natürlich, wo so ungeheure Strecken des fruchtbarsten Bodens unbenutzt liegen, und fortwährend aus den östlichen Staaten und aus Europa neue Ansiedler herbeiströmen, um jenen Boden einzunehmen. Die Sicherheit des Geschäfts stützt sich auf die beiden Thatsachen, daß unangebautes Land in Amerika spottbillig ist, daß es aber in jedem Jahre werthvoller wird, je mehr Ansiedler sich darauf oder auch nur in der Nachbarschaft niederlassen. Es wimmelt daher der Westen von Landspekulanten wie ein unbewohntes Haus von Ratten. Sie vereinigen sich in Gesellschaften, kaufen Landstrecken größer als deutsche Fürstenthümer, machen dem Einwanderer den Ankauf guten Kongreßlandes aus erster Hand beschwerlich, und verleiten ihn durch allerlei Künste, kleine Stücke von ihrem Lande anzunehmen. Dabei gewinnen sie nicht blos den höheren Kaufschilling, den ihnen die ersten Ansiedler erlegen müssen, sondern der Hauptgewinn ist, daß durch die Besiedelung der Landwerth in der Gegend steigt. Die nachkommenden Einwanderer werden durch die vorangegangenen ebenfalls dorthin gezogen, und zwischen den bereits angebauten Plätzen erstehen sie die Zwischenstücke, welche absichtlich noch nicht verkauft waren, zu höheren Preisen. Die unglaublichsten

Betrügereien werden angewandt, um die Ansiedler herbeizulocken, und man weiß von den Seeplätzen, wo die Einwanderer landen, bis zu dem bewußten Platze ein geheimes Netz von Agenten zu verbreiten, deren Händen und schlauer Leitung kaum der vorsichtigste Einwanderer entgeht. Reisende und ansässige Agenten, Druckschriften, Transportgesellschaften, Redakteurs von Zeitungen, anscheinend ganz wohlmeinende Advokaten und Handelsherren, und einflußreiche Leute im Kongreß und in den gesetzgebenden Versammlungen der Staaten wirken einträchtig zu jenem Zwecke; der Gewinn, den die Landspekulation abwirft, ist so ungeheuer, daß die Leiter des Geschäfts jeden kleinen Dienst reichlich lohnen können. Namentlich gilt es, Ansiedler in Menge und in kurzer Zeit heranzuziehen, wenn eine angekaufte Strecke sich nach einigem Anbau als ungesund erweiset. Dann müssen noch schnell Einwanderer herbeigeschleppt werden, ehe die Wahrheit durchdringt und die Gegend in üblen Ruf kommt. Da gehen dann die herrlichsten Schilderungen in die Welt, es werden angebliche Briefe bereits Angesiedelter voll der lockendsten Verheißungen verbreitet, eine Stadt angelegt und vor einigen prächtig aussehenden Bretterhäusern mit Hallen und Säulen besetzt, gute Verbindungswege in Aussicht gestellt oder zum Scheine schon in Angriff genommen, und was der Verführungskünste mehr sind. Ja bei der Herzlosigkeit, welche in Amerika den Einwanderern so leicht das Gemüth austrocknet und Sinn und Willen lediglich auf Gelderwerb zurichtet, kommt es vor, daß die Ansiedler, welche sich auf das klarste betrogen sehen, dennoch das Allerschönste in die Heimath schreiben, damit sie an neue Ankömmlinge selbst wieder Land verkaufen können. Daß die Geköderten zu Hunderten hinsterben, bis der Rest mit Verlust seines Vermögens und zerrütteter Gesundheit den Fieberlöchern, welche in der Regel mit dem üppigsten täuschendsten Baum- und Pflanzenwuchse bedeckt sind,

entflieht, das fällt gar nicht in Betracht, wenn die Landspekulanten nur ihren Säckel füllen.

Das Uebermaß der Schändlichkeiten, welche bei solchen Gelegenheiten vorkamen, führte endlich dazu, daß sich die öffentliche Meinung gegen das Treiben der Landspekulanten richtete. Dieses stand namentlich in jener Zeit in Blüthe, als noch Kongreßland auf Kredit oder in schlechten Banknoten gekauft werden konnte. Die Bürgschaft, um bei den Landämtern den Kredit zu bekommen, leisteten sich die verbundenen Landkäufer einander selbst, ja sie gründeten Banken, welche auf unglaublich geringe Baarmittel hin Banknoten zu Millionen ausgaben, blos zu dem Zwecke, um damit Kongreßland anzukaufen. Noch ärger war, daß dieselben Leute, wenn sie ihre Einkäufe gemacht hatten und ihre Banknoten unter das Publikum gekommen waren, es in der Hand behielten, statt die Noten zu bezahlen, die Bank selbst eines guten Tages für zahlungsunfähig zu erklären. Dann waren auf einmal die unzähligen Banknoten, welche von ihnen ausgegeben waren, in den Händen ihrer jetzigen Besitzer werthloses Papier, und die Spekulanten hatten in Land und Noten zugleich ihr Geschäft gemacht Auf diese Weise wurden hunderttausende von Aeckern von Leuten gekauft, die keine tausend Dollars werth waren, wie man in Amerika sagt, wo den Werth des Mannes das Geld bestimmt, welches er in der Tasche hat. Die Landspekulation war einfach ein großes Handelsgeschäft ohne Geld. Dies hörte auf, als durch Jackson's Speciebill festgesetzt wurde, Kongreßland solle nur für baar verkauft werden. So wohlthätig diese und andere Gesetze wirkten, so fehlt doch immer noch gar zu viel, daß sie dem Uebel ein Ende gemacht hätten. Denn einestheils ist bereits zu viel Land in den Händen der Spekulanten, andererseits giebt es in Amerika für den schlauen Mann tausend Mittel und Wege, zum Ziele zu gelangen, ohne den Buchstaben des Gesetzes zu verletzen. Die großen Kapitalisten

wissen immer ein paar Monate vor dem kleinen voraus, wo der beste Markt ist, sie werfen gleich große Geldmassen auf den Markt, unterstützen einander, und sie haben das Fett schon von der Suppe geschöpft, ehe der Mann, der wirklich seiner Hände Arbeit in eine Sache stecken will, nur einmal ankommt. Um den Blutsaugern im großen Stile das Handwerk zu verderben, entstand auch das Bestreben, durch Gesetz es festzustellen, daß Kongreßland nur der wirkliche Ansiedler, dieser aber umsonst, erhalte.

Ohne die Landspekulanten würde die Einwanderung ruhiger und regelmäßiger nach Westen vorgehen, und nicht die guten Stellen an ihrem Wege liegen lassen, um sich auf die viel ferner liegenden zu werfen. Das aber ist gewiß, daß die Thätigkeit und die Künste der Landhändler viel dazu beitragen, daß die Einwanderung im Ganzen stürmischer und lebhafter zu Werke geht, und daß im fernen Westen Städte, Handelsplätze, Dampfschiffs- und Eisenbahnlinien entstehen und manchen zu Reichthümern verhelfen, wo man vielleicht sonst noch lange Jahre hindurch nichts gesehen hätte, als die Blockhütte des Jägers Indianerhändlers und Hinterwäldlers. Durch die Agitation der Landhändler wird die Einwanderung von vornherein über ein ungeheures Gebiet verbreitet, und es werden, wenn auch Hunderttausende von Ansiedlern darüber zu Grunde gehen, in dieser weiten Ausdehnung frühzeitig Resultate der Prüfungen und Haltpunkte gewonnen, welche der nachkommenden Einwanderung Vortheil bringen. Ohne die offenen und heimlichen Verlockungen der Landspekulanten und ihrer Unterhändler würden ferner Tausende in Amerika selbst wie in Europa ruhig an ihrem Orte sitzen geblieben sein und sich dort ernährt haben, welche jetzt den Wanderstab zum gelobten Land ergreifen. Daß die innere Unruhe, welche die Leute aus dem Osten Amerikas immer weiter nach Westen, und aus Europa nach Amerika treibt, unaufhörlich wieder angeregt

wird, dazu wirken die Landhändler sehr bedeutend mit. Für deren Vortheil arbeiten auch in Deutschland manche Herren, von denen man es nicht glauben sollte.

Landspekulanten sind es auch, welche den ersten und vornehmsten Ansatz zur Aristokratie einer jungen Stadt bilden. Wenn die Hauptstraße noch nicht fünfzig Häuser zählt, hat die Stadt schon eine Aristokratie, so hochmüthig, so starr abgeschlossen gegen die andern, und so lächerlich, als irgend eine vornehme Gesellschaft unter den Chinesen oder einer Hindukaste. Es ist eine seltsame Ironie der Weltgeschichte: diese Amerikaner, welche sich die freiesten aufgeklärtesten und tugendhaftesten Männer auf der Welt nennen, sind von einem quälenden Hunger besessen, Aristokratie zu machen. In der ganzen Union ist ein ewiges Drängen danach. Sobald einer in voller Hast und Lust, reich zu werden, seine paar tausend Dollars Einkünfte erobert hat, so beginnt erst recht die heiße Arbeit des armen Mannes. Was läßt es sich ein stolzer freier Amerikaner nicht kosten an Angst und Kopfzerbrechen, an Verlegenheiten und Erniedrigungen, blos um zu einem vornehmeren Kreise gerechnet zu werden! Wie mancher, der in einer der älteren Städte reich und angesehen war, wird so lange von Frauen und Töchtern gehetzt und getrieben, bis er seine guten Geschäfte abbricht und in eine der westlichen Städte zieht, blos weil es seinen Damen unerträglich war, an ihrem bisherigen Wohnorte nicht die ersten zu sein. Kommt dann einmal ein Lord oder sonst ein europäischer Reisender mit hohem Namen in jene entlegenen Gegenden, so begiebt sich ganz dasselbe lächerliche Schauspiel, wie in Boston oder Philadelphia bei solcher Gelegenheit. Alles drängt sich herbei und dreht sich und wendet sich, den vornehmen Herrn in sein Haus zu bekommen oder doch in seiner Gesellschaft gesehen zu werden. Die Leute schütteln ihm die Hand so ernstlich und bedächtig, als wollten sie an seinem Pulse fühlen, daß einmal ein wirklicher ächter

unverfälschter Lord oder Graf ihr Herz erquicke. Mit langen ernsten Gesichtern sonnen sie sich heimlich an seinem Anblick, wie ein Bauer seine Augen weidet am Glanze von seltenen Goldstücken. Für die meisten amerikanischen Aristokraten liegt im europäischen vornehmen Adel so etwas Köstliches und Zauberhaftes, so etwas Heimliches und Unsagbares von Glanz und Duft, das sie nimmer ergründen und erreichen, denn ach, die armen Leute fühlen sich selbst immer nur als Bourgeoisie.

X.

Auf dem Michigan-, Huron- und Erie-See.

Auf den Seen hatten bereits, es war im Oktober, die winterlichen Stürme begonnen. Vergebens ging ich drei Tage lang in Chicago täglich nach dem Hafen, um nach Wind und Wetter zu sehen. Immer und immer stürmten die Wellen in hohen Sätzen ans Ufer, kein Dampfer traute sich auszulaufen. Es waren ein paar trübe Reisetage. Längere Besuche kann man in amerikanischen Weststädten nur am Abend machen, in den Gasthäusern ist man wie auf der Straße, und die Geschäftsstrenge liegt allen Leuten auf dem Gesichte. Ich wartete indessen auf besseren Wind, weil ich lieber die Seen befahren wollte, als den kürzeren Weg nach Neuyork auf der Eisenbahn einschlagen. Meine liebste Unterhaltung war, stundenlang auf der äußersten Spitze des Hafendamms zu sitzen, welcher gerade aus bis weit in den See hinein gebaut ist, um den Schiffen ruhiges Wasser für die Ein- und Ausfahrt zu gewinnen. Es war da alles wie am Meere. Das Gewässer breitete sich aus unabsehbar, die Wellen rollten und peitschten sich mit dem zierlichsten Ungestüm. Am Ende des Hafendammes stand ein Leuchtthurm, zur Seite streckte sich ödes sandiges

Ufer, darauf lag im Sande halb vergraben ein zertrümmertes Boot, am Seerande ebbete Treibholz. In kurzen Pausen schwieg der Sturm, dann fielen die Wellen sogleich zusammen und der See leuchtete weitauf in grünblauem Glanze Bald aber fuhren Sturm und Wolken wieder darüber her, die wogende Wasserfläche blieb dunkel überhangen, man sah wenig mehr als hin und wieder ein Segel daraus hervortreten und die zahllosen Möwen, welche um den Leuchtthurm flatterten und ihr trauriges Geschrei vermischten mit dem einförmigen Krachen und Seufzen der Wellen.

Auf dem Rückwege zur Stadt mußte ich jedesmal einen Blick auf das alte Fort werfen, welches an der Mündung des Flusses stand. Einst war es von mordsüchtigen Indianern umtobt, damals hieß es Fort Dearborn. Es bestand aus einigen großen Blockhäusern, welche jetzt anderweit benutzt wurden; in der Mitte erhob sich ein viereckiger starker Thurm, hin und wieder zeigten sich nach Stücke einer Wand von zugespitzten Planken, welche ehemals das Fort umgab. Das Ganze war weiß überkalkt, auf dem Thurme flaggte das sternbesäete Banner. In blutigem Andenken steht noch die Metzelei, in welcher die Indianer hier schwelgten, als ihnen die Engländer im letzten Kriege erbarmungslos die amerikanische Besatzung überantworteten. In diesem Kriege ließen die Engländer noch einmal ihre Wuth aus gegen die ebenso verhaßten als verachteten „Rebellen.“ Auch Buffalo brannten sie nieder.

Die Erbitterung über solche Thaten ist in der Brust der Amerikaner noch nicht schlafen gegangen, gleichwohl aber fühlen sie sich noch immer geistig abhängig von England, welches sie allein als ihr ächtes Mutterland wollen gelten lassen. Sie thäten viel klüger, sich als das zu betrachten was sie sind, als ein Gemisch von allen europäischen Volksarten, welches viel von englischen Sitten und vorzugsweise englische Sprache hat. Aber das leidet wieder ihre Eitelkeit nicht. Die Engländer

sind das mächtigste Volk der Welt, von ihm allein wollen sie abstammen; da sie es aber zugleich übertreffen wollen und England ihnen in sehr bedeutenden Dingen überlegen bleibt, so sitzen sie auf einem Schmerzenspfahl, von dem sie nicht loskönnen. Tausend Haken sitzen noch in ihren Vorstellungen und Gewohnheiten fest, welche sie an den brittischen Triumphwagen ketten. Einen guten Theil ihrer täglichen Gedanken schneidet ihnen England vor. Der neuere Aufschwung der Vereinigten Staaten, verbunden mit einer wachsenden und theilweise gebildeten Einwanderung aus Deutschland, schwächt mehr und mehr dies Abhängigkeitsgefühl und wirkt dahin, auch etwas von der Masse des Volkes zu jener geistigen Höhe und nationalen Selbständigkeit zu erheben, auf welcher wahrhaft gebildete Amerikaner schon längst stehen, und auf der sie sich als die freiesten Männer auf der Erde fühlen, in geistiger Beziehung als Weltbürger, in nationaler Beziehung als die mächtigen Herren eines Landes von ungeheuren Reichthümern und Hoffnungen.

Welche unermeßliche Zukunft, welche noch kaum geahnte große Entwicklung Amerika in sich trägt, das wird man am besten in diesem Westen gewahr, der, wenn gleich noch verhüllt, doch zweifellos seiner Unabhängigkeit vom Osten entgegengeht. Die Stadt Chicago war vor zwanzig Jahren ein Nichts, jetzt zählt sie bald hunderttausend Einwohner. Diese kühne Stadt, welche sich eben erst aus ihren nassen Niederungen erhoben hat und noch mit den Sumpffiebern im Kampfe liegt, streckt schon nach allen Seiten ihre langen Eisenbahnarme aus, ja bis nach Californien, hofft sie, soll von ihr aus die Eisenbahn gelegt werden. Chicago und San Francisco sind jetzt in die Stelle eingetreten, welche früher Cincinnati und St. Louis einnahmen; es strömen Alle hin, die mit viel Kredit und Muth und mit wenig Geld große Geschäfte machen wollen. Die Stadt erhielt durch den Fluß eine schöne Einfahrt vom

See, ist der einzige Ausfluß für die Lasten von Erzeugnissen, welche aus der obern Hälfte des Staates Illinois herkommen, und der einzige Stapelplatz für die Waaren, welche sich von hier ab ins Land bis zum Mississippi zu vertheilen wünschen. Auf der Hauptstraße, der Lake Street, war ein unaufhörliches Getümmel von Händlern. Hin und wieder sah man auch eine von den grazienhaften Schönheiten des Ostens hindurchschreiten, jedoch runder und vollbusiger als im Osten, wo die austrocknenden Seewinde pfeifen. Chicago im Regen war aber eine Kothlache; die meisten Straßen kannten noch kein Pflaster. Da des widrigen Windes wegen keine Schiffe auslaufen konnten, stündlich aber befrachtete Schooner und Dampfboote hereinfuhren, so war der Hafen bald mit Masten und Dampfschloten besetzt. Weht dagegen der Wind vom Lande, so müssen die Segelschiffe oft tagelang vor den Häfen kreuzen, ehe sie einzulaufen wagen. Sobald daher Chicago „eine steigende Stadt wurde,“ war das erste, was man in's Werk setzte, eine Eisenbahn nach Neuyork, auf welcher man sich um widrige Wellen nicht zu kümmern braucht.

Endlich setzte sich der Wind um, und „der Illinois“ fuhr in den Michigan-See hinaus. Die Dampfboote für die Seen sind beträchtlich größer, auch fester gebaut als die auf den Flüssen. Der Illinois enthielt drei Kajüten übereinander, und in der obersten noch ein Schenk- und Barbierzimmer. Das Wetter hatte sich völlig geändert, die Sonne lag warm auf dem Wasser, die Wellung war sanft und kosend, der See prachtvoll grünblau mit frischer tiefer Farbe. Auf Ansichten herrlicher Gestade muß man auf diesen großen Seen freilich verzichten. Das Wisconsin-Ufer zeigte sich meist nur als ein ferner dunkler Streifen; auch wenn wir näher kamen, erhob es sich meist nur wenige Fuß über dem Wasser. An einigen Stellen mag es bis fünfzig Fuß hoch steigen, aber immer geht seine sandige Abdachung bis weit in den See hinein. All den

kleinen Städten konnten wir uns nur nähern, indem wir an den Spitzen der Hafendämme anlegten, welche sie eine ziemliche Strecke in Wasser haben bauen müssen. Diese Städte waren vor wenigen Jahren noch gar nicht zu sehen, jetzt haben sie mehrere taùsend Einwohner, und wenn ihnen die Sumpfluft nicht so vielen Schaden thäte, würden sie noch schneller emporwachsen.

Die freundliche Stadt Milwaukee verdient die Vorliebe der Deutschen. Vor zwanzig Jahren stand dort blos die Blockhütte eines einsamen Jägers. Jetzt breitet sich die Stadt aus an beiden Ufern eines kleinen Flusses und zieht sich eine Uferhöhe hinauf, welche auf der andern Seite steil gegen den See abfällt. So jung die Stadt ist, herrscht doch schon in manchen Straßen und Häusern ein recht großstädtischer Luxus. Zu den prächtigsten Gebäuden gehören auch hier der Dom und der bischöfliche Palast der Katholiken. Eine solche Stadt im Westen besteht fast nur aus Kindern und jungen Ehepaaren, man sieht so wenig Alte als unverheirathete Mädchen. Im obern Stadttheile wohnen die Reichen und diese sind vorzugsweise geborne Amerikaner; in der untern Stadt, wo noch Reste der ehemaligen Sümpfe alljährlich die schwere Fieberluft verbreiten, hat sich die Hauptmasse der deutschen Einwanderer angesiedelt. Von den jetzt bald fünfzigtausend Bewohnern der Stadt sind reichlich ein Drittel Deutsche, und unter ihnen nicht wenige, welche zur höheren Gesellschaft zählen. In Milwaukee ist, soweit das in amerikanischen Städten überhaupt möglich, noch am meisten ein gemüthlicher Ton herrschend. Die deutsche Art und Weise hat hier wohlthätig auf die Amerikaner eingewirkt, sie haben es über sich gewonnen, ihr angebornes frostiges Wesen rosig anlächeln zu lassen. Unsere Musik, welche in Milwaukee durch entschiedene Talente vertreten wird, gab den Anlaß zu einer heitern Geselligkeit, in welcher sich Deutsche und Eingeborne begegneten. Erbittert aber sind die

letztern über die vollständige Unkirchlichkeit, welche so viele gebildete Deutsche an den Tag legen; die Amerikanerinnen würden einigen deutschen Frauen noch verzeihen, daß sie hier kurzröckig und kurzhaarig umherspaziren, nicht aber, daß sie so freigeistig sprechen.

Auf unserm Dampfboote herrschte ein freundlicher Ton, nicht das frostige hochvornehm sein sollende Wesen, wie in den Prunksälen der Dampfschiffe des Ostens. Man sprach sich an, machte Bekanntschaften und saß mitunter bis in die Nacht im ruhigen Gespräch zusammen. Feine Wäsche zeigte sich dagegen seltener als im Osten, wo sie den Ankömmling so sehr zu Gunsten der Amerikaner einnimmt. Dagegen ließ sich manche alte Lederhose blicken, Männer rauh und stämmig wie Eichen. Immer aber erinnerte die kupfrige Farbe, das straffe schwarzglänzende Haar, die Schweigsamkeit und der kuriose Geschmack dieser starren Hinterwäldler an Indianernatur. Ueber Anstand und Manieren jener Hinterwäldler aber konnte kein Mensch sich beklagen. So manche unangenehme Manieren die Amerikaner auch noch haben und so manche Zickzack-Idee in ihrem Geschmacke noch festsitzt, so läßt sich doch mit Gewißheit behaupten, daß kein anderes Volk in seiner Gesammtheit so viel Trieb und Fähigkeit entwickelt, nationale Unarten sich abzugewöhnen und in Pausch und Bogen vornehm zu werden.

Am Morgen war der See noch hell und glatt und nichts, zu sehen als die weite Wasserfläche. Auf dem Meere scheint das Schiff, auf welchem man selbst ist, in einer Vertiefung zu segeln, während rings sich das Gewässer bis zum Horizont erhöht; hier auf diesen Seen bleibt es eben wie ein Tisch. Gegen Mittag erhob sich ein schärferer Wind und sogleich wurde das Wasser rauh und dunkel, das Schwanken des Schiffes ging ins Unbehagliche über, und die Seekrankheit kam in besten Flor. Ueberall auf dem Schiffe gab es verzerrte Gesichter,

unsichern Gang, Stöhnen und noch mehr widerwärtige Töne mit ihrer gewöhnlichen Begleitung. Die aufwartenden Neger waren aber mit ihren Wischern rasch hinter drein, Verdeck und Säle immer blank zu halten. Die Aerzte schicken manchen Kranken auf diese Seen, um sich durch die Seekrankheit den Magen zu kuriren. Den Schoonern, welche zahlreich auf dem See waren, behagte dagegen das stürmische Wetter; mit vollen Segeln flogen sie an uns vorbei, und es sah hübsch aus, wie diese schlanken Fahrzeuge vor dem Winde dahinglitten. Die Segelschiffe auf den Seen lagen mit den Dampfschiffen im offnen Kampfe, als diese aufkamen und ihnen die beste Fracht entzogen. Noch jetzt weicht ein Kapitän mit seinem hübsch gezimmerten Boote dem groben Schooner aus wo er kann, denn er kann darauf rechnen, daß dieser sich nicht besonders darum kümmert, ihn niederzurennen und sammt Fracht und Passagieren in die Fluthen zu stürzen. Man erzählte, daß die Schooner häufig in der frechsten Absicht auf die Dampfschiffe losgesegelt seien und sie in den Grund gebohrt hätten. Der Beweis des bösen Vorsatzes ist dann schwierig zu führen, immer soll der leidige Zufall Schuld des Unglücks gewesen sein.

Gewaltthätigkeiten solcher Art sind bekanntlich in Amerika nicht selten. Es giebt da wohlgeordnete Banden, welche in allen Städten, unter allen Ständen ihre Helfer und Hehler haben und wohldurchdachte Raubzüge im Großen anstellen; bald machen sie sich hier bald dort in größerer Stärke merkbar. In den jungen Leuten ist keineswegs immer eine solche innere Bildung und tiefere Sittlichkeit, welche sie anhaltend zu edleren Gedanken durchgeistigt. Verhältnißmäßig wenige erheben sich über die gewöhnliche amerikanische Kaufmannsbildung, selbst junge Aerzte und Anwälte kommen dem Europäer oft nur wie Handlungslehrlinge vor. Diese jungen Männer suchen rasche rohe Genüsse, und stolz und entschlossen wollen sie sich die-

selben auf die eine oder andere Weise verschaffen. Trotz aller Energie und Achtung vor sich selbst ist Armuth dennoch das Schlimmste, was eine amerikanische Familie betreffen kann, und ihr zu entgehen greifen Viele ohne Bedenken zu entsetzlichen Mitteln.

Das Wetter blieb den ganzen Tag trübe und das Verdeck mit dichten Wolken umhangen, als befände man sich mitten auf stürmischem Meere. Wir durchschnitten den See und legten am Abend an der Manitu-Insel an. Diese war von den Indianern als Geisterwohnung gefürchtet, wahrscheinlich weil die Luftspiegelung hier manchmal Festungen Wälder und streitende Heeresmassen erscheinen läßt. Es sah auch an diesem Abend etwas spukhaft auf der Geisterinsel aus. Am Ufer standen tief im Flugsande nur ein paar alte Bretterhäuser, eine ziemliche Strecke weiter unten hoch am rauschenden See flackerte ein rothes Feuer; ich tappte im Dunkeln hin und fand eine Hütte von Laub und Rasen, aus welcher ein zottiger wilder Hund mir entgegensprang.

Ich kehrte wieder zu meiner Lektüre zurück, zu der ich gegriffen hatte, um den trostlos trüben Tag zu vertreiben. Bei dem Abfahren der Dampfboote aus den großen Städten bringen schreiende Knaben mit den Zeitungen auch einen Korb voll Novellen Flugschriften und Gedichte, und man versorgt sich daraus für die Reise Es ist in manchem Stück solcher amerikanischer Unterhaltungsliteratur, welche für den täglichen Verbrauch geschrieben wird, etwas Negerphantasie; alle Grazien würden, wenn sie diese Blätter wüster Sinnlichkeit aufschlügen, entsetzt davon fliehen. Eine Menge anderer Unterhaltungsschriften trägt dagegen das offene Gepräge scheuer Sitte und Zurückhaltung, sie bewegen sich meist um häusliche und religiöse Gefühle, führen dem Leser sehr viel rechtliche Gedanken zu und sehr wenig Geist und Wärme. Schriften der letztern Art stammen gewöhnlich aus jener großen Gesell-

schaftskette von Erziehungsdamen, deren Glieder sich über alle Staaten der Union verbreiten. Ich war diesmal besser gefahren und hatte ein eben erschienenes Buch über Washington's Privatleben bekommen.

Daß dieser darin zu einem Halbgotte, dem Cäsar und Alexander, Napoleon und Wellington das Wasser nicht reichen könnten, daß seine Mitkämpfer zu Titanen gemacht waren, ließ sich nicht anders erwarten. Die kindliche Achtung der Amerikaner vor den Gründern ihrer Größe ist rührend, aber unangenehm ihr Mangel an Geschichtskenntniß und das ewige Paradiren mit ihrer eigenen großen Tugendhaftigkeit. Ich fand in dem Buche aber auch anziehende Charakterzüge seines Helden. Washington lebt mit Recht in jedem Herzen dieses Landes als der ideale Ausdruck der amerikanischen Größe. Selten bestand in einem Manne ein solches Ebenmaaß des Charakters wie in Washington. Er war ein guter Hausvater von trefflichem Verstande und edler Herzensgüte, ohne Ehrgeiz und Leidenschaft als für seines Landes Wohl, in Selbstbeherrschung der größte Amerikaner, daher ein standhafter Mann wenn alle andern verzweifelten, und was seine Ehrlichkeit betrifft, so war sie klar wie der stille Mond. Ein Glück für ihn und das Land, daß er kein Genie war. Washington bezwang die Stürme im Felde wie in der Politik durch kluges Zuwarten, sowie durch Zugreifen sobald sich ein Vortheil zeigte. Sein Alter wie seine Jugend war nach altamerikanischer Lebensweise streng geregelt. Als ihn bereits der höchste Ruhm überstrahlte, sagte ihm seine alte Mutter auf einem Balle, der ihm zu Ehren gegeben wurde, ganz einfach: „Komm, Georg, es ist neun Uhr, wir müssen nach Hause gehen.“ Dieselbe Mutter sagte Lafayette, als er bei seinem zweiten Besuche in Amerika Washington hochpries, ebenso einfach: „Ich wunderte mich nicht über das was Georg that, denn er war immer ein guter Junge.“ Nicht leicht ist einem Menschen ein so glückliches und ange-

messenes Leben geworden, als Washington. Ernst und tüchtig erzogen, wurde er von seinen Mitschülern wegen seiner Treue und Bescheidenheit geliebt; schon vom sechszehnten bis siebzehnten Jahre zeichnete er sich aus und ward täglich mehr anerkannt; bis zu seinem drei und vierzigsten Jahre lebte er in glücklichen Familienverhältnissen auf seinem Gute und war in den Landesversammlungen thätig. Darauf war er bis zum einundfünfzigsten Jahre Oberfeldherr, und es krönte ihn Ruhm und Erfolg. Nach dieser höchstbewegten Zeit folgten wieder ruhige Jahre, die er auf seinem Landgute in angenehmer Thätigkeit und in Unterhaltung mit seinen Kriegsgefährten zubrachte. Nun wurde er acht Jahre Präsident und beruhigte während dieser Zeit das aufgewühlte Volk. Endlich starb er friedlich in seiner Familie und lebt unsterblich im Andenken aller Völker als einer der besten Menschen. —

Der zweite Morgen auf dem See lachte wieder freundlich über das helle Wasser, wir fuhren jetzt zwischen grünen Inseln. Ich sah in ihre dichten Wälder hinein und dachte daran, wie oft ich als Knabe beim Lesen der Abenteuer der französischen Pelzjäger und der Huronen mich in diese nördlichen Gegenden gewünscht hatte: da wendete sich das Schiff, und nicht wenig überrascht erblickte ich einen Platz, ganz so, wie ihn damals meine Einbildung sich aufbaute. Eine halbrunde grüne Bay mit schäumender Brandung an ihren Waldspitzen, am Wasserrande Indianerhütten, dahinter hübsche Häuschen und Baracken, und darüber Felsenhöhen und ein Fort darauf mit weitglänzenden Kanonen und wehender Fahne. Fort Mackinaw ist für den europäischen Reisenden sicher der belohnendste Punkt auf diesen Seen. Der Kapitän legte hier einen halben Tag an, ich weiß nicht warum, wahrscheinlich hatte er einen Handel zu machen; mir hätte er keinen größeren Gefallen thun können.

Es standen reichlich fünfzig Indianerhütten, großen Bie-

nenkörben ähnlich mit Matten Rinde und Häuten bedeckt, im Halbkreise am Ende der Bay auf dem Uferrande, fast von den Wellen bespült, dabei eine Menge Kanoes; darin und davor wimmelte es von schwärzlichen Gestalten, groß und klein, stehend rennend sitzend liegend. Die Männer nachlässig oben mit Röcken und Jacken, unten mit Gürtel Beinhöschen und Mocassins versehen, standen oder lagen in Gruppen bei einander, rauchend, sonst bewegungslos; ich mußte unwillkürlich an heruntergekommene norwegische oder sächsische Bauern denken. Am Halse trugen sie Münzen und Schaustücke, in den Ohren allerlei Gebimmel, einer hatte auch durch die Nasenwand einen ehrbaren weißen Hornring auf die Lippen hängen. Kinder und Buben waren fast ganz nackt. Die Mädchen saßen beisammen, recht hübsch in blaue Jacken und Schürzchen gekleidet, und kicherten und ließen die rastlosen Augen umher glitzern; ihr Gespräch hört sich allerliebst an, wenn man auch kein Wort davon versteht. Die Frauen waren, wie indianische Frauen immer, plump und schrecklich häßlich, sie verrichteten vor den Hütten höchst ungenirt häusliche Geschäfte, einige streckten sich am Boden und ließen die Kleinen trinken. An der vollständigeren Kleidung bemerkte man die Reicheren, die Aermeren hatten nur eine Decke um. Es waren Mackinaws, von dunklerer Farbe als die Winebagos. Sie waren hergekommen, um ihren Zins von der Regierung zu holen, Geld Decken und Lebensmittel. Noch mehrere andere lagerten außerhalb des Städtchens. In allen Häusern sah man die dunkeln Gestalten. Ihr Geld wurde ihnen für allerlei Tand und Whisky von den Weißen rasch wieder abgenommen. Die offenbarste Geringschätzung legte Jedermann gegen sie an den Tag, der Indianer empfindet es bitter, aber er duldet lautlos. Ich hörte manchen Fluch darüber, daß die Regierung solchen rothhäutigen Taugenichtsen noch Geld gebe, welche nichts zu des Landes Anbau und Verbesserung damit anfingen.

So wie auch diese Gegend sich mehr bevölkert, werden die traurigen Reste von einst zahlreichen Völkerschaften auf die öden westlichen Prairien geschickt, um dort langsam zu verkümmern, wie Hunderttausende ihres Stammes vor ihnen.

In den Häusern der Weißen war ein Gemisch von allerlei Völkerarten. In dem sogenannten Gasthause machten Neger die Aufwärter — Mulatten rasirten — Indianer drückten sich in den Ecken und an den Thüren umher — mehr vor wagten sich die Halfbreeds oder Mischlinge von Indianern und Weißen, — canadische Pelzjäger und Holzfäller sprachen ihr schlechtes Französisch mit einander — die lederbekleideten amerikanischen Hinterwäldler saßen schweigend zusammen und spieen ihren Tabak — an einem Tische rauchten und tranken Soldaten vom Fort, welche nur deutsch sprachen — das Englische blieb die allgemeine Umgangs- und Geschäftssprache. Ich stieg die fast baumlose felsige Anhöhe zum Fort hinauf; es hatte nicht blos Pfahlwände sondern Mauern, und über seine Blockhäuser erhob sich der bekannte viereckige Auslug- und Schießthurm, der in keinem dieser Forts fehlt. Vom Kanonenhügel übersah man die malerische Bay, die Brandung und die fernen Inseln. Die Hälfte der Besatzung bestand aus Deutschen, welche hier recht eigentlich ihre Zeit todtschlugen und für die fünf Jahre ihrer Kapitulation ein ganz verlorenes Leben führten.

Am Nachmittage setzte unser Dampfboot seine Reise fort, und wir kamen um die Landspitze von Michigan herum und in den Huron-See hinein. Dieser obere Theil des Staates Michigan ist noch immer nur spärlich besiedelt: Die Landspekulanten thun ihr Möglichstes, hier auf Kosten der Einwanderer Geld zu machen, aber die Ansiedelung schreitet dennoch langsam vor. Im Innern ziehen sich noch ungeheure Tannenwaldungen hin, unerschöpflich an vortrefflichen Masten. Die gegenüber liegende Kanadaseite ist noch weniger angebaut.

Halbrohe Jäger Holzfäller und Landbauer von kanadisch-französischer Abkunft, faule trunksüchtige Irländer, freie Neger, welchen auf ihrer Flucht durch die Vereinigten Staaten von den Abolitionisten bis hieher durchgeholfen wird, mischen sich unter die landbauende und noch wenig zahlreiche städtische Bevölkerung.

Der Huron-See ließ sich freundlicher an; das Wasser wurde spiegelglatt, der Abend wärmer, und bald streute der Mond sein flüchtiges Silber über das schlafende Gewässer. Die milde Luft, der Sonnenuntergang und die Abendröthe, welche am Himmel und im See in allen Farben flammte, waren Ursache, daß wenigstens diesen Abend mehrere der jüngern Damen auf das oberste Verdeck kamen, die ältern blieben in der Damenkajüte wie eine Reihe trockener Stockfische an die Wand gestellt. Eine der jüngern Damen, eine Dichterin wie es schien, sah mit unbeschreiblichem Schmachten der scheidenden Sonne nach und sagte mir, es mache sie gar zu traurig, auf den unabsehlichen Gewässern ohne das Licht und die Majestät der Sonne zu sein. Ich übersetzte ihr tröstend das Stückchen von Heine:

Mein Fräulein, sei'n Sie munter,
Das ist ein altes Stück,
Hier vorne geht sie unter
Und hinten kommt sie zurück.

Jeder verständige Deutsche hat in seinem Vaterlande wohl einmal etwas auszustehen gehabt von schmachtenden Mädchen, aber diese amerikanischen sind erst recht lauter Duft und Spinnwebe. Empfindsamkeit grundlos wie das tiefe Meer scheint bei zahlreichen Amerikanerinnen ein stehender Toilettenartikel, der auf das zierlichste polirt wird. Das Aergste ist eben, daß die meisten es blos der Mode wegen thun und insgeheim immer die Wirkung berechnen. Wenn ihre Psyche sich auf-

schwingen will wie ein zarter Schmetterling, vergißt sie niemals ein paar Dollars in die Tasche zu stecken.

Als ich den nächsten Morgen aufwachte, stieg dicht neben dem Schiffe eine herrliche Seelandschaft auf mit Felsen Nadelgehölz und einigen Hütten, wie es schien. Ich war betroffen darüber, jetzt ein winterliches und zwar ein Gebirgsgestade zu finden, sah aber bald ein, daß es nur Wolken und Luftspiegelung waren. Das Gebilde erbleichte bald wieder, dann aber schien es, als tauchten in weitester Ferne hellschimmernde Thürme und Kuppeln über dem Wasser auf. Auch das verschwand, und nun kam auf der andern Seite die wirkliche Küste mit Hochwald hervor; als wir uns eben etwas wieder entfernten, nahm sich der Wald aus wie Rohrgebüsch. Die Gestade bieten auf einer Fahrt über die Seen fortwährend leere Reize, entweder sieht man sie gar nicht oder nur auf einer Seite niedrig in der Ferne. Die Erhöhungen bestehen meist aus Sanddünen, welche an dem entgegengesetzten Ufer des Staates Michigan jedoch eine Höhe von mehreren hundert Fuß erreichen sollen. Dagegen bringen die scharfe reine Luft, der weithelle Wasserspiegel, der unaufhörlich wechselnde Wind, Sonne Wolken und Nebel hier die wunderbarsten Luftbilder hervor, so täuschend, als wäre es wirkliches belebtes Gestade. Auch das klare Wasser wechselte, je nachdem Wolkenschatten darüber hinflogen oder die Himmelsbläue sich darin spiegelte, zwischen dem hellsten und dunkelsten Grün bis zum blauen purpurrothen und schwarzen, und wo die Sonnenstrahlen scharf darauf fielen, glitzerte und schimmerte es wie von tausend Juwelen.

Gegen Mittag fuhren wir in den St. Clair-Fluß hinein. Kanada und der Michiganstaat treten sich hier nahe gegenüber, nur geschieden durch den St. Clair-See mit seinem tiefen Einfluß aus dem Huron-See und seinem Ausfluß in den Erie-See. Ebenso haben der Obere und der Michigan-See

ihren engen Auslaß in den Huron und der Erie durch den Niagara in den Ontario, bis der St. Lorenzstrom ihr Gewässer in den Ozean führt. Nach den öden Wasserflächen war die Einfahrt in den Strom zwischen den grünen lebhaften Ufern doppelt erfrischend. Unter den zerstreuten Waldstücken nahmen sich die hellweißen Häuser höchst anmuthig aus. Den Eingang bewachen auf der amerikanischen Seite Fort Gratiot, auf der englischen Fort Edward, dann kamen niedliche Städtchen auf beiden Seiten, und auf der amerikanischen eine fortlaufende Reihe von Blockhäusern, auf der englischen die kleinen Franzosenhäuser, gebaut wie die in St. Louis, nur ohne Vorhallen und Hütten, vor denen hin und wieder Indianer saßen und Indianerbuben kreischend umhersprangen. Die englische wie jede andere Regierung behandelt die armen Indianer menschlich, während fast jeder Amerikaner sich benimmt, als hätte er etwas von dem alten finstern Puritanerhasse gegen „die gottverfluchten Heidensöhne“ in sich eingesogen. Auch dem Mildherzigsten scheint der Hauptwerth der wilden Naturkinder darin zu bestehen, daß sie zur Dekorirung seiner früheren Geschichte dienen. Auf der Kanadaseite hielten ein Herr und eine Dame ein Wettrennen, eine gute halbe Stunde lang blieben sie neben dem Schiffe, welches auf der Strömung schnell dahinschoß, die Dame mit wehendem Schleier immer ein paar Pferdelängen voraus. Dann erschienen wieder Inseln, hinter denen das hellgrüne Wasser durch die Bäume schimmerte, Vorsprünge auf welchen Ortschaften ins Wasser hinein traten, Schooner und Dampfschiffe, eine Menge von Kähnen, üppiges Vieh auf den Weiden, Möven und Fischadler über das Wasser streichend, kurz, obgleich ohne Felsengestade waren es doch lebhafte herrliche Uferbilder.

Seltsam aber wurde die Szene, als wir aus der Wasserenge wieder herauskamen, ich meinte auf einer westfälischen Haide zu sein im Frühjahr, wenn der Schnee eben geschmol-

zen ist, und ringsum weite Wasserflächen sichtbar sind, dazwischen lange Streifen von Schilf und Grasanger. Züge von wilden Enten schwammen und flatterten in großer Anzahl. Wir waren auf dem St. Clairsee, und je weiter wir schifften, desto gefahrvoller wurden die Untiefen. Die Grasbänke streckten sich hin und her, kaum ein paar Fuß mit Wasser bedeckt, ins Fahrwasser hinein; man sah deutlich an den gelben Wasserstreifen, wo sie herstrichen. Die Fahrbahn ist durch Pfähle bezeichnet, die von Strecke zu Strecke eingerammt sind, und unser Dampfboot drehte und wand sich zwischen den Untiefen langsam voran. Mannschaft und Reisende waren auf das Vorderdeck beordert. Mehrere Dampfschiffe wurden sichtbar, eines lag still und hatte ein kleines Dampfboot vorgespannt, welches festgeankert war, um sich zu demselben hinzuwinden. Es schwärmen hier immer kleine Dampfboote umher, um die Schiffe wegzubringen, welche sich festgefahren haben. Bis weithin sah man die Fahrstraße durch Dampfschiffe bezeichnet, die langsam eines hinter dem andern herzogen; von weitem schienen sie wie Thürme mit Masten und Segeln. Auch ein plumpes altes Dampfboot lag da vor Anker, dessen Leute in ihren Booten arbeiteten, um Pfähle einzurammen.

Endlich kamen wir wieder in freies Wasser und nun wurde die Fahrt überaus lieblich. Helle warme Sonne, grüne Ufer, und die reinste bald grüne bald purpurne Fluth, auf welcher das Schiff hinflog. Das Wasser war so klar, daß es schien als müßte man tief bis auf seinen letzten Grund schauen, aber unergründlich blieb es immer, es flüsterte nur von den blanken Jungfrauen mit dem feuchten langen Haar in der krystallenen Tiefe. Lange lag ich halbträumend auf dem Verdeck, und das Lied „es blinket der See, er ladet zum Bade, — lieb Knabe bist mein“ tönte mir durch die Seele in lieb-

licher Klarheit, wie es einst eine schöne Frau an der Saale gesungen.

Gegen Abend lenkten wir wieder ein in den Ausfluß des St. Clair und legten bei Detroit an, es blieb noch eben hell genug, um die Stadt im Fluge zu besehen. Sie hat viele stattliche Gebäude und Straßen und auffallend viele Kirchthürme. Detroit ist eine der ältesten Ansiedlungen in Nordamerika. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde sie von den Franzosen angelegt, diese machten den Platz zum Stützpunkt einer Kette von Forts, durch welche sie von den Seen bis zum Mississippi dem Vorrücken der Amerikaner eine Gränze zu setzen gedachten. Indessen die Ansiedler, geleitet und beschützt von der Ohio-Landkompagnie, drangen durch, und im englisch-französischen Kriege wurden die Franzosen von den Amerikanern aus ihren Forts heraus geschlagen. Im letzten englischen Kriege fiel der wichtige Platz noch einmal in Feindes Hände; General Hull, vor Entsetzen über das Blutbad, welches die Indianer mit Zulassung der Engländer unter der tapfern Besatzung von Fort Dearborn angerichtet hatten, übergab die Festung 1821 ohne Schwertstreich. General Harrison eroberte sie wieder, und sein Nachfolger, der kluge Caß, kaufte damals für einige tausend Dollars eine ausgedehnte Besitzung; die Hälfte derselben ist jetzt Stadtbezirk von Detroit und hat für die Bauplätze ihrem Eigenthümer mächtige Reichthümer eingebracht. Jetzt ist Caß berühmter Senator und bereits als Präsidentschafts-Kandidat aufgetreten. Das Bischen Geschichte, welches sich in solcher Weise an einen Platz knüpft, weiß jeder seiner Bewohner auswendig. Nach der Periode der Kriege mit Indianern Franzosen und Engländern folgte in jeder größern Stadt des Westens die der Landkäufe und Ansiedlungen und darauf die Periode der Spekulationen und industriellen Unternehmungen. Die Bevölkerung von Detroit hat sich in den letzten Jahren über das Doppelte

vermehrt, seitdem durch die Eisenbahn, welche von hier quer durch den Staat an den Michigansee führt, Detroit's Handel und Gewerbe eine rasch steigende Ausdehnung gewannen. Die Werk- und Lagerhäuser der Eisenbahn, sowie die Lasten von Mehl und Kupfer, welche täglich darin auf Weiterversendung abgeliefert werden, sind außerordentlich groß. Das Kupfer kommt vom Obern See, wo es in reichlicher Fülle lagert. Nachdem die unsinnigen Spekulationen, welche auf die Ausbeutung dieses Kupferreichthums anfangs gemacht wurden, zerstoben sind, werden die Minen am Obern See jetzt mehr planmäßig bearbeitet. Man findet dort ganze Blöcke reinen Kupfers, wirft aber noch immer die nicht stark kupferhaltigen Erze unbenutzt auf die Seite. An Bergwerkskunst ist auch dort nicht zu denken, man kennt nicht viel mehr als gewöhnliches Hacken nach Metall. Von dem Leben am Obern See erzählte man aber nichts Angenehmes: Streitsucht unter den Arbeitern, rauhes Klima, dürftige Wohnungen und theure Lebensmittel.

Als ich am fünften Morgen dieser Seefahrt mich auf dem Erie umschaute, hielt unser Dampfschiff gerade auf das Land zu, und ich sah nicht weit vom Ufer ein paar nackte runde Bäume mit merkwürdig geraden Aesten aus dem Wasser ragen. Als wir näher kamen, waren es die Maste und Raaen eines gesunkenen Schooners. Ein noch vor Kurzem belebtes Fahrzeug so hülflos in den Wellen liegen zu sehen, ist ein trauriger Anblick, wie ein Mensch im Todeskampfe. Etwas weiter auf dem flachen Hochufer lag die aufstrebende Stadt Cleaveland. Eine große Anzahl Deutscher hat in ihr seine Heimath gefunden, wie dies in allen Plätzen der Fall ist, welche an den großen Straßen nach dem Westen liegen. Den Einwanderern geht unterwegs das Geld aus, sie müssen sich wieder etwas verdienen wo sie gerade sind, und bleiben dann sitzen.

Das Wasser des Eriesees hatte nicht mehr die schöne und tiefgrüne Farbe, wie der Huron- und Michigansee, jener soll auch nicht so tief sein. Drei Staaten, Ohio Pennsylvanien und Neuyork, theilen sich in sein südliches Ufer. Von Cleaveland lief mit uns zugleich ein anderes Dampfboot aus. Auf der Höhe des Sees hielten sie ein wenig an, um ihre Kräfte zu rüsten, und nun gab es ein tolles Wettrennen. Alles auf dem Schiffe gerieth in Bewegung, die Räder schnaubten, die aufgewühlten Wogen brauseten im Fluge vorbei, Spritzwellen schäumten über den Schnabel des Schiffs, und es war ein Halloh, ein Treiben und Drängen, als sollte das Schiff augenblicklich sich in die schäumenden Fluthen begraben: unwillkürlich wurde man von der Aufregung mit fortgerissen. Man muß die Amerikaner in solchen Wettkämpfen sehen, um zu lernen, wie Wetteifer und Bewegung durch und durch ihr Leben sind. Selbst viele Frauen wichen nicht vom Verdeck, obgleich das Schwanken des Schiffs sie öfter hin und herschleuderte. Beide Dampfboote blieben aber fast immer in gleicher Entfernung von einander, erst am Nachmittage wendete das andere zum Ufer und ließ uns ruhig weiter fahren. Wir erreichten indessen, weil noch mehrmal unterwegs angelegt wurde, das Ende unserer Fahrt, Buffalo, erst am andern Tage.

Buffalo ist die Beherrscherin der Seen und durch Eisenbahnen und Kanäle mit dem Meere und mit Neuyork, der Welthandelsstadt, verbunden. Der ganze Nordwesten der Vereinigten Staaten hat hier den Platz, nach welchem er die Waaren bringt, welche zum Meere und nach dem Süden der Staaten sollen, und wo er wiederum die Waaren empfängt, welche sich über den Nordwesten vertheilen, deshalb ist in beiden Häfen ein Gewühl von Dampfbooten Schoonern und Kanalböten. Die Eisenbahn dazu schüttet aus und empfängt täglich lange Züge von Menschen und Waaren. Zwischen diesen drei Mündungen des Verkehrs eilen fortwährend hin und her zahl-

lose Gepäckkarren Reisende und Einwanderer. Ein Tag in Buffalo an diesen drei Plätzen zugebracht, giebt einen Ueberblick über die ungeheure Ausdehnung und Schwungkraft des amerikanischen Binnenhandels, so wie über das merkwürdige Gemisch der jetzigen amerikanischen Bevölkerung. Am Kanale, wo recht die Irländer hausten, traf ich einmal auf ein fast südliches Volksbild. Auf der Hafentreppe sang und redete ein lustiger Alter aus dem Stegreife, umgeben von einem Schwarm lachender und jauchzender Burschen. Auf der Menge der hier zusammengedrängten Boote, auf den Brücken und am Ufer lagen standen arbeiteten halbgekleidete Männer rings umher, dazwischen schrieen die Buben ihre Zeitungen und Pfirsiche aus. Neger und Farbige mit ihren rollenden Augen wurden bei Seite geschoben. Frauen waren nicht zu sehen, die große Mehrzahl bestand aus jungen Burschen. Der Amerikaner sieht immer wieder mit Freude auf diese Masse unternehmender frischer Leute, die sich fühlen, kräftig arbeiten, aber auch frischweg genießen, ein Volk, das blos für die Jugend und für die Gegenwart lebt.

Buffalo könnte man den andern Hafen von Neuyork nennen. Wie diese Stadt, zeigt auch Buffalo, sobald man von den Häfen hereinkommt, großstädtische Pracht. Die Kaufleute, welche anfangs sich nur hersetzten um Zwischenhandel zu treiben, machten bald eigene große Unternehmungen, und sie säumten nicht, die dadurch gewonnenen Reichthümer in glänzenden Stadt- und Landhäusern anzulegen. Auf den Seitengängen der breiten Hauptstraße, vor den unabsehlichen prunkenden Schaufenstern der Kaufläden sieht man auch wieder in großer Menge die fein geputzten und ätherischen Damen wandeln, ein heiterer Anblick, wenn man aus dem fernen Westen zurückkommt. Die Häßlichste weiß durch sorgfältige Kunst etwas aus sich zu machen. Europäische, höher gebildete Gesellschaftskreise darf man hier allerdings noch nicht so häufig erwarten. Ich be-

suchte auch einen Deutschen, einen frühern Schneider, auf seiner Villa; er war Kleiderhändler im Großen geworden, und hatte jetzt in seinen alten Tagen ein prachtvolles geräumiges Landhaus; die deutsche Sprache hatte er meist verlernt und sich vollständig zu einem Yankee ausgetrocknet.

Einen Abend war ich im Theater, und mußte noch zu Hause über die tollen Possen lachen; das Uebrige war nicht der Rede werth. Das Theater schien nur ein Abklatsch von dem Neuyorker; ganz dasselbe Spiel, derselbe Ausdruck, dieselbe Eintheilung des Abends fand ich in allen amerikanischen Theatern einförmig wiederkehren. Große Stücke werden in einer merkwürdigen Aufgeblasenheit über die Bühne geführt. Die Schauspieler haben wohl Geist und Kraft, allein die Besten verderben alles, indem sie alles übertreiben. Es erweckt Ekel, wie sinnlich und ausführlich jede Empfindung dargestellt wird. Wenn ein Held erschlagen ist, macht er deutlich alle Stufen des Todeskampfes durch, windet sich, verdreht die Augen, schlägt schmerzvoll mit den Händen um sich, röchelt gurgelt und streckt sich, endlich haucht er aus und liegt bewegungslos: dann klatschen die Zuschauer wie besessen. Diese widerwärtige Manier hatte ich schon in England oft genug beobachtet, in Amerika war sie nun vollständig ins Breite gezogen. Dabei macht sich auch eine rein amerikanische Eigenthümlichkeit geltend: ein schlauer Handel ist dem Amerikaner so lieb wie das tägliche Brod, auch die Schauspieler suchen eine Hauptstärke in einer gewissen Pfiffigkeit der Mienen und des Ausdrucks. Die Possenspiele aber, deren jeder Abend wenigstens zwei bringt, sind höchst belustigend und theilweise feiner und witziger als auf den englischen Theatern. Es machten auch „ächte Beduinen“ ihre Künste, welche aber Franzosen waren, die sich gelbbraun angestrichen. Vor Fremden sprachen sie nur durch ihre Dolmetscher.

Die landwirthschaftliche Ausstellung war gerade eröffnet.

Ausgezeichnetes Vieh und wahre Ungeheuer von Melonen Kartoffeln Rüben und allerlei Obst und Gemüse waren dort zahlreich aufgestellt. Der Ackerbau des Staates Neuyork hat schon seit älterer Zeit seine guten Grundlagen. Die Ausstellung konnte sich fast in jeder Beziehung mit einer englischen messen. Auf dem Wege dorthin begleitete mich ein alter Canadier, der mir von dem englischen Kriege erzählte und mit der Hand die Linie beschrieb, bis zu welcher die Engländer Buffalo niedergebrannt hatten. Vor funfzig Jahren kam er hierher, da standen nur Wald und wenige Häuser da, und jetzt die prangende gewühlvolle Stadt. Ohne die europäische Einwanderung wäre Amerika niemals zu solcher Blüthe gekommen. Die amerikanische Eitelkeit will freilich sich alles allein verdanken, sie beansprucht ein in der Welt einziges Verdienst. Ohne daran zu denken, beleidigte ich eine übrigens gelehrte Amerikanerin, welche sich eben in den hochtrabendsten Redensarten über die allmächtigen nie gesehenen Fortschritte des Landes erging, dadurch daß ich einwarf, Rußland zeige Städte und Gegenden, welche ebenso rasch aufgeblüht wären. Als ich nun gar auf ihre Klage, dem amerikanischen Volke fehle nichts als der Ruhm der höchsten Bildung, erwiederte: in keinem andern Lande sei eine mittelmäßige Bildung so allgemein verbreitet, nur die höhere fehle, da hatte ich es ganz mit ihr verdorben. Die Amerikaner hassen nichts mehr, als in ihren Ansprüchen auf das Mittelmäßige beschränkt zu werden, und doch trägt jeder Zug ihrer Kultur den Stempel des Mittelmäßigen.

XI.

Ein Tag wieder in Europa.

Es war dunkler Novemberabend, als der Kapitän mich auf das Verdeck nöthigte und mir in der Ferne ein röthliches zitterndes Licht zeigte, das wie auf dem Meere zu schwimmen schien. Jeden Augenblick wurde es wieder von Wellen und Wolken verschlungen, doch immer trat es nach einiger Zeit heller und ruhiger hervor; man konnte nicht mehr zweifeln, es war wirklich der Leuchtthurm an der englischen Küste. Ein fröhliches Gefühl durchzuckte mich, bald stand ich wieder auf dem reichen sichern europäischen Boden. Erst vor achtzehn Tagen war uns die amerikanische Küste hinter den Wellen versunken, — eine wahrlich rasche Fahrt für ein Segelschiff. Der „Baltimore" war ein starker guter Segler, und sein Kapitän, welcher bisher nur eine Brigg in den westindischen Gewässern befehligt hatte, wollte zeigen was er vermöchte. Alles Tuch wurde aufgezogen was im Schiffe war, und bei jedem Winde mit voller Hast gefahren. Das Krachen von brechenden Stangen und Rollen, Tauen und Segeln hörte niemals auf, selbst das große Bramsegel zerriß einmal; allein immer wurden wieder neue Segel aufgesetzt, immer schoß das Schiff durch die klatschenden Fluthen, und das Heulen des Windes und das Klappern im

Takelwerk war Tag und Nacht unsere Musik. Ich glaube, in den achtzehn Tagen ist das Verdeck keine drei Stunden von Sprützwellen trocken geblieben. Zwei Tage lang hatten wir auch einen artigen Sturm; man sah Nichts als brechende Wasserberge und weithin sprützenden Schaum. Ich klammerte mich ein paarmal auf dem Verdecke fest, das Schauspiel war zu erhaben: es war aber nicht möglich, trotz aller Umhüllung nicht gleich durchnäßt zu werden bis auf den letzten Faden.

Als wir in den Kanal eintraten, legte sich der Wind. Das Schiff zog jetzt mit sanft geschwellten Segeln voran, zwischen den Dünsten und Nebeln tauchte zu Zeiten weißhügelig die Küste hervor. Am nächsten Abend kreuzten wir vor Havre. Das Mondlicht ruhte auf den weiten stillen Gewässern, Schwärme von Segeln zogen lautlos vorüber, und in der Ferne erhob sich schimmernd die Stadt mit ihren Bastionen. Alle Arbeit auf dem Schiffe war gethan, jeder in ruhiger Erwartung des baldigen Landens, eine Art Feiertagsstille lagerte sich über das ganze Schiff. Ich konnte nicht mehr schlafen und ging auf dem Verdecke auf und ab. Mein ganzes Herz war voll tiefen Dankes gegen die Vorsehung, daß so Vieles auf der Erde ich hatte schauen dürfen, immer gesund und glücklich, und daß ich jetzt die mir Theuersten alle wieder sehen sollte.

Ich war schon halb auf dem Lande, und immer lebhafter, immer reizender drängten sich vor meine Anschauung die Bilder und Genüsse, welche man nur in Europa haben kann, und am Ende aller Gedanken erschien im köstlichsten Lichte die liebe Heimath. Mehr als ein Jahr war ich in Amerika umhergestreift und nun herzlich froh, all der Entbehrungen drüben los zu sein. Wohl stand mir bergartig das Große und Gewaltige noch in der Seele, was ich drüben geschaut hatte, die tiefen Urwälder und ihr endloses dumpfes Rollen, die Riesenströme mit ihrem breitlebendigen Wogenglanze, der frische Zauber der weithellen Prairien, und dazwischen gestreut, die Natur beute-

gierig niederringend, ohne Rast und Ruhe hin und her eilend, das jugendliche Volk der Freistaaten, jener eitle einseitige und doch wieder so stolze und ungestüme Charakter des eingebornen Amerikaners, durchsetzt mit einem Gemisch aus allen Völkern Europas, mit Schwarzen und Farbigen, und ganz im Hintergunde die stillen verbleichenden Schaaren der Indianer. Als wenn ich jetzt erst Abschied nähme von Amerika, so kam Alles mir wieder vor die Augen: die weiten netten Städte und niedlichen Ortschaften mit dem unaufhörlichen Marktgewühl und den wohlgekleideten Leuten und hübschen Mädchen, die Massenversammlungen und vielen Festzüge, die belebten Gesellschaftsabende und die einsamen Blockhäuser angefüllt mit fieberbleichen Gestalten, die Sektenrasereien und die sozialistischen Ansiedelungen, die Sklavenpeitsche und die Rowdies, die Fregatten und Indianerforts, die Jagd- und Fischzüge auf weiten unbewohnten Strecken, — kurz das ganze eigenthümlich amerikanische Leben, welches man Keinem klar machen kann, der nicht selbst etwas davon gesehen hat.

Ich wußte wohl, daß Europa in gar vielen Dingen dem jungen Amerika nachstehe, insbesondere daß es gar keinen Vergleich mit ihm aushalten könne, sowohl in Bezug auf Naturfrische des Landes, als auf die Zahlenmenge der Familien, die ohne Sorgen leben und anständig auftreten. Aber ich hatte auch nicht vergessen, wie viel Gemüthliches Schönes Geistnährendes Europa voraushat, wie die Natur hier auf kleinem Raume hundertmal mehr Anmuth und Erhabenheit geschaffen, als in den unabsehlich einförmigen hügelwelligen Flächen Amerikas, und wie die Geschichte seit Jahrtausenden dem europäischen Boden die Marken aller menschlichen Größe und Ehre eingedrückt, mit denen im Vergleich das Neuland Amerika noch so nackt erscheint wie der Boden, den noch nicht lange das Meer verlassen hat. Ich hatte ungefähr ein Gefühl, als wenn ich aus einer Gesellschaft kräftiger Burschen, die da hinten in

den Wäldern, frei wie Vögel in der Luft, ihre Häuser zurecht zimmern und unbekümmert darauf los leben und handeln und wuchern, zurückkäme zu Familien voll feiner Sitte und Ordnung, in denen sich viel Schwächliches und Kümmerliches angesetzt hat, in deren Schooße sich aber auch die edelste humane Bildung und eine unaufhörliche Abwechslung der reinsten Genüsse entfaltet.

Erst nach Mitternacht ließ unser Postschiff die Anker fallen. Wir hatten uns der Stadt ziemlich genähert. So große Lust ich fühlte, wieder auf europäischen Boden zu springen, die eine Nacht mußte ich noch mit dem schmalen Bettchen in der Kajüte vorlieb nehmen. Das Kämmerchen, in welchem ich Wochen lang hin und her geschaukelt war, kam mir ganz fremd vor: zum erstenmal lag ich wieder so ruhig und wagerecht, wie man es auf dem Lande nicht anders kennt, und hörte nicht mehr das Anklatschen der Wogen, das ruhelose Pfeifen und Summen im Takelwerk und das dumpfe Meeresrauschen.

Der bleiche Morgenschimmer flog schon an die schmalen Fenster meines Schiffskämmerchens, als ich endlich einschlief, und es war bereits heller Vormittag, der Hafen voll rühriger Thätigkeit, als ich aufwachte und sah, daß unser Schiff jetzt nahe am Hafendamme lag.

Fröhlichen Sinnes stieg ich über die Schiffsreihe weg, an deren Ende der „Baltimore" sich festgemacht hatte, und vertiefte mich unter die Haufen von Schiffsvolk Handelsherren Trödlern und Zuschauern, welche rings um das Hafenbecken wogten. Der erste Eindruck war, ich kann nicht anders sagen, ein erschütternder. Gewiß dachte ich nicht anders, als auf dem europäischen Boden mehr Ruhe und mehr Elend zu finden, als ich dort hinter dem Ozean zurückgelassen hatte: einen so starken und so traurigen Abstich aber des europäischen Volkes vom amerikanischen hatte ich mir doch niemals vorgestellt. Die Mehrzahl der Leute, die ich sah, schien mir etwas Leid-

volles und Bekümmertes zu haben, das sie nur mit einem Gefühle würdigen Anstandes verschleierten. Welche Menge von ärmlich Gekleideten von Gebrechlichen von zarten Frauen, welchen die Noth das Gesicht gebleicht hatte! Wie ging das Alles so sorgenvoll so nachdenklich, und doch so freundlich und artig durch einander, als wüßte Jeder die Noth des Andern und suchte sie ihm durch stille Höflichkeit zu erleichtern! Wie ganz anders war das in Amerika! Dort, was für ein sorgloses ungestümes reißendes Treiben, wieviel Selbstgefühl und Rücksichtslosigkeit auf jedem Gesichte, welche Fülle von Lebensmitteln überall; man sah es den Leuten an, sie hatten keine Sorge für Essen Kleidung Wohnung und Gesundheit. In Amerika war fast nichts zu sehen als frische Burschen oder doch Männer, welche aussahen wie jung, hier in Europa dagegen, hervorstechend in dem Volke auf den Straßen und Plätzen, die Menge von Frauen und alten Leuten!

Dieser erste Eindruck, den Europa auf mich machte, kam mir in dieser Mächtigkeit so unerwartet, daß ich selbst zu zweifeln anfing, ob die Gründe dazu nicht viel mehr in mir selbst, als in der Wirklichkeit der neuen Umgebung lägen. Ich war indessen jetzt unter vielen Völkern gewesen, und da ich dabei nichts Anderes zu thun hatte, als zu beobachten, so hatte sich mein Blick für die Auffassung ihrer Eigenthümlichkeiten doch wohl geschärft. Auch blieb mir das Ansehen des Volkes während der ersten Woche in Europa fortwährend etwas Ungewohntes. Ich darf daher wohl annehmen, daß ich mich nicht ganz getäuscht habe. Ich kann die Art dieses Eindrucks, den das europäische Volk zuerst auf den von Amerika Zurückkehrenden macht, nicht besser bezeichnen, als wenn ich damit das unwillkürliche Erschrecken vergleiche, das einen Anhänger der modernen Völkerbewegung hätte überkommen müssen, wenn er aus der wilden Unruhe und Werdelust des Jahres 1848 ganz

plötzlich in die eigenthümliche Stille vier Jahre später versetzt worden wäre.

Die beiden Hauptgründe dieses Unterschieds zwischen hier und drüben sind wohl: einerseits die schrankenlose politische und industrielle Freiheit, und andererseits die Fülle und Leichtigkeit des Erwerbes in Amerika. Wo Jedermann mit seinem Willen und seiner Persönlichkeit, mit seinen Ideen und seinen Einfällen ohne weiteres und durch nichts gehindert auf den öffentlichen Markt treten und Anhänger dafür sammeln kann, — wo es ihm freisteht, jede Art von Erwerb, die ihm möglich scheint, auch sofort ins Werk zu richten, — da stellt sich von selbst mehr Selbstgefühl mehr Rührigkeit mehr rüstiges Streben ein. Dann aber hat zweitens der Amerikaner noch ein weites Land um sich her, dessen natürliche Hülfsquellen eben erst angebrochen sind. In Europa ist jedes Fleckchen bereits besetzt, in Amerika giebt es noch unzählige gute Plätze auszubeuten. Jene Freiheit und diese Erwerbsfülle zusammengenommen geben dem amerikanischen Volke das Rastlose Schwunghafte und Spannende im ganzen Leben und Treiben, was jeden Einzelnen wie die ganze Volksmasse immerfort in Bewegung hält. Der letzte Farmer dort in den Wäldern und Prairien bekümmert sich ganz ernstlich um den Gang, den Politik Handel und Gewerbe im ganzen Lande nehmen, bewußt oder unbewußt schafft er mit daran, während in Europa die große Masse des Volkes davon nur erst ein unklares Bewußtsein hat.

Es wirken freilich auch rein äußerliche Ursachen mit, um dem amerikanischen Volke ein günstigeres Aussehen zu geben. Es giebt darin wirklich, großentheils in Folge der Auswanderung aus Europa, mehr junge Männer als Frauen und Greise. Die Frauen aber lassen sich weniger öffentlich sehen, leben mehr in den Häusern und nicht so in Arbeit und Geschäften wie bei uns. Was ferner gebrechlich oder körperlich entstellt oder altersschwach ist, wagt sich nicht hervor, es ist kein Platz und keine

Rücksicht dafür da. Deshalb sieht man in Amerika vorwiegend unternehmungslustige Männer. Man hält überhaupt mehr auf äußeres Ansehen und putzt sich sorgfältiger heraus. Was erworben ist, das verwendet man zuerst auf ein anständiges Erscheinen und macht sich dann die nächste Gegenwart damit erfreulich. In Europa sind die Leute an das Sparen gewöhnt, dafür hat aber auch eine europäische Familie in der Regel einen solideren Halt als die amerikanische. Insbesondere gern will sich in Amerika Alles ein jugendliches Aeußere geben, arm und alt zu scheinen ist beides etwas, was man gern vermeidet. Daher merkt der Fremde auf den ersten Anblick nicht, wieviel Krankhaftes in diesen Menschen steckt. In jedem europäischen Volke hat, — wie ich dies alles schon früher bemerkt habe, — die Masse einen Kern von derber Kraft und Gesundheit, der in Amerika in dieser Weise in den meisten Gegenden fehlt. Bei uns zeigt sich endlich das Alte das Kümmerliche und Gebrechliche offener, weil es des öffentlichen Mitleids oder doch der Duldung gewiß ist, welche in Amerika im Ganzen genommen nicht heimisch sind. Reine Herzensgüte ist viel seltener dort als in Europa, man greift dem Nothleidenden einmal recht praktisch unter die Arme, dann aber muß er sich selbst helfen oder verderben.

Als ich nun mich mehr unter das europäische Volk mischte, wie es mir in der ersten besten Hafenstadt entgegentrat, war mir etwas Auffallendes, aber desto angenehmer diese Höflichkeit und Güte, diese feine Sitte, die mich überall umgab. Es war etwas Weiches Behagliches darin, wie in milder lauer Luft. Dessen war ich in den Vereinigten Staaten außerhalb der Salons und befreundeter Familien lange entwöhnt gewesen. Man thut dort gerade das was Einem gefällt, nur gegen die einmal feststehenden allgemeinen Regeln des Umgangs darf Keiner anstoßen, im Uebrigen bekümmert man sich um die Andern nicht. Gewiß ist bei einem Volke Mannesstolz

und würdiges Selbstgefühl in jedem Einzelnen vor allem hochzuachten, und wer hat am Ende nicht lieber mit derben Leuten zu thun, denen der Firniß noch fern geblieben ist, als mit immer freundlichen schleichenden Menschen, von denen man niemals recht weiß, wie man mit ihnen daran ist? Auch wird Jeder Das den Amerikanern lassen müssen, daß sich bei ihnen jenes ehrenwerthe Mannesgefühl, welches auf sich selbst ruht und dabei jedes Andern Persönlichkeit achtet, viel allgemeiner findet als bei andern Völkern. Allein nicht zu leugnen ist, daß damit häufig eine innere Rohheit und Herzlosigkeit sich verbindet, welche im Volkscharakter viel Widerwärtiges aufdeckt. Das Rowdywesen, jenes ächt amerikanische Landeserzeugniß, macht sich bei tausend Anlässen gar zu breit. Es zeigt die Kehrseite des amerikanischen Charakters, Europa hat statt dessen desto mehr Bedientenvolk. In den Vereinigten Staaten wird der Fremde bald darauf gefaßt, Tags über auf grelle Züge von Rohheit und Selbstsucht zu stoßen, und unwillkürlich bekommt er selbst nicht blos etwas Entschlossenes, sondern auch Derbes und Rücksichtsloses in seinem Benehmen. Dem Einwanderer setzt sich schon nach wenigen Wochen etwas vom amerikanischen Wesen an, was keineswegs immer liebenswürdiger ist als das heimische. Mancher wird bei der Rückkehr in Europa vielleicht erst durch die verlegenen Mienen Anderer daran erinnert, daß er nicht immer den Hut auf dem Kopfe zu behalten und überall gleich darein zu reden habe. Der Ankömmling nimmt in den Vereinigten Staaten auch unglaublich schnell amerikanische Denk- und Anschauungsweise an, und dort kann man bei deutschen Schriftstellern von Jahr zu Jahr deutlich verfolgen, wie sich stufenweise ihr deutscher Stil bis zur Unverständlichkeit verschlechtert.

Nachdem ich den ersten Tag wieder in Europa zugebracht hatte, war ich erstaunt darüber, was ich alles hier in einem

einzigen Tage gesehen, wie vielfache Anregung ich erhalten hatte. Welche Fülle und Gedrängtheit von Eindrücken und Genüssen aller Art, wieviel Originelles und Mannigfaltiges in Natur und Gesellschaft, wieviel Kenntnisse und Bildung, Kunstsachen und Alterthümer hier in einer einzigen Stadt, die zudem bloß eine französische Hafenstadt war! Und drüben in Amerika, welche Leere, welche Einförmigkeit in Land und Menschen! Auf wochenlangen Reisen immer dieselben Gesichter, man sieht es ihnen an, in dem einen wie dem andern arbeiten ganz dieselben wenigen Gedanken. Eine gleiche nackte Einförmigkeit herrscht in ihrer ganzen Einrichtung, immer dieselben Häuser und Hütten, immer dieselben Sitten Gebräuche und Ansichten bis auf das Kleinste gerade so, wie man das alles in den ersten Tagen kennen lernte. Es ist natürlich, daß im Amerikaner das Heimathsgefühl so lau ist: er hat zwar die lebendigste Anhänglichkeit an sein großes weites Land, jedoch haftet er an keiner lieben Stelle darin. Im Vergleich mit amerikanischer Einförmigkeit scheint Europa fast überall anmuthig erfüllt und heimathlich. Die zahllosen Geschlechter, welche hier schon gewohnt haben, ließen alle etwas von ihrem Dasein zurück. Hier bekommt man die Augen zu voll, dort in Amerika reißt man sie auf und sieht doch nichts Anderes, als leere Flächen mit hastigen Menschen, von denen der eine gerade so lebt denkt und handelt als der andere. Land und Volk der Vereinigten Staaten gleichen einem Gemälde, das bei dem ersten Anblick reizende und machtvolle Gruppen zeigt, auf welchem man aber bei längerem Beschauen keine technische und keine ideale Tiefe findet. Die amerikanische Literatur bekundete in den Kinderschuhen schon ein merkwürdiges Talent, Stücke aus der Wirklichkeit nach dem Leben zu zeichnen: es bleibt aber immer bei den Stücken und selten kommt der Dichter zu einer ächt künstlerischen Durchbildung und Gruppirung.

Mittlere Bildung, mittlerer Wohlstand, — beides aber

ebenso allgemein verbreitet, als hohe Bildung und kolossaler Reichthum verhältnißmäßig selten sind, — das ist das Gepräge des amerikanischen Volkes. Welches andere Volk der Erde kann sich freilich eines Gleichen rühmen? Wo sind dort die Dörfer voll plumper unwissender Bauern? wo die jammervolle Armuth der europäischen Fabrikgegenden? Es ist wahr, Amerika hat entsetzlich viel Gesindel und zwar das frechste und raublustigste, — Amerika hat auch jene noch fast thierisch rohen Massen von Schwarzen und Farbigen, deren Zukunft für das Land wie für sie selbst ein düsteres Räthsel ist, — allein so wenig man vor diesen Thatsachen die Augen verschließen kann, so bedeutend treten doch auch die Millionen freier Bürger hervor, welche in der Union auf eigenem Haus und Hof sich behaglich finden.

Und unter all diesen freien Bürgern und Bürgerinnen ist eine Werdelust, ein Trieb zu wachsen und groß zu werden, wie höchst selten in der Geschichte ein ganzes Volk davon ergriffen wurde. In Amerika erblühte noch keine große einheimische Literatur Wissenschaft und Kunst, allein jeder Farmer liest, jedes Mädchen lernt und strebt eine vornehme Dame zu werden, jeder Bursche bekümmert sich um etwas chemische und physikalische Kenntnisse. Es giebt noch wenig wahrhaft großstädtisches Leben, allein jedes Dörfchen ist auf dem Wege eine Stadt zu werden, das kleinste Wohnhaus strebt nach gefälligen Formen. Dieser unruhigen Welt des Werdens gegenüber — welche Ruhe und Stätigkeit, wieviel bescheidenes ordnungsvolles Selbstgenügen in Europa! In Amerika ein ewiges Hin- und Herschwanken, selbst in einigen Grundformen menschlicher Gesittung, das fliegt alles so leicht und lustig über den Erdboden weg, ohne irgendwo Wurzeln zu schlagen, — alles ist gleichsam mitten in der lebendigen Fluth und Strömung der politischen und Handels-Interessen, welche sich dort niemals konsolidiren. Kommt man daher von der amerikanischen Küste an die

europäische, so scheint hier alles so eng und steinern, so kleinlich und gedrückt. Erst allmählig imponirt dem Amerikaner die ruhige Würde und Gediegenheit der großen sozialen Institutionen, in denen die europäischen Völker beharren trotz aller Bewegungen.

Werden aber aus jener amerikanischen ungeheuren Welt des Werdens und der Unruhe nicht endlich gewaltige Gestaltungen hervorbrechen, welche in die kommenden Jahrhunderte hineinragen? Schwebt nicht schon über jenen Küsten der Lichtglanz neuer Zeitalter voll Bürgerstolz Volksfrische und geistiger Herrlichkeit? Und kann man leugnen, daß durch die alte Welt dunkle Ahnungen ziehen wie in der letzten Römerzeit, und daß von der neuen Welt eine kräftig belebende Luft herüberströmt in das gesammte Völkerleben?

Wahr ist's, amerikanische Grundsätze arbeiten schon tiefer in der europäischen Welt als es äußerlich scheint, seit den letzten vierzig Jahren schwillt ihre Bedeutung täglich mehr an. Amerika hat ebenfalls schon eine Schulter daran gelegt, die Weltgeschichte vorwärts zu bewegen, und Amerika steht noch im Beginne seiner Geschichte und seines Aufschwunges. Zu verkennen ist auch nicht, daß in Europa durch einzelne Volksschichten und Institutionen das Gefühl einer innern Unsicherheit, eine Sterbeahnung geht, weil das Jahrhundert sie umgestaltet. Allein — die vielgehoffte grandiose Verjüngung und Erneuerung des Menschengeschlechts und seiner Kultur in Amerika? Die Weltgeschichte, welche mit klingenden Flügeln über das Meer ziehen soll, um die alte Welt an das Schlepptau ihrer jungen Herrin zu binden? — Bis jetzt ist mehr als ein Grund, daran zu zweifeln, ob sich diese Visionen verwirklichen.

Je tiefer man der neuen Welt in's Herz schaut, desto spärlicher und winziger zeigen sich diejenigen Keime und Sprosse, aus denen fruchtbares wirklich eigenthümliches Leben hervorwächst, desto entschiedener ziehen sich all die großen amerikanischen Kultur-

bewegungen auf das dürftige Gebiet des Kolonialcharakters zurück.

Persönliche Unabhängigkeit ist das Hauptprinzip des amerikanischen Lebens, es schafft Großes und Herrliches, und dies Prinzip kräftigt, ehe er es selbst noch weiß, jeden Armen und Schwachen, der aus Europa herüber kommt. Wo aber hat in Amerika jenes Prinzip sammelnd verdichtend formend gewirkt, daß man neue organische Gliederungen wachsen sähe, durch welche die wilde Strömung der kommenden Zeiten bestimmt werde? Bis jetzt offenbart jenes Prinzip nicht bloß im spanischen, sondern auch im angelsächsischen Amerika ebenso sehr eine zersetzende als neubildende Kraft.

Ist es denn so unbedeutsam, daß der scharfe dürre alles aufstörende Yankeecharakter all die Volksarten, welche seit den ersten Ansiedlungen im ruhigen Besitze des Landes waren, während der beiden letzten Menschenalter nur zersetzt und aufreibt? Und hat nicht auf der andern Seite zu gleicher Zeit sich die politische Herrschaft der Sklavenherren fort und fort verstärkt, so daß die Interessen der Sklavenbesitzer jetzt die ganze Union im Bann halten und ihre Geschichte bedingen? Und das Unwesen der Rowdies und Natives, der Temperänzler, der Sekten und Klopfgeister und manches andere, welches ebenfalls nur als ein Auswuchs der Kolonialzeit vor zweihundert Jahren zu begreifen wäre, wie kommt es, daß es sich jetzt mit jedem Jahre stärker hervordrängt?

Gewiß ist die Behauptung übertrieben, daß die Frauen in Amerika mit jeder Generation feiner und schärfer, aber auch schwächer, nervöser und unweiblicher würden. Allein daß eine solche Behauptung überhaupt ernstlich kann aufgestellt werden, das deutet doch an, daß man auch das Klima für die Zukunft Amerikas nicht außer Rechnung lassen darf.

Doch das alles gründlich zu untersuchen, gäbe noch ein langes Kapitel. Meinerseits war ich am ersten Abende des wieder in

Europa verlebten Tages darüber mit mir einig und entschieden: man kann in den Vereinigten Staaten Nordamerikas vollauf zu essen und zu trinken bekommen, kann dort als Bürger sich durchaus selbstständig fühlen, ist dort immerfort mitten in einem großen jugendlichen Volksleben, welches alle seine Glieder unaufhörlich in Spannung hält: aber wahrhaft leben, wahrhaft froh werden des Vollgehaltes, der ungebrochenen Blüthe der Kultur unserer Zeit — das kann man trotz alledem nur in Europa.



Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)





